Deutsche Rundschau

BAND CCLX

(Juli – August – September 1939)

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt
Übersetzungsrecht vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertsechzigsten Bande

(Juli – August – September 1939)

Willy Andreas: Von Leipzig bis Paris 1
Hermann Binder: Gestaltwandel des Abiturienten 11
Paul Ortwin Rave: Goethes Park 17
Paul Fechter: Mit sieben Siegeln 33
Karl Holzamer: Landschaft der Seele 37
Bruno E. Werner: Die Begegnung zweier Dichter 40
Rundschau 44
Die ewige Wirklichkeit. Altdeutsches Schattenspiel 49
Arnold Ulitz: Hochzeit! Hochzeit! Erzählung II. 57
Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Geschichtliches, Politisches, Menschliches 72
Neues aus der Universal-Bibliothek 80
Rudolf Pechel: Pourquoi la guerre? 81
Meinulf Küsters: Siedlungsmöglichkeiten im ehemaligen Deutsch-Ostafrika 85
Karl Koetschau: Ein Freund Nietzsches 89
Edith Ebers: Die Eingliederung der Autobahn in die Landschaft 98
Edwin Redslob: Lauchstädt 104
Paul Fechter: Knut Hamsun 113
Franz Zeise: Bazaine 118
Die ewige Wirklichkeit. Altdeutsches Schattenspiel 124
Rundschau 131
Arnold Ulitz: Hochzeit! Hochzeit! Erzählung III. 135

Literarische Rundschau:
Adalbert Hahn: Polen und Deutschland 144
Herm. Jos. Schmitt: Von Anselm von Canterbury zu Deutinger . . 145
Rudolf Pechel: Schätze der Bildung 146
Erzähltes 150
Bernd Söhren: Der Engel bei Dante 158
Theophile von Bodisco: Vom Menschengesicht 160
Rudolf Pechel: Für junge Mütter 160
F. A. Schmidnoerr: Mythische Wirklichkeit 161
Helene Raff: Karl Alfred von Zittel 172
Aus den Briefen Karl Alfred von Zittels: Congreß in Paris 1900 . . . 175
Oskar Schürer: Prag, Bild der Stadt 177
Kurt Wagenführ: Entwicklungsmöglichkeiten des Fernsehens 184
Kurt Wiedenfeld: Transportwesen und chemische Industrie im Vierjahresplan 193
Paul Fechter: Über das Lesen von Dramen 195
Karl Rosner: Halbdunkel 200
Die ewige Wirklichkeit. Altdeutsches Schattenspiel 206
Rundschau 213
Arnold Ulitz: Hochzeit! Hochzeit! Erzählung IV. 220
Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Erzähltes 229
Bücher von Kunst und Schönheit 231
Rudolf G. Binding zum Gedächtnis 234
Von großen Ärzten 234
Erich Frank: Das Anatomenbildnis 236
Rudolf Pechel: Vom Sinn des Lebens 238
Inselbücher 238
Manso, der Puma 238
Verschiedenes 238
Buchreihen 240

WILLY ANDREAS

Von Leipzig bis Paris

Vor 125 Jahren

In der Völkerschlacht von Leipzig war Napoleon geschlagen, aber sein Heer nicht vernichtet worden. Ihm den Weg in die Heimat abzuschneiden, wie es der österreichische Oberbefehlshaber Fürst Schwarzenberg wollte, gelang nicht. Trotzdem wuchs sich der Sieg der Verbündeten sowohl militärisch wie politisch zu weltgeschichtlicher Wirkung aus. Der napoleonischen Vorherrschaft in Europa war damit ein gewaltiger Stoß versetzt, die Erhebung der Nationen ein mächtiges Stück vorangediehen. Jetzt erst entwickelte sich der Feldzug in seinem weiteren Verlauf zum gesamtdeutschen Kriege: ein Rheinbundfürst nach dem andern riß sich von dem Protektor los! Bayern war schon, bevor die Würfel bei Leipzig fielen, im Rieder Vertrag abgesprungen. Die andern mittelstaatlichen Regierungen folgten seinem Beispiel, zum Teil mit recht gemischten Gefühlen; denn wer bürgte dafür, daß der Besiegte seiner Widersacher nicht doch noch Herr würde und an den Abtrünnigen Rache nähme! Unsicher und matt verfolgt, von Typhus und Ruhr furchtbar geschwächt, wälzte sich das kaiserliche Heer dem Rheine zu. Kurz bevor es ihn erreichte, kam es noch einmal zum Kampf auf deutschem Boden, als ihm Wrede, Sproß eines pfälzischen Adelsgeschlechtes, mit seinen nunmehr vereinten bayrisch-österreichischen Streitkräften bei Hanau (30. und 31. Oktober) den Rückzug verlegen wollte. Er hatte die Kinzig unmittelbar im Rücken, vor sich ein Waldgelände, das jede Sicht versperrte. Der Kaiser nutzte die taktischen Schwächen der feindlichen Aufstellung, brachte Wrede, der selbst schwer verwundet wurde, eine Niederlage bei und bahnte sich durch diesen billigen Sieg die Straße in sein Reich.

Einen Augenblick schien es, als würde sich am Rhein sein Geschick nochmals zum Guten wenden!

Die Heere der Verbündeten machten am rechten Stromufer halt und von Frankfurt aus, wo die drei Staatsoberhäupter unter dem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug hielten, bot Metternich, auch in diesem Fall ganz der Vertreter des älteren Europa, nicht der erwachten Volksgewalten, im Namen der Verbündeten Frankreich durch den in Gefangenschaft geratenen früheren Gesandten in Weimar, Baron St. Aignan, einen Schwager Caulaincourts, die sogenannten natürlichen Grenzen, Alpen, Pyrenäen und Rhein als Verhandlungsgrundlage an.

Angesichts des stattlichen Machtzuwachses, der Frankreich geblieben wäre, war es doch wohl ein schwerer Fehler Napoleons, daß er nicht darauf einging. Denn damit gab er seinen Gegnern Gelegenheit, ihn als Friedensfeind bloßzustellen und den Riß zwischen ihm und dem französischen Volke zu erweitern. Dies war ja der Sinn des Manifests, das die Verbündeten unterm ersten Dezember an die Nation richteten. Sie führten Krieg, hieß es darin, nicht gegen Frankreich,

sondern gegen die Vorherrschaft Bonapartes und sein Eroberertum, unter dem die Welt und die Franzosen selbst nur zu lange gelitten hätten. Die Unterscheidung Frankreichs von seinem Herrn, die hier zum ersten Male in fast grundsätzlicher Schärfe gemacht wurde, arbeitete drüben in den Gemütern weiter; es war die geistige und propagandistische Vorwegnahme des Schicksals, das Napoleon zuletzt erleiden sollte.

Napoleons internationale Lage war schlecht, als das neue Jahr anbrach und mit ihm ein weiterer Abschnitt seines Kampfes um Thron und Reich. Von den deutschen Festungen, die durch französische Truppen besetzt waren, hatte eine nach der andern kapituliert: Dresden, Torgau, Stettin, Zamosc, Modlin, auch Danzig, das von dem elsässischen General Rapp tapfer verteidigt wurde. Davoust, der sich nicht rechtzeitig nach Holland zurückgezogen hatte, ward in Hamburg eingeschlossen. Der Rheinbund war zerfallen, die Niederlande hatten sich ebenfall losgerissen.

Auch hier, besonders in Holland, war die Siegesnachricht von Leipzig freudig begrüßt worden. Den Verlust der politischen und geistigen Unabhängigkeit hatte man ebensowenig verschmerzt wie den der Handelsfreiheit, und diese bitteren Empfindungen fielen schwerer ins Gewicht als die Befriedigung darüber, daß manche Mißbräuche und überlebten Vorrechte von der napoleonischen Verwaltung mit scharfem Besen weggefegt worden waren. Auf die Kunde, daß sich russische und preußische Truppen der Grenze näherten, brachen in Amsterdam Unruhen aus, die den Charakter einer Volksbewegung annahmen, so daß die Stadt Mitte November von Lebrun geräumt wurde. Graf Gysbert Carl van Hogendorp, der Bruder des bonapartistisch gesinnten Generals, bildete als Haupt der Oranienanhänger mit seinen beiden Freunden van der Duyn van Maasdan und van Limburg-Styrum ein Triumvirat. Diese vorläufige Regierung ging London um Hilfe an und rief alsbald den Sohn des verstorbenen Erbstatthalters Wilhelm herbei. Am ersten Dezember wurde die Freiheit der Niederlande ausgerufen und Prinz Wilhelm nach seiner Landung in Scheveningen als deren souveräner Fürst verkündet. Die Nordarmee Bülows, bei deren Nahen sich überall die Bevölkerung erhob, trieb die Truppen Macdonalds, der sich angesichts der feindlichen Überlegenheit fechtend zurückzog, vor sich her. Bis zum Jahresschluß war der größte Teil des Landes unter oranische Herrschaft zurückgeführt; nur bei den festen Plätzen, so auch vor Antwerpen, kam es zu langwierigeren Kämpfen.

Während in Deutschland der Befreiungskampf auf seine Höhe trat, neigte er sich in Spanien seinem Ende zu. Dort hatte Wellington, nachdem die Franzosen mit Pamplona ihren letzten Stützpunkt verloren hatten, die Streitmacht des Marschall Soult über die Pyrenäen hinweg vor sich hergetrieben und stand bereits in Bayonne, wo er den Gegner einschloß.

In Italien war die französische Vorherrschaft seit Leipzig in vollem Einsturz begriffen. Der vergewaltigte Papst, dem nunmehr Napoleon — zu spät! — die Heimkehr nach Rom anbot, antwortete, er werde nur in der Heiligen Stadt verhandeln, und begab sich in den Kirchenstaat zurück. Eugen Beauharnais hatte nach Österreichs Beitritt zur Koalition eine Zeitlang mit einer neuausgehobenen

Armee geschickt die Grenzen verteidigt, mußte aber dann Illyrien räumen und wurde durch glückliche Operationen des Feldzeugmeisters Hiller hinter die Etsch zurückgedrängt und hielt den österreichischen Oberbefehlshaber Bellegarde am Mincio auf. Noch gab er die Hoffnung nicht auf, die italienische Krone sich wiederzuerkämpfen.

Ganz anders Murat! Dieser vollzog jetzt den Abfall von seinem Schwager, den er im Sinne trug, seitdem dessen Gestirn ins Sinken geriet. Als Verräterlohn für den Beitritt zur Sache der Verbündeten ließ er sich den Besitz seiner Staaten durch Österreich und England, sowie Vergrößerung auf Kosten des Kirchenstaates zusagen und schickte sich nun an, nachdem er Rom, Toskana und die Romagna besetzt hatte, den Vizekönig Beauharnais in Oberitalien zu bekämpfen. Er führte den Krieg zwar nur auf recht saumselige Weise; doch sah sich Eugen, der vergeblich eine Verständigung mit Murat anzubahnen suchte, zuletzt genötigt, einen Waffenstillstand mit Bellegarde abzuschließen und Oberitalien zu räumen. Ein Aufstand in Mailand (13. April) zeigte ihm an, daß er für sich nichts mehr zu hoffen hatte und daß es mit der Beherrschung Italiens durch die Franzosen zu Ende ging. Er zog sich nach Frankreich zurück. Ohne Schwertstreich konnten die Österreicher in die Hauptstadt der Lombardei einziehen. Joachim Murat aber mußte mit seinem neapolitanischen Reich fürliebnehmen, das er so gerne mit der Krone von ganz Italien vertauscht hätte!

Während diese italienischen Begebenheiten über den Winter bis ins Frühjahr sich hinein hinzogen, ging der Kampf im Norden weiter.

Die Verbündeten verfügten jetzt, unter Einschluß ihrer Reserven und der Truppen auf den Nebenkriegsschauplätzen über mehr als eine Million Streiter, wovon über ein Drittel in vorderster Linie kämpfte. Napoleon standen zum gleichen Zeitpunkt, im Januar infolge der großen Schwierigkeiten, die bei der Aushebung, Ausbildung und Ausrüstung erwuchsen, nur etwa einhundertfünfzehntausend Mann zu Gebote. Die Levée en masse scheiterte, und schon Mitte November waren nicht mehr als dreißig Millionen Silber im Tresor, die letzte Birne für den Durst, wie Napoleon grimmig seinem Schatzmeister Mollien schrieb. Die Heimat war kriegsmüde, die Stimmung auch der parlamentarischen Körperschaften immer ablehnender. In Anbetracht der Umstände sah sich der Kaiser gezwungen, vorzeitig das Corps législatif zu schließen, das der Friedensstimmung feierlich Ausdruck gegeben hatte.

Trotz der Überlegenheit der Koalition hatte Gneisenau, der den Stoß ins Herz Frankreichs verlangte, Anfang November den sofortigen Einmarsch in Feindesland, die Befreiung Belgiens und Nordfrankreichs durch Blücher und Bernadotte und den Vormarsch der Hauptarmee zwischen Mainz, Straßburg und Metz nicht durchsetzen können. Nach langen peinlichen Erörterungen wurde schließlich Ende des Monats der österreichische Plan angenommen.

Darnach sollte die Hauptarmee durch die Schweiz ziehen und als Marschziel das Plateau von Langres anstreben, das freilich nach den Grundsätzen der alten Strategie als Schlüsselpunkt und Quellbereich von Aube, Maas, Marne und Seine überschätzt wurde: man vermeinte, wenn man es habe, Napoleon zum

Frieden bewegen zu können. Es wirkte bei dieser Abweichung vom geraden Wege die Absicht mit, gegebenenfalls leichter mit den österreichischen Streitkräften in Italien Fühlung zu bekommen und auch Wellington, der an der Atlantischen Küste vorging, näher zu sein. Natürlich wurde damit auch der Süden seines Reiches den Rüstungen Napoleons entzogen. Außerdem versprach man sich vom Besitz des Plateaus von Langres und seiner Stromquellen die Verfügung über Nordfrankreich, da es der Feind dann natürlicherweise nicht mehr verteidigen könne: die Eroberung gleichsam ohne Schwertstreich! Blücher sollte sich zur Rechten der Schwarzenberg-Armee halten, Bernadotte in die Niederlande einfallen. Der österreichische Generalissimus und sein Stab glaubten, daß man ohne die Besetzung Hollands und der Schweiz als der beiden Flankenbastionen keinen Vorstoß nach Frankreich hinein wagen dürfe.

Wie nun überhaupt die Kriegführung von Leipzig bis Paris im Zeichen der Diplomatie und ihrer Gegensätze sich abwickelte, hatten schon hier, gleich beim Entwurf des Feldzugsplanes die Gesichtspunkte der österreichischen Staatsräson sich durchgesetzt. Metternich und sein Kaiser gingen ja — im Unterschied zum Zaren — keineswegs auf den vollen Sturz Napoleons, vielmehr auf eine Einschränkung, aber Erhaltung der französischen Macht aus. Jeder zu tiefgreifende Umsturz der allgemeinen Verhältnisse erzeuge auch, so fürchteten sie, neue Unruheherde. Vor allem sollte Rußland nicht überstark werden, Preußens Wachsen in Schranken gehalten werden. Dieser Grundauffassung entsprach es, daß Metternich keinen Vernichtungsfeldzug, wie er den hohen preußischen Führern im Sinne lag, wünschte: man hoffte, Napoleon werde, wenn er sich der militärischen Auswirkung des Feldzugsplanes gegenübersähe, zu angemessenen Bedingungen Frieden schließen. Eine Erwartung, die die Löwennatur des großen Mannes verkannte: man übersah, daß der Gebieter Frankreichs, der Sohn des Glücks, wie er selbst sich bisweilen nannte, nach Ursprung, Wesen und Aufbau seiner Herrschaft auf Erfolg und Sieg auch jetzt, und nun mehr als je, angewiesen war, wenn er sich, sein Ansehen und seine Stellung vor den Franzosen behaupten wollte!

Eine mißliche Sache war der Durchmarsch durch die Schweiz, wo Metternich, sehr gegen die Wünsche Alexanders, des einstigen Zöglings von La Harpe, die überlebten, von der Revolution beseitigten Kantonatsverfassungen herstellen und den französischen Einfluß durch den österreichischen ersetzen wollte. Da der Zar Metternich zur Anerkennung der eidgenössischen Neutralität verpflichtet hatte, fand dieser den Ausweg, sich durch die Schweizer selber ins Land rufen zu lassen, was freilich nur eine kleine Gruppe, die unbedingten Anhänger einer Restauration taten. Aber es genügte als Vorwand. Die Mehrzahl der einheimischen Staatsmänner blieb bei ihrem durch die Tagsatzung erklärten Neutralitätswillen, freilich ohne daß nach Leipzig die in französischen Diensten befindlichen Regimenter heimberufen wurden. Die Wehrverfassung des Landes war kläglich vernachlässigt, Widerstand gegen die Übermacht der Verbündeten aussichtslos. Zu dem Entschluß, eine Volksbewegung zu entfachen, sei es auf die Gefahr, ruhmvoll unterzugehen, rafften sich die leitenden Männer nicht auf. Ebensowenig aber vermochten sie sich eine entschlossene Parteinahme für die Koalition abzuringen, die ihnen im all-

gemeinen Frieden Vorteile hätte sichern können. Ohnmächtig den Dingen ihren Lauf lassend, beschränkten sie sich auf unwirksame Proteste. Die Eidgenossenschaft, so hat es einer ihrer jüngsten Geschichtsschreiber, Edgar Bonjour, ausgesprochen, erlag dem übergroßen Druck von außen und den zersetzenden Kräften im Innern, dem mangelnden Opfermut einer durch die lange Fremdherrschaft zermürbten Bevölkerung sowie der Unfähigkeit und der Eifersucht ihrer politischen und militärischen Leiter.

Napoleons Rechnung, daß die Schweiz ihre Neutralität aufrechterhalten werde, erwies sich somit als trügerisch; kurz vor Weihnachten (20./21. Dezember) ging die Hauptarmee zwischen Basel und Selz über den Strom und erreichte in langsamen Märschen Mitte Januar Langres, wo sie untätig stehenblieb.

Blüchers sorgfältig vorbereiteter Rheinübergang setzte in der Neujahrsnacht bei Mannheim, Koblenz und Kaub ein und glückte. Während seines Vormarsches nach Frankreich hinein, durch den er auch die Hauptarmee zu schnellem Vorgehen veranlassen wollte, geriet Blücher, noch bevor die zurückgebliebenen Teile der schlesischen Armee heran waren, bei Brienne ins Gefecht mit Napoleon, der seinerseits zum großangelegten Angriff ausholte, um die weite Verteilung der gegnerischen Verbände zu nutzen. Der preußische Heerführer wurde geschlagen (29. Januar), entzog sich aber seinem Hauptstoß in südlicher Richtung und siegte am 1. Februar, unterstützt von Wrede und dem württembergischen Kronprinzen bei La Rothière über den Kaiser. Doch steigerte sich dieser Erfolg wegen der politischen Rücksichten, die Schwarzenberg nahm, und der schwachen Verfolgung nicht zu einer entscheidenden Niederlage des Gegners: das französische Heer entkam nach Troyes, wo es sich auf Nogent an der Seine zurückzog. Die Nordarmee trat zwar bei Düsseldorf den Vormarsch über den Rhein an; Bernadotte selbst aber mied aus selbstsüchtigen Motiven die Beteiligung am Feldzug gegen Frankreich, dessen Krone ihn lockte; er hatte sich die Säuberung Nordwestdeutschlands übertragen lassen und benutzte diesen Auftrag, um einen Teil seiner Truppen gegen Dänemark anzusetzen, und zwang dieses nach einigen harmlosen Gefechten, die mehr Raufereien waren, im Frieden von Kiel (14. Januar 1814) Norwegen an Schweden abzutreten. Ein Hauptziel seiner skandinavischen Politik, dem die Mehrheit seiner schwedischen Untertanen allerdings die Rückgewinnung Finnlands wesentlich vorgezogen hätte!

Zar Alexander war nicht abgeneigt, Bernadotte den französischen Thron zu gönnen; hätte er auch auf dessen dauernde Dankbarkeit gewiß nicht rechnen dürfen, so wäre er doch mit ihm einen unruhigen Nachbarn losgeworden. Über Bernadotte und das französische Zentralproblem, nämlich die von Alexander verlangte, auch von Blücher und Gneisenau stets geforderte Absetzung Bonapartes, geriet Metternich, der den Kaiser auf dem Thron belassen und allenfalls nur zu einer Regentschaft für seinen Sohn sich verstehen wollte, mit dem Zaren aneinander, der ihm auch deshalb grollte, weil er sich in der Schweizer Angelegenheit überrumpelt fühlte. Daß die polnischen Pläne Alexanders die Loslösung Galiziens von Österreich einschlossen, spielte gleichfalls in diesen Widerstreit hinein. Über alledem kam es Ende Januar bei den Ministerbesprechungen in Langres

fast zum Bruch zwischen dem Zaren und dem Lenker der österreichischen Politik. Auf Metternichs Drohung, aus der Koalition auszuscheiden, gab Alexander Bernadotte preis, für den auch England nicht zu haben war. Sein kluger Gegenspieler hatte ihn in die Ecke manövriert, da Hardenberg durch die Zusage, sich einer Erwerbung Sachsens durch Preußen nicht zu widersetzen, auf seine Seite gezogen worden war. Im Hauptquartier war auch Castlereagh eingetroffen, der Leiter der englischen Außenpolitik, der die Fragen des Seerechts aus den Erörterungen ausschließen wollte, ein starkes Königreich der Niederlande wünschte und auch deshalb dafür war, Frankreich in seine Grenzen zurückzuwerfen, die es vor Beginn der Revolutionskriege gehabt. Um Castlereagh für die Belassung Napoleons auf dem Thron zu gewinnen, ließ Metternich den Gedanken der natürlichen Grenzen wieder fallen.

Eben über diese veränderte Fassung der Friedensziele vereinbarte man sich nun, auf einem Kongreß zu Chatillon mit dem Franzosenkaiser zu verhandeln. Doch drückte der Zar durch, daß währenddem weitergekämpft werde. Die Niederlage von La Rothière hatte Napoleon vorübergehend so getroffen, daß er sich auf Verhandlungen einließ. Nach wenigen Tagen jedoch waren die Besprechungen, auf denen der neuernannte Außenminister Caulaincourt, Anhänger eines Verständigungsfriedens, Frankreich vertrat, schon ergebnislos zu Ende: der Zar, der erneut auf der Absetzung Bonapartes und dem Vormarsch nach Paris bestand, war es, der sie abbrach. Hier wie in der Folgezeit stiftete es in beiden feindlichen Lagern Verwirrung, daß die Wandlungen des Kriegsglücks und die diplomatischen Bemühungen aufeinander einwirkten und unruhig durcheinanderspielten. War Napoleon in der Niedergeschlagenheit über La Rothière einen Augenblick zu Opfern bereit gewesen, die seinem Stolz früher unerträglich erschienen, so schnellte mit den Erfolgen, die sein überwältigendes militärisches Genie bald darauf errang, Stimmung und Anspruch wieder empor.

Was er leistete mit mühsam zusammengerafften, schwachen, zum Teil ungeschulten Streitkräften, war bedeutend, das Bild des angeschossenen, immer wieder zum Sprung ansetzenden Raubtiers großartig, während die Vielzahl seiner Gegner in ihrer Zerfahrenheit keinen erhebenden Anblick bot. Kaum hatte er sein Heer neu geordnet, brach er, indem er in überlegenster Weise den Vorteil der inneren Linie nützte, von Troyes aus plötzlich hervor. Seine Feldherrneigenschaften traten noch einmal glanzvoll zutage.

Zunächst kam ihm der tüchtigste der feindlichen Generale, Blücher, in den Wurf. Er schlug die im Tal der Marne einzeln auf Paris vorrückenden Abteilungen der schlesischen Armee trotz ihrer heftigen Gegenwehr (10. – 14. Februar) in den Gefechten von Champaubert, Montmirail und Vauchamps zurück, so daß sie schwer erschüttert bei Châlons sich sammeln mußten. Die letzten Tage hatten sie fünfzehntausend Mann gekostet! Dann wandte sich Napoleon der Seine zu gegen Schwarzenberg in der Meinung, Blücher für absehbare Zeit aus dem Felde geschlagen zu haben: bei Mormant warf er Wittgenstein (17./18. Februar), bei Monterau das Korps des württembergischen Kronprinzen zurück.

Schwarzenberg war über die unglückliche Wendung so entmutigt, daß er Ver-

thier um Waffenstillstand bat und hinter die Seine an die Aube zurückging. Der Sieger jedoch verwarf nun auf Grund der neuen militärischen Lage den von Caulaincourt übermittelten Entwurf eines vorläufigen Friedensvertrags, der außer den altfranzösischen Grenzen die sofortige Räumung der Festungen Belfort, Besançon und Hüningen forderte, als entehrend und ging seinerseits auf die Frankfurter Bedingungen als Minimum zurück. Den Waffenstillstand aber lehnte er geringschätzig ab, wie er denn überhaupt nach jedem militärischen Erfolg sofort seine politischen Ziele höher spannte. Genau das Gegenteil auf der andern Seite, wo die politische Leitung auf das erste militärische Mißgeschick hin zusammenklappte!

Darauf wurde im Hauptquartier der Verbündeten nach lebhaften Auseinandersetzungen der Rückzug nach Langres beschlossen und sogar das Waffenstillstandsgesuch erneuert; doch konnte man mit den Franzosen (24. Februar bis 5. März) nicht einmal über die Demarkationslinie einig werden. Da rettete Blücher die Situation und führte eine glückliche, entscheidende Wendung herbei.

Er hatte den Hilferufen Schwarzenbergs Folge geleistet und stand sprungbereit in der Flanke Napoleons, sah sich aber, statt zu der erhofften gemeinsamen Entscheidungsschlacht eingesetzt zu werden, zur Untätigkeit verurteilt, als sollte er nur an der zweifelhaften Ehre dieses Rückzuges beteiligt werden. Oberst Grolmann, der Stabschef des Kleistschen Korps, war es, der ihm vorschlug, sich erneut von der Hauptarmee zu trennen und durch Vorgehen auf Paris Napoleon noch einmal sich auf den Hals zu ziehen. Nur so könne man jene am weiteren übereilten Rückzug verhindern! — Der heldenmütige Greis und Gneisenau gingen freudig darauf ein. Persönlich holte Gneisenau alsbald im Hauptquartier die Genehmigung Schwarzenbergs und der Monarchen ein, und so trat Blücher, obwohl er in den letzten Kämpfen ein Drittel seines Truppenbestandes eingebüßt hatte, kühn den Vormarsch südlich der Marne gegen Paris an, indem er sich mit der aus Belgien heranrückenden Nordarmee unter Bülow und Winzingerode vereinigte.

Der Feldzug trat damit in ein neues Stadium, und der König empfand ganz richtig, wenn er Blücher schrieb, der Ausgang liege zunächst in seiner Hand. Die Hauptarmee, gestützt auf ihren linken Flügel, zog sich weiter nach Osten zurück, in der Annahme, daß Napoleon mit seinem gesamten Heer hinter ihr her sei. In Wirklichkeit aber eilte Napoleon Blücher nach. Als Schwarzenberg inne ward, daß er nur von Macdonald und Oudinot mit verhältnismäßig geringen Streitkräften verfolgt werde, ging er, vom preußischen König stark dazu ermuntert, wieder vor und schlug sie bei Bar sur Aube (28. Februar), wobei der siebzehnjährige Prinz Wilhelm, der spätere deutsche Kaiser, die Feuertaufe erhielt. Troyes wurde zum zweitenmal eingenommen (5. März).

Inzwischen war Blücher durch das Erscheinen Napoleons bei Soissons noch einmal, bis die Vereinigung mit den Führern der Nordarmee gelungen war, in die Verteidigung gedrängt worden. Erheblich durch sie verstärkt, schlug er den Angriff des Kaisers, der den Russen zuvor bei Craonne (7. März) eine blutige Schlappe beigebracht hatte, in der Schlacht von Laon zurück.

Vielleicht hätte man jetzt das kaiserliche Heer, von dem Teile ganz zersprengt waren, vernichten können, wenn Gneisenau es rücksichtslos hätte verfolgen lassen, statt den Truppen Ruhe zu geben. Seine Haltung ist denn auch im kriegswissenschaftlichen Schrifttum viel erörtert und umstritten. Es mag sein, daß die damalige Augenerkrankung seines an der Führung verhinderten Oberbefehlshabers eine der Ursachen war, warum dies, entgegen seinen Anschauungen, unterblieb; auch mag die Überanstrengung der schlecht verpflegten Truppe, die in peinlichen Lockerungen der Zucht bemerkbar wurde, ihn abgehalten haben, das Äußerste zu verlangen. Er war dem Ende seiner Leistungsfähigkeit nahe! — Wahrscheinlich aber, so dürfen wir auf Grund einer Untersuchung des Generals von Cochenhausen annehmen, wollte er sein Heer stark erhalten, um Preußens Forderungen am Ende des Krieges Nachdruck zu verleihen, zumal er wußte, daß der Zusammenbruch des Gegners bald zu erwarten sei, da dessen Hauptkraft dahinschmolz und die französische Nation selbst im Grunde den Kampf schon aufgegeben hatte.

Politisch festigte sich um diese Zeit endlich im Lager der Verbündeten der bisher so mangelhafte Zusammenhalt, und es vollzog sich in dem zu Chaumont auf zwanzig Jahre abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnis (9. März) auch eine Klärung in Hinblick auf die Kriegsziele: man versprach sich gegenseitig, mit dem Feinde keinerlei Sonderabkommen einzugehen, und einigte sich darauf, Frankreich in seine alten Grenzen zurückzuweisen sowie die Unabhängigkeit Deutschlands, Italiens, Hollands und Spaniens durchzusetzen. Die wiederaufgenommenen Verhandlungen von Chatillon wurden auf die unzureichenden Erbietungen Napoleons hin abgebrochen. Auch Metternich wünschte jetzt die militärische Entscheidung, weil Napoleons Haltung jede friedliche Einigung unmöglich mache.

Nachdem sich der Kongreß von Chatillon aufgelöst hatte, erhoben sich die kriegerischen Handlungen zur vollen Höhe geschichtlicher Entscheidung.

Der Kaiser machte den verwegenen, ja verzweifelten Versuch, den Verbündeten in den Rücken zu fallen, indem er in Gewaltmärschen seine Truppen um sie herumführte; stützen wollte er sich dabei auf die Festungen im Osten und die Empörung der Bevölkerung in Lothringen, wo wie an andern Orten die Erbitterung der Bauern über die Eindringlinge im Franktireurkrieg aufflackerte. Es waren übertriebene militärische Hoffnungen, die er auf diese Erscheinungen setzte.

Die Preußen, dann auch die Österreicher, ihrer Übermacht vertrauend, drangen unbeirrt vorwärts, auf die feindliche Hauptstadt zu, da sie die Pläne des Gegners und das Unzureichende seiner Mittel für so gewagte Bewegungen durchschauten. Aufgefangene Briefe hatten ihnen verraten, wie schlecht es um ihn und um Paris stand. Zudem war bekanntgeworden, daß die Engländer unter Wellington Bordeaux genommen hatten, wo der Bürgermeister Lynch auf deren Annäherung Ludwig den Achtzehnten zum König ausrief! Schulter an Schulter, von gleichem Willen beseelt, marschierten die verbündeten Heere auf Paris los. Gneisenaus feurige Gedanken hatten über Schwarzenbergs Bedenklichkeiten gesiegt.

Gleich zu Anfang seines Vormarsches wurde dem Kaiser bei Arcis sur Aube (20./21. März), wo ihm das Gros der Armee Schwarzenberg eine empfindliche Niederlage zufügte, der Weg verlegt. Nur unter harten Kämpfen gegen den drei-

fach so starken Gegner gelang es ihm, durchzubrechen. Trotzdem hielt er an seinem Plane fest und rückte über Vitry bis St. Dizier vor. Er war, so empfanden es seine Gegner bereits mit Überlegenheit, eine Art Freischarenführer geworden, der auf ihren rückwärtigen Verbindungen spielen wollte und ihnen militärisch kaum mehr ebenbürtig erschien! Noch einmal lächelte ihm ein schwacher Strahl seines früheren Glücks, als er gegen Ende des Monats (26. März) hier bei St. Dizier ein feindliches Beobachtungskorps unter Winzingerode schlug, das er für die Vorhut der ihm vermeintlich nachrückenden Verbündeten ansah. Schon am nächsten Tage aber erhielt er Gewißheit, daß er keinen Augenblick mehr verlieren dürfe, wenn er Paris retten wollte. Für ihn, dessen Feldzüge so oft ins Herz des feindlichen Landes gezielt hatten, für ihn, den Emporkömmling, den Räuber der Macht und den Gewaltherrscher, bedeutete seine Hauptstadt noch mehr als für die Erbfürsten des alten Europa. Dort lauerten ja auch innere Gegnerschaft und Verrat.

Am 28. März entschloß er sich zur Umkehr und raste hinter den Verbündeten her. Dann, als er vernahm, daß sie schon Meaux erreicht hatten, verließ er die Truppe und ritt, nur von einer Schwadron seiner Leibwache begleitet, voran; zuletzt fuhr er ohne diese im Wagen eilends weiter, um dem Gegner den Vorsprung abzujagen. Am 30. traf er, Feldherr ohne Heer, in Fontainebleau ein. Zu spät!

Die Feinde waren bereits vor Paris angelangt, das zur Verteidigung unzulänglich vorbereitet war. Marmont und Mortier schlugen sich brav im Norden und Osten der Stadt (30. März). Diese letzte Schlacht, an der vornehmlich die Preußen beteiligt waren, endete mit dem Siege der Angreifer. Nachdem sie den Montmartre erobert hatten, war die Übergabe unvermeidlich geworden. Marschall Marmont lieferte Paris am Abend des 30. März aus. Es wurde ihm und Mortier freier Abzug zugestanden. Marie Luise war mit ihrem Söhnchen, dem König von Rom, schon tags zuvor nach Blois entflohen; König Josef, der der Kaiserin als Generalstatthalter zur Seite stand, machte sich gleichfalls davon. Am 31. hielten der Zar und der König von Preußen unter betäubenden Vivatrufen, zum Teil in würdeloser Art von den Parisern begrüßt, ihren Einzug. Kaiser Franz war ferngeblieben, um nicht dem Sturz seines Schwiegersohnes beiwohnen zu müssen.

Die sinnlos gewordenen Friedensvorschläge des Besiegten, der nun anbot, was er vor Wochen in Chatillon hätte haben können, wurden glatt abgelehnt. Überall in der Stadt ließen die Verbündeten anschlagen, sie würden weder mit ihm noch einem Mitglied seiner Familie verhandeln, und diese Erklärung hatte ihr Wirkung. Daß er selber fallen mußte, stand jetzt außer Frage. Caulaincourt, der vier Audienzen bei Alexander hatte, brachte seinem Herrn die Antwort zurück, der Zar fordere seine Abdankung! Mit reißender Schnelligkeit fielen Parlamentarier, Beamtenschaft und Offiziere von ihm ab. Die Herrlichkeit des Empire brach zusammen. Am 2. April sprach der Senat die Absetzung des Kaisers aus. Talleyrand arbeitete mit Hochdruck für die Restauration der Bourbonen, der die Masse der Bevölkerung gleichgültig gegenüberstand, und trat an die Spitze einer vorläufigen Regierung.

Napoleon selbst dachte immer noch nicht daran, sich zu ergeben. Noch gab es Soldaten, vielleicht ließe sich der Krieg draußen im Lande weiterführen! Mancher mochte bereit sein, mit ihm bis zum bittern Ende zu gehen: aber auch eine ganze Reihe von Generalen ließ ihn jetzt im Stich, einer nach dem andern und gerade die höchsten, die ihm am nächsten standen! Ney, Macdonald, Lefevbre und Oudinot traten am 4. April als Wortführer ihrer Kameraden vor ihren kaiserlichen Herrn und legten ihm einen Entwurf vor, wonach er zugunsten seines Sohnes Thron und Land verlassen sollte, weil die Mächte es so wünschten und Frankreichs Wohl es erheische. Er sah keinen Ausweg mehr und unterschrieb. Als die Marschälle nun beim Zaren sich meldeten und ihm ankündigten, daß das Heer nicht für die Wiederherstellung des Bourbonenkönigtums zu haben sei, vernahmen sie, daß Marmont seine Truppen den Österreichern zugeführt habe. Die Hoffnung der Generale auf Einsetzung einer Regentschaft fiel damit ganz ins Wasser; denn sie konnten weder auf die Ergebenheit noch die Einigkeit der Armee mehr pochen. Alexander forderte nun die bedingungslose Abdankung. Auch jetzt klammerte sich der Imperator noch an die Macht. Die gewagtesten Pläne durchkreuzten seinen Sinn. Er dachte daran, den Widerstand im Süden Frankreichs, vielleicht in Italien fortzusetzen. Gedanken, die sich in seinem rastlosen Geiste jagten und alsbald zerflossen! Die Marschälle weigerten ihm die Gefolgschaft. Sogar Ney zeigte dabei eine unwürdige Eile. Napoleon selbst war am Ende seiner Kraft angelangt; denn nach der eingehenden Schilderung in Caulaincourts Memoiren ist es ja kaum mehr zu bezweifeln, daß der Kaiser in der Nacht vom 12. zum 13. April Gift genommen hat. Es wirkte nicht; man fand ihn in Krämpfen, aber noch am Leben.

So entschloß er sich, von allen Seiten verlassen, endlich — am 16. April — zum uneingeschränkten Verzicht. Ein paar Tage darauf unterzeichnete er den Vertrag von Fontainebleau, der ihm den Kaisertitel ließ und ihm die Insel Elba zu souveränem Besitz überließ. Am 20. April nahm er im Schloßhofe Abschied von der alten Garde und küßte ihre Fahne. Um Verunglimpfungen durch die erregte Bevölkerung zu entgehen, mußte er als österreichischer Offizier gekleidet reisen! Am 4. Mai landete er im Hafen seines kleinen Reichs, in Portoferraio.

HERMANN BINDER

Gestaltwandel des Abiturienten

„Nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir": wie viele auf die Reifeprüfung büffelnde deutsche Jungen mögen den alten Senecaspruch schon unbewußt so, in der ursprünglichen Fassung, gedacht haben! Wozu müssen wir uns all den Wust von totem Wissen ins müde Hirn pressen, Geschichtszahlen, Formeln, den Wortschatz „toter" Sprachen lernen? Wir bringen eben dieses letzte unvermeidliche Opfer der Schule als der Institution, von deren Spruch leider Gottes unsre „Berechtigung" zum Eintritt in die ersehnte Berufslaufbahn des Offiziers, des Arztes oder des Diplomingenieurs abhängt! Graue Theorie, dürre Heide, auf der man uns ein Jahrzehnt lang umhergetrieben hat... Niederreißen sollte man endlich den morschen Zaun, den Rationalismus und behördliche Reglementierlust vor hundertfünfzig Jahren aufgerichtet haben! Versperrt er nicht auch so vielen Tüchtigen den Aufstieg in die führenden Berufe, weil die Eltern das viele Schulgeld nicht bezahlen konnten? Immer wieder ist in den letzten Jahrzehnten zum Sturm geblasen worden gegen das Abiturientenexamen als das härteste Bollwerk des Intellektualismus, die unsozialste Mauer, mit der akademischer Hochmut und Kastengeist der „besseren" Stände die ertragreichen Gärten der Oberschicht dem arbeitenden Volk verschlossen. „Abschaffung der Reifeprüfung, die nur Widersinn ist!" posaunte vor fünfzehn Jahren der Sturmtruppführer der „Entschiedenen Schulreformer". Aber die Mauer von Jericho fiel nicht; sie schien doch noch den immer breiter werdenden Strom etwas einzudämmen, der die Hörsäle und Laboratorien der Hochschulen zu überfluten drohte. Es kam die Zeit der akademisch gebildeten Taxichauffeure und Versicherungsagenten, und man nagelte neue Latten auf den alten Zaun: numerus clausus; Berufe, die früher sich mit der „mittleren Reife" begnügt hatten, verlangten die „Vollreife"; hinter den dreizehn Jahren, die der junge Deutsche seit der „verfassunggebenden Nationalversammlung" brauchte, um „hochschulreif" zu werden, drohten die Raumnot der Universitäten und der mit der zunehmenden Masse der Abiturienten sinkende Bildungsstand der Studierenden noch weitere Schranken einer besonderen, durch das Maturum nicht gegebenen Studienberechtigung aufzurichten. „Verschulung!" lautete der Warnruf von berufener Seite.

Wo stehen wir heute? Wie hat sich die Wesensgestalt des deutschen Abiturienten im Laufe unsres Jahrhunderts und insbesondere in den letzten Jahren gewandelt? Wie sehr sie sich gewandelt hat seit der Fin-de-siècle-Stimmung der neunziger Jahre, über das wilhelminische Zeitalter der Schulreformen und der Jugendbewegung, Langemarck und Versailles, über die Schülerräte und die Reichsschulkonferenz hinweg bis zum Langemarckstudium und den nationalpolitischen Erziehungsanstalten von heute, wieviel Altes gestürzt, wieviel Neues im Werden ist, lehrt ja der flüchtigste Rückblick. Wer denkt heute, wo das Gymnasium als „Sonderform" sich neben der allgemeinen deutschen Oberschule mit Mühe behauptet,

noch an die Kämpfe der Realschulen und Realgymnasien um ihre Gleichberechtigung mit den Vertretern der humanistischen Bildung? Wie weit ist der Weg vom Hohen Meißner und den freien Schulgemeinden zu den Führerschulen der Hitler-Jugend und zur hauswirtschaftlichen Form der Oberschulen für Mädchen! Welch anderes Jugendland lag einst dem Durchschnittsabiturienten vor Augen, das gelobte Land akademischer Lern- und Lebensfreiheit, der farbenbunten Burschenherrlichkeit, aus der man mit gesenktem Blick geradeswegs in die umhegten Berufsstände der akademisch Gebildeten hinüberzog, während heute in Arbeitsdienst und SA., in den Gliederungen und angeschlossenen Verbänden der Partei der junge Deutsche sich gleichverpflichtet eingefügt weiß in den großen Organismus der Volksgemeinschaft, in der er von den breiten Schichten des Volkes nur durch sein größeres Maß von Verantwortung und Entschlußkraft sich unterscheiden soll, wenn ihn die Auslese aus allen Kreisen auf den Weg in diese Leistungsschicht geführt hat.

„Hier saß im Jahre des Unheils 189 . ein Abiturient und dachte vergeblich über wahre Bildung nach" — so fand ich beim Einzug in die Oberprima meiner alten Straßburger Humanistenschule das Thema des Reifeprüfungsaufsatzes vom Vorjahr auf einer Schulbank verewigt. Worin diese „wahre Bildung" bestand, die unsre wackeren Lehrer mit redlichem Ernst uns beizubringen bemüht waren, hat ja erst kürzlich an dieser Stelle Rudolf Pechel dargelegt. Es war die vorwiegend geisteswissenschaftlich bestimmte, vom Lernstoff her geschaffene, historisch orientierte Wissensbildung, jene „allgemeine", die von der höheren Schule als Voraussetzung für die Fakultätswissenschaften der Hochschulen bereitzustellen war. Neben dieser führten Chemie und Physik, noch mehr die Leibesübungen, Musik und Kunst ein wenig beachtetes Sonderdasein. Heute steht die höhere Schule des Dritten Reiches, auch sein Gymnasium, an einem ganz anderen Punkt; fast einen Gegenpol zu jenem von einst möchte man die „aktivistische" Bildungsform nennen, die in der maßgebenden Programmschrift zur Neuordnung des höheren Schulwesens (Erziehung und Unterricht in der höheren Schule, Weidmann 1938) umrissen wird. Nicht eine Summe erlernten Wissens, sondern lebendige Form wird hier als das Wesen echter Bildung bezeichnet. Gegenüber jenem Übermaß an historischem Wissen, das die Jugend geschwächt, die plastische Kraft des Lebens angegriffen habe, wird betont, daß nur der sich ohne Schaden der Vergangenheit zuwenden könne, der aus der Gegenwart die Zukunft zu gestalten vermöge. „So ist heute der Glaube eines Volkes an seinen Auftrag, seine Kraft und seinen Führer ... auch der Boden, auf dem eine neue völkische Bildung erwachsen wird." Aus dem politischen Selbstgefühl der heutigen Jugend, die von einem starken Instinkt für das Lebendige geleitet, vom Bewußtsein ihres geschichtlichen Auftrags erfüllt sei, folge dann die Begierde nach Erkenntnis des geschichtlichen Zusammenhangs und eine neue Bereitschaft, zu lernen. Gebührt so in der Auffassung des Nationalsozialismus dem Leben und der Tat der Vorrang vor allen Systemen der Erziehung und Bildung; muß erst politisches Handeln die neue Ordnung geschaffen haben, ehe von einer neuen Erziehung die Rede sein kann, so hat auch diese neue Bildung, in deren Anfängen wir erst

stehen, auszugehen vom Leib; sie muß die Seele ergreifen und innerhalb wie außerhalb der Schulräume zur Gemeinschaft erziehen – denn ihr Ziel ist ja die Formung des nationalsozialistischen Menschen – und es ist nur der Sonderauftrag der Schule gegenüber den anderen Erziehungsmächten des völkischen Staates, auch die geistigen Fähigkeiten zu entwickeln.

Von diesen Grundsätzen aus bestimmt sich also das Wesensbild des deutschen Abiturienten im Dritten Reich, wie ihn die höhere Schule für den Dienst am Volk ausbilden soll, der Begriff der Reife, zu der sie führen will. Daher die starke Betonung der Leibeserziehung, der Willens- und Charakterbildung, der Pflege der seelischen Werte, die aus Kunstübung und Musikerziehung wie aus der Beschäftigung mit Dichtung und Geschichte geschöpft werden sollen, die Stärkung des Rassebewußtseins durch das Kernfach der Biologie, dessen außerordentlich hohe weltanschauliche Bedeutung hervorgehoben wird, alles aber bezogen auf die politische Aufgabe, die der Einzelne als dienendes Glied der Volksgemeinschaft zu erfüllen hat. Diesem völkischen Ziel ordnet sich auch die Pflege der Fremdsprachen unter, der lebenden, deren Kenntnis den Wert der arteignen deutschen Kultur stärker bewußt machen soll, wie der antiken, die gleichfalls „in den Dienst der uns Deutschen neu aufgegebenen Selbstgestaltung" treten müssen.

Noch niemals in der deutschen Bildungsgeschichte ist die Erziehungsaufgabe der höheren Schule so umfassend bestimmt, ein solch in sich geschlossenes Bild des zu formenden jungen Menschen entworfen worden, wie es hier dem Wesen des totalen und autoritären Staates gemäß als Forderung aufgestellt ist. In der Potenz gleichsam erscheint dieser Wert in der Neuschöpfung der nationalpolitischen Erziehungsanstalten, die mit einer nach diesem Ziel orientierten Auslese von Schülern und Lehrkräften arbeitend und entsprechend ausgestattet den totalen Anspruch in der Lebensgemeinschaft des Internats am nachdrücklichsten erheben und durchsetzen können. Es ist aber eine jener Paradoxien, an denen Schwellenzeiten wie die unsre reich zu sein pflegen, daß der Weg zu dem so hoch gesteckten, scharf umrissenen Ziel ungewöhnliche Schwierigkeiten aufweist, wie sie weder der zu formenden Jugend noch ihren Bildnern früher aufgegeben waren. Beginnen wir mit der nächstliegenden Tatsache. Der Lehrgang der höheren Schule, deren kulturelle und volkspolitische Aufgaben so umfassend geworden sind, ist von neun auf acht Jahre verkürzt worden. Niemand wird sich dem Gewicht der Gründe entziehen können, die zwangsläufig dazu geführt haben, daß die volkswirtschaftlich unhaltbare Kompromißlösung des 13. Schuljahrs fallen mußte, sobald Arbeitsdienst und Wehrpflicht hinzutraten. Aber das neunte Jahr fehlt; es fehlt auch denen, die der strengsten Auslese standhalten. Die Kürzung des Lernstoffs hat ihre natürlichen Grenzen; geschichtliche und biologische Zusammenhänge lassen sich nur erkennen, fremde Kulturen mit der arteigenen nur vergleichen, wenn die zugrunde liegenden historischen, naturkundlichen, sprachlichen Tatbestände begriffen sind. Mit der Forderung nach Fähigkeit zu selbständigem und kritischem Denken aber steht und fällt die höhere Schule, deren Absolventen später zur selbständigen Lösung von Lebensaufgaben der Nation herangezogen werden sollen. Diese Fähigkeit zu entwickeln, dazu bedarf es der Zeit; sie reift überhaupt erst

im organischen Zusammenhang mit der biologisch bestimmten Reifezeit des jungen Menschen. Der charakterbildende Wert der Geistesschulung setzt ebenso wie die Erschließung der seelenformenden Höchstwerte deutscher Kultur eine innere Haltung voraus, die der Jugendliche erst nach den Pubertätsjahren gewinnt. Es kommt hinzu, daß auf die heutige Generation das bedrängende Leben unseres technischen Zeitalters mit ganz anderer Gewalt einstürmt, daß sie von außen her viel mehr zu verschaffen und zu verkraften hat als noch um die Jahrhundertwende. In weit höherem Maß als früher liegt heute der Schwerpunkt des jugendlichen Lebens außerhalb der Schule, weil es sich dabei nicht wie vordem um Entspannung durch freies Eigenleben, um Pflege privater Liebhabereien handelt, sondern wiederum, ja oft mehr noch als in der Schule, um verantwortlichen Dienst. Der Erziehungsanspruch der Hitler-Jugend ist neben den der Schule getreten. Erfreulich viele unsrer Primaner stehen und bewähren sich dort als Führer. Natürlich kommt die sportliche und die Charakterschulung im straff organisierten Verband der Staatsjugend mittelbar auch wieder der Schule zugut, vor allem wenn beider Führung Hand in Hand arbeiten. Aber die Kraft des Jugendlichen wird beansprucht wie noch kaum je zuvor.

Doch die Schwierigkeiten, die sich der Erziehungsarbeit der höheren Schule entgegenstellen, liegen nicht nur auf dem Wege und in der Situation ihrer Schüler. Wert und Geltung dieses Weges an sich sind fragwürdig geworden, aus guten Gründen. Zwar wird kein Einsichtiger mehr der höheren Schule des Dritten Reiches nach ihrer Neuordnung den Vorwurf machen, daß sie totes Wissen vermittle oder lebensfremde Intellektuelle erzeuge. Sie trägt den Forderungen der Zeit nach aktivistischer und politischer Bildung für den Dienst am Volk mit Entschiedenheit Rechnung, vor allem auch in der Mädchenbildung, wovon hier nicht weiter gesprochen werden kann. Sie erfaßt auch durch die Aufbauschulen die leistungsfähige ländliche Jugend in weitem Umfang. Freistellen und Ausbildungsbeihilfen ermöglichen es dem Minderbemittelten, ihr Ziel zu erreichen. Aber der Nachwuchsmangel der führenden Berufe und der sozialistische Zug der Zeit haben dazu geführt, daß andere Wege, Richtwege, neben der Straße der höheren Schule gebahnt werden mußten. Adolf-Hitler-Schulen und Ordensburgen bilden den politischen Führernachwuchs heran. Ein verkürzter Lehrgang führt zur Reife für die Lehrerhochschulen. Befähigte Absolventen der Fachschulen werden ohne Sonderreifeprüfung ordentliche Studierende der technischen Hochschulen. Die wichtigste Neuschöpfung aber, nicht aus einem speziellen Bedürfnis und als Behelfsmaßnahme zur Deckung der Nachwuchsnot erwachsen, sondern aus der politischen Idee des Nationalsozialismus geboren, das Langemarckstudium der Deutschen Studentenschaft, gibt — nach den Worten des Reichsstudentenführers in Hannover — „Jahr für Jahr einem Teil der Tüchtigsten des gesamten Volkes das Recht auf eine kostenlose Ausbildung an einer deutschen Hochschule". Planmäßig und großzügig wird dieses Auslesеverfahren im Sinne seines stolz-verpflichtenden Namens ausgebaut, nicht als Konkurrenz zur höheren Schule, aber mit dem Ziel, „daß in jedem Jahr aus jedem Gau nur die fachlich und politisch wirklich geeigneten Männer auf die Hochschulen einziehen".

Es ist der Grundzug jedes großen völkischen Umbruchs, daß Altes, fallreif Gewordenes gestürzt wird, um dem aus Ruinen neu aufblühenden Leben Raum zu schaffen. Das ist das Recht des wahrhaft Lebendigen. Was aber noch aus kräftigen Wurzeln lebt, das wird gerade eine aus Blut und Boden gespeiste völkische Bewegung nicht umlegen, sondern erneuen und der neuen Ordnung der Dinge verjüngt einfügen. Sie wird erst recht die überzeitlichen Werte, das Väter- und Ahnenerbe, zu erhalten, aufs neue zum wahren Besitz zu machen streben. Denn das entspricht dem Gesetz organischen Wachstums. Diesem Gesetz, nach dem sie angetreten und fort und fort gediehen ist, unterwirft sich heute auch die deutsche höhere Schule, geprägte Form lebendig entwickelnd. Hat sie die innere Kraft sich erhalten, aus der sie einst im Zeitalter des deutschen Idealismus ihre Prägung erfuhr, so wird der Druck, unter dem sie jetzt steht, ihre Substanz nur fester und widerstandsfähiger machen, der Sturm der Zeit und die Macht der Verhältnisse werden sie nicht zerstückeln, sondern nur das Morsche und Welke wegfegen und heraushauen, damit der Kreislauf der Säfte wieder frisch sei. Die höhere Schule steht wie unser ganzes völkisches Leben und Wesen in einem schweren, vielleicht ihrem schwersten Anpassungskampf. Er trifft Einrichtungen wie die der staatlichen Bildungsanstalten mit besonderer Härte, weil in ihnen die Ideen vergangener Zeit Form geworden sind, weil sie nicht eigenständig aus sich heraus leben, sondern von der politischen Wirklichkeit her immer wieder nachgestaltet und umgeformt werden müssen. — Es ist aber ein zweiter, nicht minder bezeichnender Zug revolutionärer, jugendlich empfindender Epochen, daß sie der Jugend edelsten Beruf in sich fühlen: „Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf." Dem setzt sich alsdann Mephisto-Goethes Altersweisheit entgegen und zeigt, wieviel von dem scheinbar unerhört Neuen doch schon keimhaft vorhanden war, in der Knospe bereitlag und nur der Sonnenstunde und des Frühlingssturmes harrte.

Viel wäre hier zu sagen, um hinter dem Gestaltwandel der Zeit das Sollen und Sein ewiger Gesetze faßbar und sichtbar erscheinen zu lassen. Etwas von dem Geist Schillers und Fichtes, den einst der größte preußische Kultminister Wilhelm v. Humboldt der deutschen höheren Schule mit auf ihren Lebensweg gegeben hat, muß doch wohl noch in den Kreisen des vielgescholtenen Bürgertums wirksam gewesen sein, dessen Söhne bei Langemarck singend in den Tod gingen. Der dunkle Drang, der die Jugendbewegung der Vorkriegszeit ins Freie trieb, dem sie, verworren genug, auf dem Hohen Meißner sich überließ, enthielt doch keimhaft schon jenes „gesunde Selbstbewußtsein", den „starken Instinkt für das Lebendige", den deutsche Jugend, der Zukunft zugewandt, wie sie ihrem ewigen Wesen nach ist, auch heute der Schule wie der Hitler-Jugend als Gabe und als Aufgabe mitbringt. Die Charakterbildung durch Erziehung zum selbständigen und kritischen Denken, das unbestechliche Wahrheitssuchen also, ist von berufenen Jugendführern allezeit in Lehre und Vorbild als Höchstwert ihres Unterrichts erstrebt worden. Jene Urbilder des Ewigen Deutschen, vom Gralsucher Parzival bis zum Faust und zum Prinzen von Homburg, mit deren tiefer Leuchtkraft wir heute die Seelen reifender Jugend erfüllen, ihr die Spannweite deutschen Wesens

bewußt machen wollen, haben als Leitsterne erster Ordnung auch über unsrer Jugend gestanden.

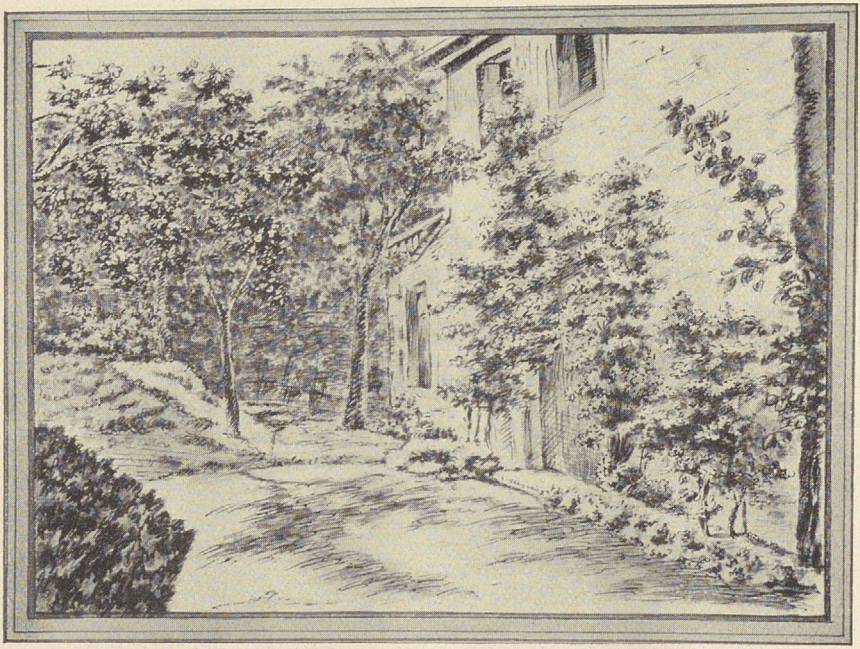
Damit soll keineswegs die Härte des Anpassungskampfes, in dem die höhere Schule steht, aufgeweicht, der Gestaltwandel, dem ihre Jugend unterworfen ist, verschleiert werden. Neu, ja unerhört ist eben die Härte der Kraftprobe, auf die Erziehung und Unterricht der deutschen Jungen heute gestellt werden. Aber es ist dieselbe Anspannung aller Kräfte zur höchsten Leistungsfähigkeit, die im Kampf um sein Lebensrecht heute dem ganzen Volk in allen seinen Gliedern zugemutet werden muß. Neu ist der totale Anspruch auf den ganzen Menschen mit allen seinen Kräften, den die Erziehungsmächte stellen; das Neue schlechthin die Einheitlichkeit der Zielsetzung, das Ausgerichtetsein auf den Dienst im straffsten soldatischen Sinn des Worts. Es erhellt diese Situation, daß zwischen dem Oberkommando des Heeres und dem NS.-Lehrerbund eine enge Zusammenarbeit in allen Fragen der Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit durch die Schule vereinbart worden ist; Wehrerziehung nicht etwa als Unterrichtsfach gedacht, sondern als ein „durch die gesamte Arbeit des Erziehers und der Schule hindurchgehendes Erziehungsprinzip". Wiederum ist diese Forderung an die Schule nur der getreue Spiegel unsrer gesamtdeutschen Lage. „Das bereite Geschlecht, das Kampfgeschlecht" nannte Kolbenheyers „Deutsches Bekenntnis" schon vor sieben Jahren die heutige deutsche Jugend. Kein Wort ist zu verlieren über die unausweichliche Notwendigkeit dieser Haltung, die das Schicksal heute wie dem ganzen Volke, so auch seiner Jugend und seiner Schule vorschreibt. Hier erst wird auch ganz deutlich, warum die Schule, die höhere vor allem, jeden geilen Trieb abschneiden, allen überflüssigen Ballast auswerfen muß, aber sich nichts abdingen lassen darf von dem, was für ihre hohe Aufgabe unerläßlich ist. Uns ist kein Verweilen beim schönen Augenblick vergönnt. Was nicht aufbauende Kraft hat, muß abgestreift werden. Aber die Härte der geistigen Zucht, die Wahrhaftigkeit des kämpfenden Gewissens, die Lauterkeit des sittlichen Gefühls müssen genährt und gepflegt werden aus den Tiefenkräften der deutschen Seele, damit der Kampf durchgehalten werden kann. Denn was hülfe es der deutschen Jugend, wenn sie auszöge, die Welt zu gewinnen und dabei zu Schaden käme an ihrer seelischen Substanz. Dieser die Zeit und die Stille des Reifens zu gönnen und zu sichern, ist vielleicht die vordringlichste Aufgabe, die den Führern der Jugend heute gestellt ist.

Der Schlangenstein im Park zu Weimar

PAUL ORTWIN RAVE

Goethes Park

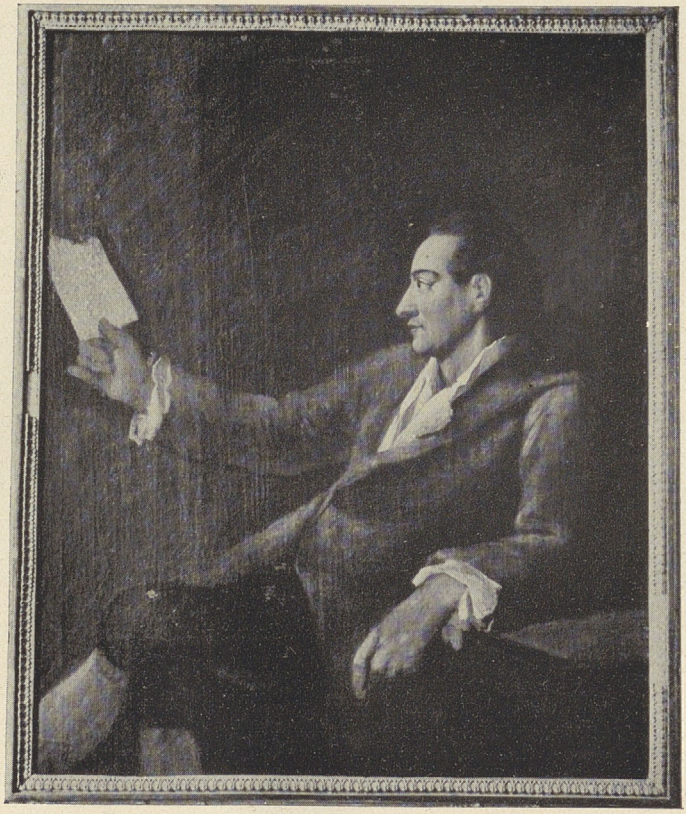
Genio huius loci – so lieſt man auf dem ſeltſamen Schlangenſtein, der auf halbem Hang im Gebüſch an den Ufern der Ilm, etwa gegenüber von Goethes Gartenhaus, errichtet iſt. Alte Weimarer Überlieferung will, daß dieſe Widmung an die Schutzgottheit der ſchöngeſtalteten Auen niemand anders meine als Goethe. Aber auch der Volksmund hat ſich dieſes unheimlichen, antiken Darſtellungen verwandten Males bemächtigt, und allerdings iſt die Schlange das Sinnbild für Heilungen von Krankheit, und es heißt ebenfalls, daß Anna Amalia den Denkſtein aus beſonderem Anlaß geſetzt habe. Wie dem auch ſei, es iſt Goethes Geiſt, der den Wanderer wie kaum an einem anderen Ort der freien Natur faſt wie mit einem Schauer anweht: „Fülleſt wieder 's liebe Thal . . ." Hier,



Goethes Gartenhaus von der Gartenseite. Zeichnung von Goethe

mit dem Blick von seinem Gartenhäuschen in die stille Flußlandschaft schrieb er das unsterbliche Gedicht für Charlotte von Stein in der ersten Fassung nieder.

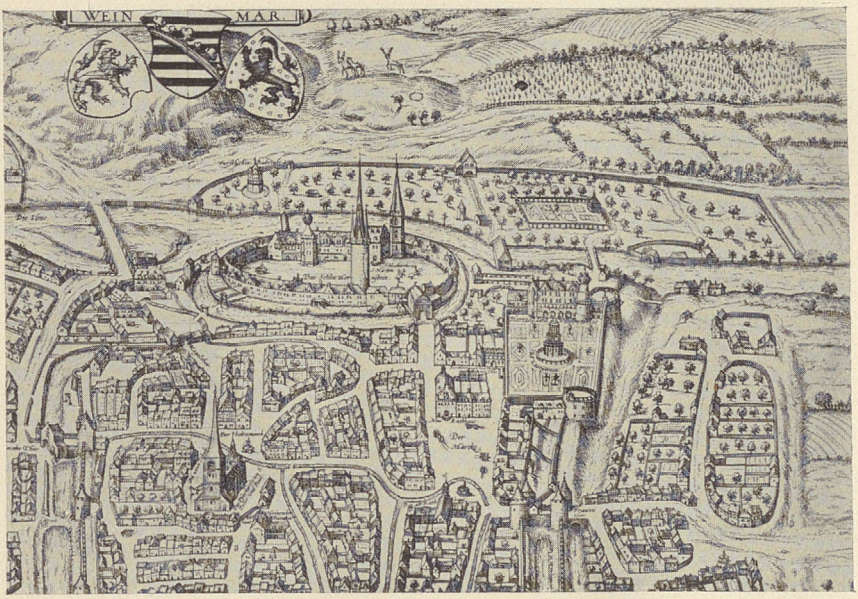
Wie Goethe nach Weimar kam, ist oft dargestellt, auch bekannt, wie der achtzehnjährige Herzog ihn an sich und an das neue Tätigkeitsfeld und überhaupt an Weimar durch das Geschenk eines Gartenhauses zu fesseln bestrebt war. Jedermann spürt den geistigen Umbruch als Folge der Veränderung aller Lebensverhältnisse. Statt in großen steinernen, menschenreichen und lebenerfüllten Städten wie Frankfurt, Leipzig, Straßburg sollte dieser rasend begabte junge Mann plötzlich sein Dasein in einer Landstadt verbringen, ja in einem „Mittelding zwischen Hofstadt und Dorf", wie Herder, etwas bedrückt und enttäuscht, Weimar bezeichnete. Wozu anzumerken, daß dieser „Hofstadt" ihr eigentlicher Kern gerade damals noch genommen war: das Residenzschloß war 1774, ein Jahr vor Goethes Hinkunft, fast völlig ausgebrannt. Hof und Gesellschaft lebten vielfach zerstreut in verschiedenen Baulichkeiten untergebracht, und auch das scheint ein Grund mit gewesen zu sein, warum in Weimar mit der Lockerung des Hofzwanges ganz allgemein der Sinn für das Draußen und für ein Leben im Freien erwachte. So hat es Goethe nachmals selber geschildert, in seinem „Schema zu einem Aufsatze, die Pflanzenkultur im Großherzogtum Weimar darzustellen": „Die höchsten Herrschaften, einer bequemen und ihrem Zustande gemäßen Wohnung beraubt, in kaum schicklichen Räumen einen interimistischen Aufenthalt findend, wandten sich gegen das Freie, wozu die verschiedenen wohl-



Bildnis Goethes. Ölgemälde von Georg Melchior Kraus, 1775/76

eingerichteten Luſtſchlöſſer, beſonders auch das heitere Ilmtal bei Weimar und deſſen ältere Zier- und Nutzgartenanlagen die ſchönſte Gelegenheit darboten." Man braucht nicht erſt an die kleineren Schlöſſer Weimars, an Wittumspalais, Fürſtenhaus, und nicht an das nahe, ſeit 1725 errichtete Belvedere, an Ettersburg (1736) und Tieffurt (1767) oder die etwas weiter gelegenen Eiſenacher und Dornburger Schlöſſer überm Saaletal zu erinnern, um den Hinweis zu verſtehen. Was aber die alten Gärten im heiteren Ilmtal betrifft, ſo werden wir gerade dieſen unſere Aufmerkſamkeit ſogleich noch widmen müſſen.

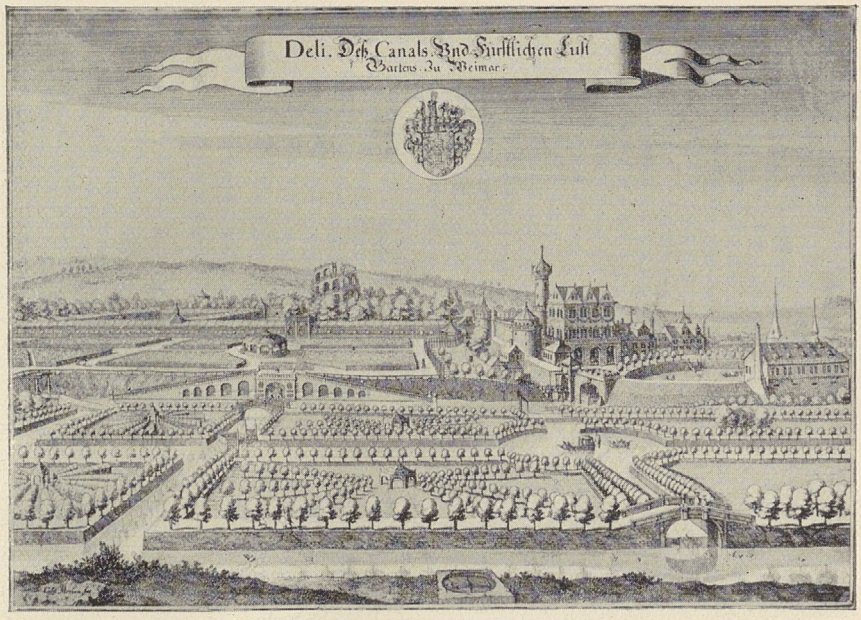
Am 7. November 1775 war Goethe in Weimar angelangt. Es fiel ihm nicht leicht, ſich in der neuen Umwelt zurechtzufinden und, was wichtiger war, zu behaupten. Der eine Winter ging ſo hin, bis ſein erſter Tagebuchvermerk am 21. April 1776 kurz und bündig nichts anderes beſagt als: „Den Garten in Beſitz genommen." Das war mehr als ein durch Kauf und Schenkung bezeichneter Rechtsgang, es bedeutete den erſten Ton einer Paſtorale, deren herrliche Takte in der Folge eines der erregendſten Ereigniſſe der deutſchen Geiſtesgeſchichte bilden ſollten. Zunächſt waren es noch die halb rokokohaften Klänge der Freude am



Ansicht von Weimar (Ausschnitt). Aus „Braun und Hogenberg", 1569

„lieben Gärtgen vorm Thore an der Ilm schönen Wiesen in einem Thale, ist ein altes Häusgen drinne, das ich mir reparieren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen." Aber die Zwiesprache mit der Natur verstärkte bald die ersten noch wie tastenden Gefühle des Alleinseindürfens. „Ich zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme." „Es geht gegen eilf, ich hab noch gesessen und einen englischen Garten gezeichnet. Es ist eine herrliche Empfindung dahausen im Felde allein zu sizzen. Morgen frühe wie schön." Und rasch der völlige Durchbruch eines unbändigen Glückes, geborgen zu sein, das rauschhafte Einsinken zu den Urkräften. „Zum erstenmal im Garten geschlafen, und nun Erdkulin für ewig" (an Charlotte v. Stein, 19. Mai 1776).

Indes, es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, einen Beitrag zu liefern zur Geschichte des Goetheschen Naturgefühls, so sehr sein Gartenhaus ein Angelpunkt dessen gewesen ist. Vom Gartenhaus geht aber noch eine andere Linie seines Lebens aus. Hier wurde eine schöpferische Veranlagung in ihm gelöst, die auf Umformung, Umgestaltung der sichtbaren Welt um ihn zielte. Zunächst freilich verraten die gärtnerischen Betätigungen innerhalb seines Grundstückes nichts Außergewöhnliches. Als Goethe den Garten übernahm, war dieser mit seinem anspruchslosen, schindelgedeckten Häuschen ein völlig verwildertes Besitztum am „Rosenberge". Es galt, alles in Ordnung, Wohn- und Nutzbarkeit zu bringen, und nach dem ersten überstandenen Winter wurde der Altan vor der Haustür angelegt, im gleichen Monat (März 1777) auch der erste Denkstein gesetzt, der rätselhafte, vielumdeutete „Kubus mit Kugel". Zahlreiche Erdarbeiten und Pflan-

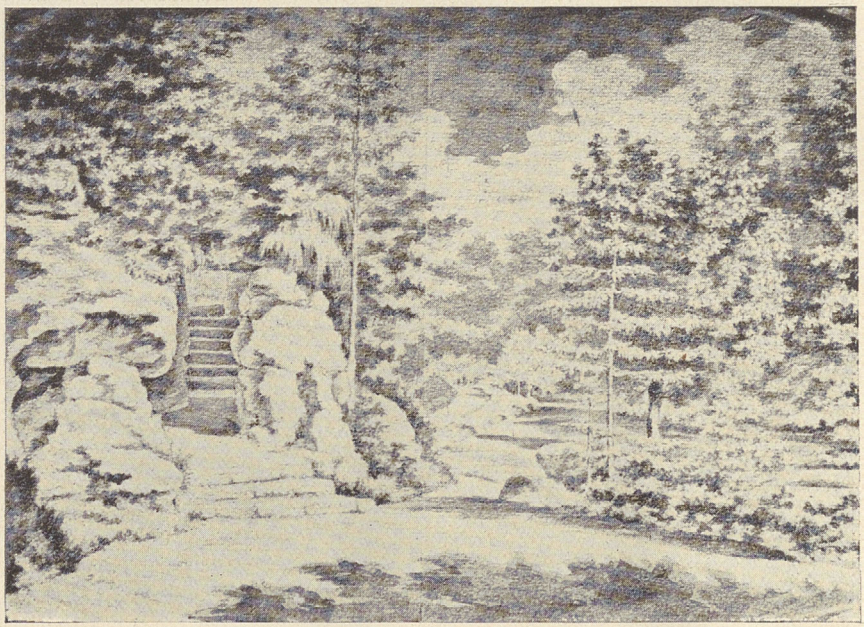


Delineation oder Ansicht des Lustgartens, von Caspar Merian, vor 1700

zungen verschönten das Bild, rotes und weißes Geißblatt und wilder Jasmin, Linden und Buchen, Weimutskiefern und Fichten, zum Teil aus den Beständen des Webichts genommen:

„Sag ichs euch, geliebte Bäume?
Die ich ahndevoll gepflanzt ...
Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein."

Aber einen Hausgarten einrichten heißt noch nicht einen Landschaftsgarten anlegen, Landschaft menschlichen Maßen zugestalten. Auch das war Goethe bestimmt, und dergleichen Tun hat wiederum in seiner Dichtung vielfach Niederschlag gefunden. Daher darf die Forschung sich in mehr als einer Hinsicht befugt glauben, den verborgenen Pfaden zu folgen. Die Anfänge sind dunkel und, wie aller Beginn, anscheinend kultischen Ursprungs. Eine junge Adlige, Christel von Laßberg, war in dem winterlichen Fluß ertrunken und anderntags gefunden, nicht weit vom Gartenhaus, dort am anderen Ufer der Ilm, wo — im Gegensatz zu dem flachen Wiesenplan gegenüber — einiges Felsgestein aufragte. Goethe war ergriffen. Man liest im Tagebuch: „In stiller Trauer einige Tage beschäftigt um die Szene des Tods", dann genauer in einem Brief an Charlotte von Stein (19. Januar 1778): ... „Und ich erfand ein seltsam Plätzgen, wo das Andencken der armen Christel verborgen stehn wird. Das war, was mir heut noch an meiner

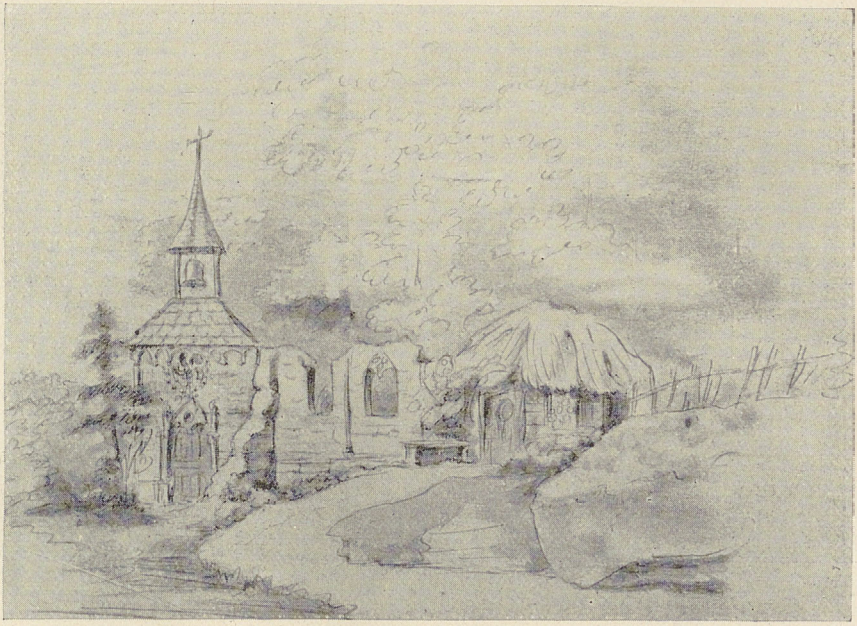


Treppe an den Uferfelsen der Ilm. Zeichnung von Goethe

Idee misfiel, daß es so am Weeg wäre, wo man weder hintreten und beten, noch lieben soll. Ich hab mit Jentschen ein gut Stück Felsen ausgehölt, man übersieht von da, in höchster Abgeschiedenheit, ihre letzte Pfade und den Ort ihres Tods. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todtes Stunde, es war eben so ein Abend." Dann wieder spätere Tagebuchstellen: „Unerwartet schön anhaltend Wetter, in wenig Tagen viel grün; bloß vegetiert, still und rein. Die Felsen und Ufer-Arbeit sehr vorgerückt." — „Wühlte still an Felsen und Ufer fort."

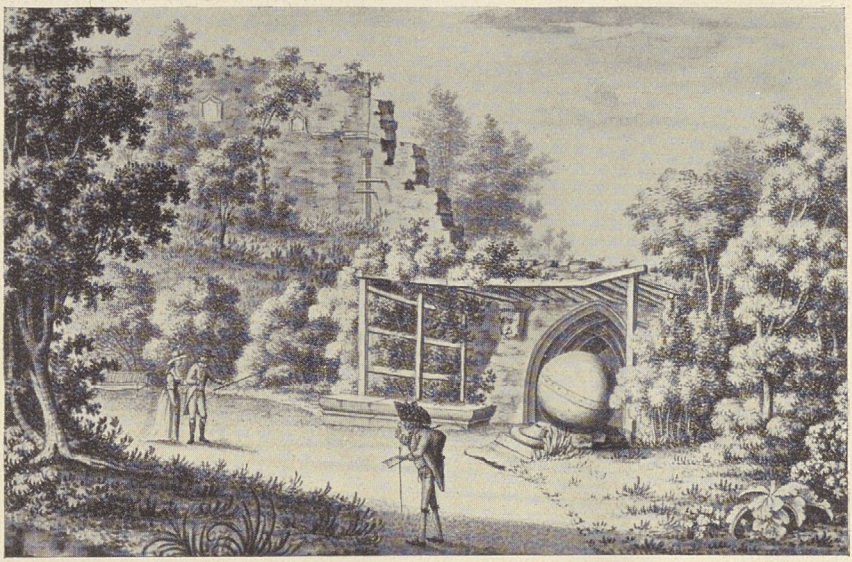
Nur wenige Monate später, im Sommer desselben Jahres, sollte das Begonnene seine Fortsetzung finden, aus einem ganz anderen Anlaß heraus, jedoch zunächst auch an dieser felsig hohen Uferstelle einsetzend, von wo aus dann Jahrzehnte hindurch, flußauf- und abwärts, jene großzügigen Anlagen entstanden, die eines der schönsten Beispiele eines Landschaftsgartens in Deutschland bilden: Goethes Park.

Man muß sich einen Augenblick darauf besinnen, was am Orte vorzufinden war, was überhaupt Lage und Ortsbeschaffenheit gestatteten. Die mittelalterliche Stadt verdankt ihr Dasein (wie so oft) dem Übergang über einen Fluß. Die Ilm floß ehedem in noch stärkeren Windungen als heute, und vor allem der rechte tiefliegende Uferstreifen muß feucht und moorig gewesen sein, wie denn Weimar seinen Namen von diesem Weidenmoor haben dürfte. Das linke Ufer lag günstiger, hier ward die Burg gebaut, der Markt und die Stadt angelegt. Sicherlich



Einsiedelei oder Luisenkloster. Zeichnung von Goethe

hatte in früheren Zeiten die alte Burg, der Hornstein genannt, nur einen runden Schloßhof, aber keinerlei Garten. Ein solcher befand sich wohl vor dem Grünen Schloß, an Stelle des heutigen Fürstenplatzes, ein kleiner Zier- oder Lustgarten in den Formen der deutschen Renaissancegärten, der aber schon bald den Ansprüchen eines auch nur bescheidenen Hofes nicht mehr genügen konnte. Man ging vor die Tore des Städtchens und legte jenseits von Mauer und Graben einen von regelmäßigen Wegen gegliederten Lust- und daneben einen Nutz- oder Gemüsegarten an, beide in ihrer größten Ausdehnung etwa 250 Meter lang, von Mauern umfriedet. Dieser Lust- oder Welsche Garten hatte „Gemiesbeete, Nelkenzwinger, Grabeland, Niegen worin Figuren auf Bret gemalt standen, Bäume mit viel gut veredeltem Obst", war von Heckenlauben durchzogen, an einer Seite befand sich eine Orangerie und in seiner Mitte das kuriose Hauptstück des Ganzen, die Schnecke, ein mehrstöckiges Gebäu mit Lindenbaumverschnitt, um 1650 angelegt und erst Anfang des 19. Jahrhunderts wegen Altersschwäche abgetragen. Hier erging man sich gern, indes im Innern der Schnecke das beliebte englische Bier ausgeschenkt wurde und der Stadtmusikus von der Höh' herunterblies. Außerdem war, ebenfalls schon aus dem Barockzeitalter stammend, ein großer „Fürstlicher Baumgarten" vorhanden, am drüberen flacheren Ufer der Ilm, gegenüber dem Schloß. Später ward er, wohl zur Entwässerung des moorigen Erdreichs, von Wassergräben umzogen und nach seiner regelmäßigen Ge-



Einsiedelei und alte Schießmauer. Zeichnung von Conrad Horny

stalt „Der Stern" genannt, auch noch zu Goethes Zeiten, obwohl er damals schon nicht mehr das Aussehen eines barocken Sterngartens rein bewahrte.

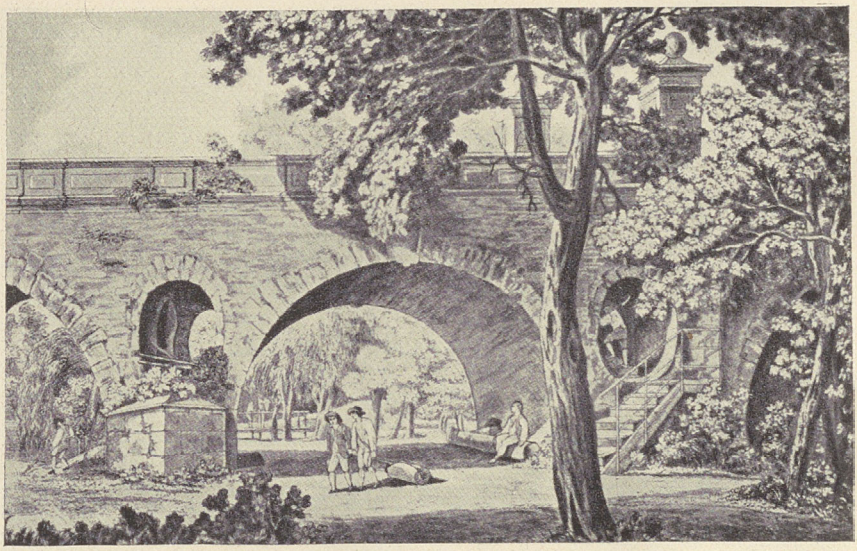
In diesem Stern nun sollte ein Gartenfest stattfinden, zur Namensfeier der regierenden Herzogin, am 9. Juli 1778, von Goethe im Alter launig als „Das Luisenfest" beschrieben. Ein Ungewitter mit Hochwasser der Ilm und Überschwemmung der Anlagen des Sterns machte jedoch ihr Betreten unmöglich. Schnell entschlossen ersannen der Dichter und seine Freunde etwas anderes, erwählten als Schauplatz der Handlung die felsichte Stelle am höheren Flußufer unweit des Welschen Gartens, wo ein ehemaliger Pulverturm als romantische Klosterruine gedacht und geschwind als Einsiedelei hergerichtet wurde. Hier ging denn der heitere Mummenschanz vor sich, und so zur Zufriedenheit aller, daß die Stätte des Festes allen lieb wurde und man oft wieder dahin zurückkam, der Fürst gar in der Stimmung damaliger Geniezeit daselbst übernachten mochte. Das Hüttchen wurde weiter ausgebaut und in Verbindung mit einer alten Schießmauer auf der Uferhöhe gebracht, um als Klosterruine zu wirken. Es heißt im Bericht über das Luisenfest ausdrücklich, daß in der Folgezeit von diesem Punkt aus auch alle weiteren Wege an den Abhängen des Tales geschaffen wurden, und den Fortgang sämtlicher übrigen Parkanlagen müsse man „von diesem glücklich bestandenen Fest an rechnen".

Und Goethes Rolle bei all dem? In dem Dramolett des Luisenfestes, das die Weltkinder in mönchischen Gewändern sprachen, wird der Pater Dekorator vorgestellt:

Dessauer Stein. Zeichnung von Georg Melchior Kraus

„Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geschlafen,
Um uns hier im Tal ein Paradies zu verschaffen.
Denn wenn der was angreift, so hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gänge,
Bald gradaus, bald zickzack die Breit und die Länge.
Sogar auch den Ort, den sonst niemand orniert,
Hat er mit Lavendel und Rosen verziert."

Darf man die Verse auf Goethe beziehen? Den Zeitgenossen galt er jedenfalls als spiritus rector. Wieland spricht von den Parkanlagen als von „neuen Goetheschen Gedichten". In einem Brief Wielands an Merck vom 27. August 1778 wird ein Abend in der Einsiedelei geschildert, der Anblick der Naturszene einer dichterischen Vision verglichen. „Das ganze Ufer der Ilm, ganz in Rembrandts Geschmack, beleuchtet – ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effeckt machte, der über allen Ausdruck geht." Beim Wandeln zwischen den Felsenstücken und Buschwerk längs des Flußes glaubte Wieland eine Menge kleiner Rembrandtischer Nachtstücke zu sehen. „Ich hätte Goethen vor Liebe fressen mögen." Und was tat Goethe? Im selben Monat (keine vier Wochen nach dem Luisenfest) schrieb er, ebenfalls an Merck: „Bäume pflanz ich jetzt, wie die Kinder Israel Steine legten zum Zeugniß." Er war also unter die Gärtner gegangen, war recht und gut Gärtner im Großen geworden, Landschaftsgärtner, Parkgestalter. Ursprüngliches war in ihm aufgebrochen und drängte zur Tat. Er frönte der Lust „zum Leben, Verweilen und Genießen in freier Luft"



Die Stern- oder Schloßbrücke. Farbiger Kupferstich von G. M. Kraus, 1793

und der „sich daraus entwickelnden Leidenschaft, eine Gegend zu verschönen" (Luisenfest). Und man versteht jetzt auch seinen hastig geschriebenen Reisebrief an Charlotte von Stein vom Mai dieses selben Jahres, als er den Wörlitzer Park des Fürsten Franz von Dessau gesehen und – im Gedenken an das damals noch ungestalte Tal der Ilm – hingerissen schreibt: „Hier ists jetzt unendlich schön. Mich hats gestern Abend wie wir durch die Seen Canäle und Wäldgen schlichen sehr gerührt wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist wenn man so durchzieht wie ein Mährgen das einem vorgetragen wird und hat ganz den Charakter der Elisischen Felder, in der sachtesten Mannigfaltigkeit fließt eins ins andere, keine Höhe zieht das Aug und das Verlangen auf einen einzigen Punckt, man streicht herum ohne zu fragen wo man ausgegangen ist und hinkommt. Das Buschwerk ist in seiner schönsten Jugend, und das Ganze hat die reinste Lieblichkeit."

Der Wirkung von Wörlitz gedenkt Goethe auch noch erinnernd in seinem Aufsatz über die Pflanzenkultur Weimars (und nun wieder im Alterstone des Geheimrats, 1822): „Der Park in Dessau, als einer der ersten und vorzüglichsten berühmt und besucht, erweckte Lust der Nacheiferung, welche um desto originaler sich hervortun konnte, als die beiden Lokalitäten sich nicht im mindesten ähnelten: eine flache, freie, wasserreiche Gegend [in Wörlitz] hatte mit einer hügelig abwechselnden nichts gemein. Man wußte ihr den eigenen Reiz abzugewinnen, und in Vergleichung beider zu untersuchen, was einer jeden zieme, gab die Freundschaft der beiden Fürsten und die öftern wechselseitigen Besuche Anlaß, so wie die Neigung zu ästhetischen Gartenanlagen überhaupt durch Hirschfeld aufs Höchste gesteigert ward ... Mit der verschönten Gegend wächst die Neigung, in freier Luft des Lebens zu

Die Klause mit Ilmbrücke im Hintergrund. Farbiger Kupferstich von G. M. Kraus, 1788

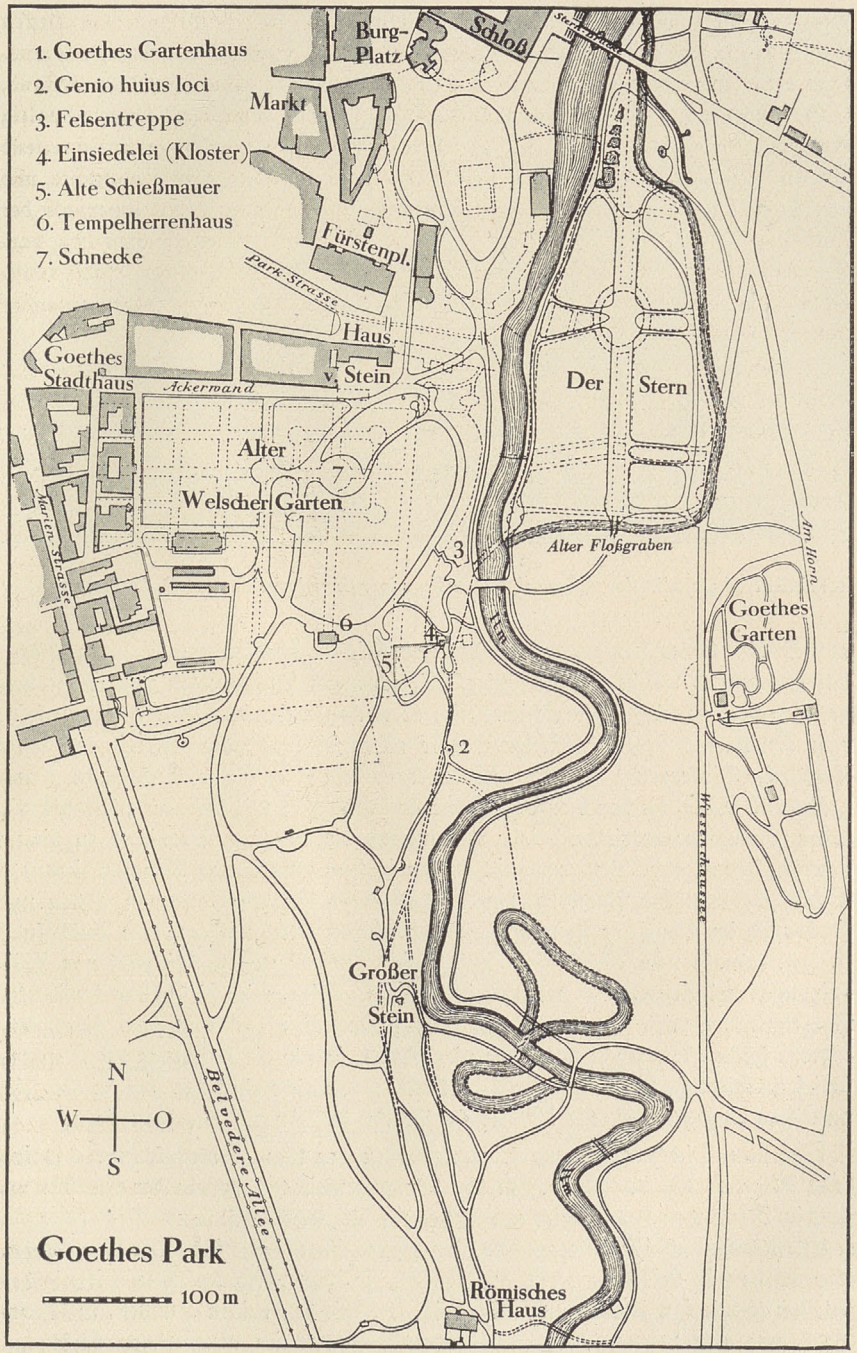
genießen; kleine, wo nicht verschönernde, doch nicht störende, dem ländlichen Aufenthalt gemäße Wohnungen werden eingerichtet und erbaut. Sie geben Gelegenheit zu bequemem Unterkommen von größeren und kleineren Gesellschaften, auch unmittelbaren Anlaß zu ländlichen Festen, wo das abwechselnde Terrain viele Mannigfaltigkeit bot und manche Überraschung begünstigte, da eine heitere Einbildungs- und Erfindungskraft vereinigter Talente sich mannigfaltig hervortun konnte. So erweitern sich die Parkanlagen, unmittelbar vom Schloß ausgehend, welches auch nach und nach aus seinen Ruinen wieder wohnbar hervorsteigt, erstrecken sich das anmutige Ilmtal hinauf und nähern sich Belvedere."

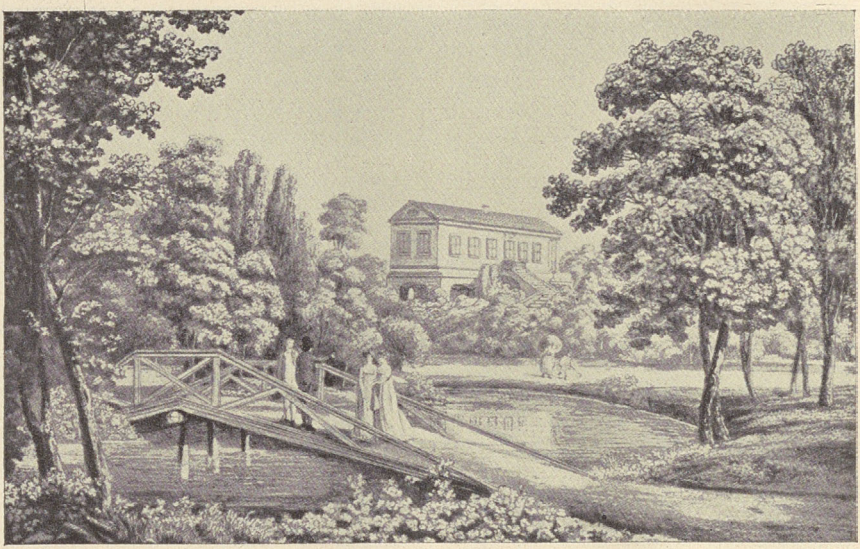
Es wäre gewiß eine verlockende Aufgabe, die Entwicklung der Anlagen auch weiterhin zu verfolgen und den Anteil Goethes zu klären, wie es hier nur mit dem Anfang des Ganzen geschah. Man müßte zeigen, wie zunächst vom Begonnenen aus, der Einsiedelei, auch Kloster oder Luisenkloster genannt, weiter gedacht und geplant wird; wie man sinnt, die Verbindung mit den älteren Gartenanlagen zu gewinnen und diesen die starre Regelmäßigkeit zu nehmen, wobei der Welschegarten in einen mit englischen Schlängelwegen umgezeichnet wird (ein vorgoethischer Versuch dazu laut Plan von 1774 in der Weimarer Landesbibliothek mit „Wasserwerck, selbstwachsender Hütte, Eremitage, Felsenwerk, Pascings [Bassins] und Nieches" war nicht ausgeführt worden); die Orangerie ward zeitgemäß romantisierend durch ein Tempelherrenhaus ersetzt; und andererseits wurde der barocke Baumgarten des Sterns einem Landschaftsgarten angeähnelt und das „Weidenmoor" mit seinen Fischteichen nächst der Sternbrücke in das gesamte Naturkunstwerk einbezogen, indem man die sumpfig versickernden Quellen läuterte und faßte und verzierte. Dann ferner müßte erklärt werden, wie und in welchen Bauab-

schnitten man auch zur anderen Seite sich hinwandte, in die Wildnis von Hecken und Gestrüpp und Steinbrüchen des noch freudlosen Flußtals aufwärts, wie aussichtsreiche Wege dieses erschlossen, und wie hier und da eine Denkstätte erstand, z. B. der nun auch wirklich im kleinen Maaßstab des anmutigen Tales gewaltig wirkende „Große Stein" für den Dessauer Fürsten; wie man stetig fortschreitend Wiesen und Triften, Ländereien und Tabakfelder erkaufte oder eintauschte und zum Parke schlug; wie Karl August nun auch ein ländliches Heim innerhalb der Anlagen wünschte, eine „Ruhestätte", und das Römische Haus errichten ließ, darüber nach der Grundsteinlegung Goethen auftrug: „Nimm Dich der Sache ernstlich an; tue, als wenn Du für Dich bautest. Unsere Bedürfnisse waren einander immer ähnlich" (27. Dez. 1792).

„Eine unwiderstehliche Lust nach dem Land- und Gartenleben hatte damals die Menschen ergriffen", liest man in den Tag- und Jahresheften 1798. Schiller sei hinaus in einen Garten gezogen, Wieland habe sich draußen angesiedelt, er selber, Goethe, ein an der Ilm gelegenes Gut gekauft. „Der Besitz des Freiguts zu Roßla nötigte mich, dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältnissen näher zu treten, und verlieh gar manche Ansichten und Mitgefühle, die mir sonst völlig fremd geblieben wären" (daselbst 1798). Im Talgrund ward eine Baumzucht angelegt. „Die eine buschige Seite des Abhangs, durch eine lebendige Quelle geschmückt, rief dagegen meine alte Parkspielerei zu geschlängelten Wegen und geselligen Räumen hervor", auch ein Lusthäuschen sollte errichtet werden (daselbst 1801). Hier, wie so oft in seinen Äußerungen, wird Goethes innere Distanz zu sich selber, das objektive Überschauen des eigenen Tuns deutlich. Parkspielerei, und doch war es dem Manne wohl mehr als eine Spielerei. Zu einem wahren Ausbruch des Übermutes und Spottes erscheint dies überlegene Durchblitzen und Abblenden eigener Erlebnisse gesteigert im „Triumph der Empfindsamkeit", im selben Jahre 1778 geschrieben, als er die Anlagen in Wörlitz kennengelernt und die an der Ilm in den Anfängen plante. Als Prolog des vierten Aktes tritt der Hofgärtner der Hölle auf und berichtet, wie Pluto unter dem Einfluß eines eingetroffenen Lords sein altes Reich als Park habe sehen wollen und nun alles umgestaltet wird. Für einen Kenner des damaligen Gartenschrifttums sind die boshaften Anspielungen außerordentlich amüsant. Auf seinen Herzog mag die Posse vielleicht als Warnung gewirkt haben, nicht zu viel im engen Raum zu wollen und sich zu hüten vor der Fülle und Überstopftheit, die manchen Parkanlagen jener empfindsamen Jahrzehnte einen Anflug des Lächerlichen verleihen. Was Goethe als wünschenswert und erreichbar vorschwebte, waren gewiß nicht jene sentimentalisch verspielten Ableger der Gartenkunst, wie z. B. seine spöttischen Bemerkungen zu den Anlagen der Gräfin Brühl im Seifersdorfer Tal beweisen. Er wollte große, freie, dem Menschen zugestalte Natur.

Dergleichen lebt, was hier nur angedeutet werden soll, in seinen größeren Romanwerken. Schon im Werther begegnen Schilderungen jener neuartigen Gärten, die dem Verfasser aber wohl nur aus Kupferstichen bekannt waren. In Wilhelm Meisters Lehrjahren hat der Oberamtmann in seinem Besitz „nach eigenem Blick und Einsicht, nach Liebhaberei seiner Frau, ja zuletzt nach Wünschen

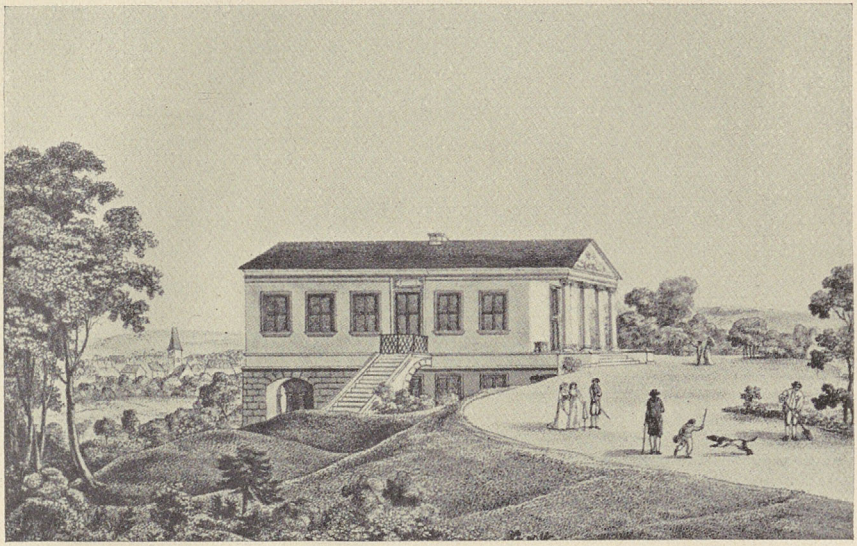

1. Goethes Gartenhaus
2. Genio huius loci
3. Felsentreppe
4. Einsiedelei (Kloster)
5. Alte Schießmauer
6. Tempelherrenhaus
7. Schnecke
Burg-Platz
Schloß
Markt
Fürstenpl.
Park-Strasse
Haus
Goethes Stadthaus
Ackermand
v. Stein
Der Stern
Alter Welscher Garten
Alter Floßgraben
Am Horn
Goethes Garten
Ilm
Großer Stein
Belvedere Allee
Römisches Haus
N
W
O
S
Goethes Park
100 m



Römisches Haus mit der Wiesenbrücke. Farbiger Kupferstich von G. M. Kraus, 1799

und Grillen seiner Kinder, erst größere und kleinere, abgesonderte Anlagen besorgt und begünstigt, welche mit Gefühl allmählich durch Pflanzungen und Wege verbunden, eine allerliebste, verschiedentlich abweichende charakteristische Szenenfolge dem Durchwandelnden darstellen." Vor allem bekannt aber ist, wie der landschaftliche Hintergrund zu den „Wahlverwandtschaften" eine umfassende Parkgestaltung bildet, die von den Bewohnern des Schlosses mit Liebe und leidenschaftlicher Teilnahme betrieben wird. Wenn auch die näheren Vorbilder zu diesem Landschaftspark der Wahlverwandtschaften in dem unweit von Weimar liegenden Schloßpark von Großkochberg, damals das Reich der Charlotte von Stein und heute noch im Besitz der Familie, gefunden werden kann, nach anderer Auffassung in dem damals vom Großherzog weiträumig ausgebauten Schloßpark von Wilhelmsthal bei Eisenach — wahrscheinlich haben beide, wie Hirschfelds berühmtes Gartenwerk, gewisse Spuren im Roman hinterlassen — so ist doch sicher, daß Goethe solchen Dingen schwerlich so viel Raum, ja für die Handlung des Romans soviel sinnbildliche Bedeutung gegeben hätte, wenn nicht einst das Tal an der Ilm und seine Anlagen dort als Urerlebnis für ihn bestimmend gewesen wären.

Wie dem Dichter war auch seinem Fürsten der Park Lebenselement, bis ins hohe Alter, ja bis zum Tode. In den Sommermonaten wohnte der Großherzog stets im Römischen Hause. Hier empfing er am 50. Jahrestage seiner Regierung als ersten Glückwünschenden morgens in aller Frühe Goethe mit herzlicher Umarmung, hier wurde sein Leichnam 1828 aufgebahrt. Ja, das volkstümlichste Bildnis des Fürsten so wie ihn jedermann kennt, zeigt ihn mit den beiden Hunden, in seinem Park, vor dem sogenannten Tempelherrenhaus, das im neugotischen Geschmack errichtet, ein so beredtes Zeugnis von der romantischen Gesinnung der Zeit ablegt.



Das Römische Haus. Farbiger Kupferstich von G. M. Kraus

Aus „Triumph der Empfindsamkeit", Prolog, 4. Akt.

Denn, nota bene! in einem Park
Muß alles Ideal sein,
Und, salva venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine schöne Schal ein.
So verstecken wir zum Exempel,
Einen Schweinstall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall, versteht mich schon,
Wird geradeswegs ein Pantheon . . .
Was ich sagen wollte! Zum vollkommnen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tiefen und Höhn,
Eine Musterkarte von allem Gesträuche,
Krumme Gänge, Wasserfälle, Teiche,
Pagoden, Höhlen, Wieschen, Felsen und Klüfte,
Eine Menge Reseda und andres Gedüfte,
Weimutsfichten, babylonische Weiden, Ruinen,
Einsiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moscheen und Türme mit Kabinetten,
Von Moos sehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbögen, Arkaden,
Fischerhütten, Pavillons zum Baden,
Chinesisch-gotische Grotten, Kiosken, Tings,
Maurische Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben.

Großherzog Karl August vor dem Tempelherrenhaus. Farbiger Kupferstich von C. A. Schwerdgeburth, 1824

Nachweis der Bilder

S. 17: Aufnahme von Louis Held, Weimar. – S. 19: Das Gemälde von G. M. Kraus sowie S. 18, 22 und 23: Die Handzeichnungen von Goethe im Besitz des Goethe-Nationalmuseums in Weimar. – S. 24 und 25: Die Zeichnungen von Conrad Horny und G. M. Kraus im Besitz des Schloßmuseums in Weimar. – S. 29: Umzeichnung eines Planes aus „C. A. H. Burckhardt, Die Entstehung des Parks in Weimar", Weimar 1907. – Die Bilder S. 22–25 werden hier dank dem Entgegenkommen der Weimarer Museen zum erstenmal veröffentlicht.

PAUL FECHTER

Mit sieben Siegeln

Über die Straße geht ein Mädchen. Sie stelzt auf hohen Stöckelschuhen mit zierlich steifer Grazie über den Asphalt, trägt ein kurzes, ganz leichtes, schwarzes Kleid, das im Gürtel von einem breiten, vorn lang herabfallenden Seidenband in hellem rötlichem Violett gebunden ist: auf den rötlichen Locken thront, einseitig hoch aufragend, ein Spitzenhütchen in verwegenen Formen und dem gleichen hellen rötlichen Violett wie das Gürtelband. Sie schreitet gemächlich zwischen den Autos dahin – kein Mensch beachtet sie sonderlich. Sie gehört in die Zeit, gehört in den Sommer, kaum einer empfindet etwas Besonderes an ihr.

Unwillkürlich folgt man ihr mit den Blicken – und gleitet in Gedanken ein Jahrhundert weiter, sieht das lebendige junge Menschenkind und das Gewand, das es trägt, den Hut, die Schuhe, die Gesamterscheinung als Bild, als alten Farbendruck aus einem Modemagazin der Zeit in einer Trachtenbibliothek des Jahrs 2050 etwa. Was für uns Modereiz, ist Geschichtsreiz geworden, was für uns lebendiger Wesensschmuck, hat sich in Kostüm, beinahe in Verkleidung umgesetzt. Vor den Bildchen und vor vielen andern verwandter Art sitzt ein junger Historiker etwa des Jahrgangs 2025 und versucht aus dem Geist und dem Wesen der versunkenen Moden von 1939 das seltsame Zeitwesen dieser beginnenden Mitte des 20. Jahrhunderts abzuleiten, in der so viele merkwürdige, die Welt im tiefsten verändernde Wandlungen des menschlichen Lebens sich vollzogen. Er studiert die Bildchen der jungen Frauen und der jungen Mädchen mit heißem Bemühen – und stellt fest, daß dies eine Zeit gewesen sein muß, die einen besonders feinen, zärtlichen Instinkt für den Reiz und den kapriziösen Charme der Frau besaß, daß wenige Epochen seit dem Rokoko eine so kultivierte zarte Sinnlichkeit des Lebensstils, wie er sich in Bild und Erscheinung der Frau ausprägt, entwickelt haben. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Nachwirkungen des Großen Kriegs offenbar zu einer die ganze Welt erfüllenden Woge eines neuen Feminismus geführt haben: die männliche Welt, in harter Arbeit damit beschäftigt, die schädlichen Nachwirkungen der falschen Friedensschlüsse nach 1918 auszugleichen und zu beseitigen, ist offenbar im Kern ihres Wesens zutiefst erotisch bestimmt gewesen, hat sich am Bild der Frau, das seit den Tagen des Biedermeier ja allein noch Zeitausdruck geblieben ist, den Spiegel seines eigentlichen Lebensgefühls geschaffen. Die ungeheure Vielfalt der modischen Variationen des Frauenbilds neben den wenigen, im wesentlichen von der Uniform bestimmten männlichen Zeittypen jener Epoche beweist aufs deutlichste das Übergewicht der Frau, das sie in dieser Ausschließlichkeit seit den Tagen des ausklingenden Rokoko in Frankreich, wie gesagt, nicht mehr besessen haben kann.

Zu solchen Ergebnissen würde von seinem Bildmaterial aus der junge Historiker vom Jahre 2050 sicher kommen. Er würde seine These mit so überzeugenden, übrigens reizend stilvollen Reproduktionen der schönen alten Farbenphotos aus jener Zeit der kindlich beginnenden, noch nicht vom späteren Raffinement ver-

dorbenen Farbenphotographie stützen, daß schon ein Blick auf die Abbildungen seines Buches die Richtigkeit seiner Deutung unumstößlich erwiese. Unsere beginnende Jahrhundertmitte bekäme von der Betrachtung des Lebens her, das sich ja immer am unmittelbarsten in Dingen ausdrückt, mit denen die Menschen, vor allem die weiblichen, ihre Selbstbildnisse schaffend stilisieren, ein Etikett, dem die Anschauung so viel Glaubwürdigkeit gäbe, daß man sich sein allgemeines Angenommenwerden durchaus vorstellen könnte. Das zweite (oder dritte) Rokoko der Zeit um 1940 liegt als populäre Allgemeinvorstellung einer anspruchslosen Zukunft durchaus im Bereich des Möglichen — ohne daß die verkannte Welt von heute sogleich in der Lage wäre, den Widersinn solcher Fehldeutung mit einiger Aussicht auf Erfolg im vorhinaus zu verhindern.

Zweierlei ergibt sich von der Möglichkeit solcher Vorstellungen aus: einmal Mißtrauen gegen die populären Betrachtungen vergangener Epochen überhaupt — sodann die Frage eben der Verhinderung weiterer materialgestützter Umdichtungen ehemaliger Wirklichkeiten. Liegt nicht ein gut Teil der Vergangenheit im Bann solcher vom dichten Blau der Zeitferne bedingter Fehlwertungen von Dokumenten aus, deren Gewicht innerhalb der vergangenen Wirklichkeit von der späteren populären Geschichtsvorstellung völlig falsch eingeschätzt wird — und wäre es nicht Aufgabe einer behutsamen Wissenschaft, schon in der Gegenwart Vorsorge zu treffen, daß die Zukunft nicht in neue Selbsttäuschungen über neue Vergangenheiten getrieben wird? Dichtung, auch historische Dichtung ist ganz schön: wesentlicher wäre es vielleicht, die Grenzen zwischen den beiden sehr benachbarten Bereichen schon beizeiten schärfer und wirklich trennend zu ziehen.

Mißtrauen gegen die populäre Betrachtung vergangener Epochen ist die Grundlage jeden Versuchs wirklicher historischer Behandlung eines Stücks Vergangenheit. Der Weg zum Wirklichen ist nirgends so schwer zu finden wie hier — im Geistigen wie im Realen. Wer einmal den Versuch gemacht hat, sich die geistige Gesamtwelt, etwa der bekanntesten Epoche der deutschen Vergangenheit, der Zeit um 1800, zu rekonstruieren, kennt die Vergeblichkeit des Beginnens — eben um des Materials willen. Wer 1800 denkt, vor dem steht eine ungeheure Fülle von Namen und Gestalten, Werken und Leistungen, ein Riesenheer genialster Phänomene — aber alle sind bereits historisch, von heute aus, als Totalitäten und geschichtliche Gestalten gesehen, während sie damals unhistorisch lebendige fragmentarische Zeitgenossen ohne jede Fälschung des Nachruhms waren. Goethe und Hegel, die Schlegels und Kleist, Schubert und Schopenhauer — die Zeit ist erfüllt von einer Wucht des Geistes und der Seele, das man sich unwillkürlich nach dem Raum für die andern, die Kleinen von den Meinen, und die Aufnehmenden fragt. Die Frage aber ist falsch; denn Goethe und Hegel, Kleist und Schubert und Schopenhauer waren damals in ihrer unhistorischen Realität etwas ganz anderes, als sie heute sind: sie waren so, wie wir sie kennen, noch gar nicht vorhanden. Seine Exzellenz der Herr Staatsminister von Goethe war ein berühmter Mann. Aber er war der Zeit mehr Mann als Dichter, mehr Minister als der Verfasser des Faust. Der Professor Hegel? — Wer kannte ihn? Die Studenten und ein paar seiner schwäbischen Kollegen aus der Philo-

sophie, der hinausgeworfene Hauslehrer Hölderlin, der dann verrückt wurde, der Professor Schelling, seine Berufskollegen. Das Publikum? Das kannte ihn sicher nicht, nahm selbst in der Berliner Zeit, als er so in Mode kam, daß sogar die Herren Minister in sein Kolleg gingen, sehr wenig Notiz von ihm. Und der Herr von Kleist, dieser ehemalige Leutnant, der Verse gemacht hatte und sich dann erschoß — wer wußte abseits der kleinen Kreise des Hofs, der Literatur von ihm? Wer hatte vor allem unsere Vorstellung Kleist? Niemand — sie lag noch völlig außerhalb der Wirklichkeit, mußte erst in mühsamer Arbeit der Historie abseits der Wirklichkeit von damals geschaffen werden. Man könnte sagen, die Kleistgestalt von heute ist eine Dichtung der zweiten Hälfte des 19. und der ersten des 20. Jahrhunderts — und unsere Schubertgestalt erst recht. Was war der Komponist des Erlkönigs dem Dichter des Erlkönigs? Nichts; er war für ihn nicht vorhanden. Goethe war Zeitgenosse des jungen Schubert, überlebte ihn: unsere Wirklichkeit Schubert gab es für ihn nicht, gab es für niemand. Wenn aber schon für ihn Gestalten von diesen Ausmaßen nicht vorhanden waren, wie soll man sich die allgemeine geistige zeitgenössische Wirklichkeit vorstellen, die Realität der Aufnehmenden? Der junge Schopenhauer brachte sein Buch von der Welt als Wille und Vorstellung dem Herrn Geheimrat Goethe, und der las es mit Interesse — wenigstens zum Teil: wer las es noch? Niemand — so wenige, daß der größte Teil der Auflage von Brockhaus eingestampft werden mußte. Der Dr. Schopenhauer war ein unbekannter, boshafter, unangenehmer Privatgelehrter, nachher mal ein paar Jahre ein anmaßender Privatdozent, der den lächerlichen Versuch machte, dem Professor Hegel Zuhörer wegzufangen und dann, wie man hörte, aus Angst vor der Cholera nach Frankfurt in die Vergessenheit geflohen war: was hatte der seiner Zeit, seinen Zeitgenossen zu sagen? Nichts, genau so wenig wie der Musiker Schubert und der ehemalige Leutnant von Kleist. Die gab es für die großen geistigen Jahrzehnte nach 1800 überhaupt nicht, sie waren keine Realität für sie. Sie sind historische Dichtungen der Nachwelt, nachträglich in die stumme Welt ihrer Lebenszeit hineinprojiziert — durch die sie in völlig anderer Wirklichkeit gingen. Der Vorgang hat etwas Unheimliches, Dämonisches — es ist, als ob eine Zeit sich selbst erst erkennt, wenn sie lange tot ist, zu sich selber erst kommt mit der Hilfe der Nachgeborenen, die von ferne zu ihr zurückblicken und, Lücken ausfüllend, Fragmente von Bildern und Überlieferung deutend, die Wirklichkeit von einst, die ganz anders war, umdichten in ein Traumbild des Geistes, der unerkannt unter den Mitlebenden weilte und für ihre Blindheit späte Rache nimmt, indem er durch das Medium der später Kommenden ihre ehemalige Wirklichkeit zum Vergessenwerden verurteilt und sie zu seiner Umwelt umfärben läßt.

Fast ebenso schwer ist der Rückweg zur Wirklichkeit des Vergangenen im Realen. Das Wort Rokoko erklingt, und eine Welt steigt herauf, zierlich und leicht, graziös und elegant, überlegen, frivol und unsittlich — eine Welt, die in den Schauern der Revolution zusammenbrach und als einmalige seelische Wirklichkeit wie ein leichtes Wölkchen entschwebte. Diese Welt, diese Vorstellung aber ist Dichtung, populäre Historie über einer in Wirklichkeit völlig

andern Zeitsubstanz. Diese Vorstellung Rokoko ist Bildvorstellung, genau so wie die eingangs skizzierte Phantasie des jungen Historikers von 2050 über unsere Gegenwart. Watteau, Lancret, Pesne haben für einen kleinen Kreis und aus einem kleinen Kreis die Bilder einer Traumwelt von Herren und Damen, Kavalieren und Marquisen geschaffen — die das Zeitalter der Photographie dann wie einen Photographieersatz aus dem 18. Jahrhundert ansah, als Abbildung, als Zeitwirklichkeit genommen hat. Die Zeitwirklichkeit des Rokoko hat aber bestimmt sehr anders ausgesehen. Das Rokoko war vor allem sicherlich nie eine allgemeine Zeitrealität, sondern Selbststilisierung sehr kleiner Kreise, deren Erscheinung wahrscheinlich nicht einmal das äußere, geschweige denn das Wesensbild der Zeit bestimmt hat. Der sogenannte Geist des Rokoko ist der Allgemeinheit der Epoche genau so wenig zum Bewußtsein gekommen, wie den großen geistigen Jahrzehnten um 1800 ihre Geistigkeit; er ist nie ihr Geist gewesen. Die Zeit des Rokoko war weder graziös noch leicht, weder frivol noch lasterhaft: das waren Einzelne, die vom Bild, von der Dichtung her sichtbar gemacht wurden und nun die populäre Vorstellung der ganzen Epoche bestimmten. Die hat auch sicher niemals als ganzes Rokokotracht getragen: das war Sache Einzelner, Bevorzugter, nicht der großen Allgemeinheit. Die trug nicht Reifröcke und seidene Kavalierkostüme: die ging wie zu allen Zeiten im mehr oder weniger modefreien Gewand der Arbeit, des harten Berufs, war die ewige Wirklichkeit und blieb als solche unsichtbar. Sie ließ es sich gefallen, zuerst gar nicht und später falsch gesehen und gedeutet zu werden. Die unsichtbare Welt der unsichtbaren Menschen ist die ewig gleichbleibende Substanz der Historie und das Opfer der populären Wertung: sie muß es hinnehmen, als Träger des Rokokozeitalters frivol und als Allgemeinheit des Biedermeier gemütvoll und sentimental genannt zu werden, obwohl sie sicher im Grunde immer von gleicher Art, Summe der ganzen ewigen menschlichen Vielfalt gewesen ist. Sie ist der Reflektor des wechselnden Lichts, das von den wechselnden Haltungsidealen der wenigen sichtbar werdenden Gestalten der Historie zu den verschiedenen Zeiten auf sie fällt — und sie nach dem Vorbild dieser Ideale bald so, bald so einfärbt. Zur Zeit der hohen Gotik muß diese Allgemeinheit mystisch und inbrünstig, zur Zeit des Barock voll Lebensgier und farbiger Laune sein: im 19. Jahrhundert wird sie bürgerlich gesittet und gebildet — obwohl sie zu allen Zeiten sicherlich alles zugleich und in gleicher Weise, allen Dämonen und Mächten des Lebens ohne Unterschied ausgeliefert war. Die Historie wandelt ihr Bild nach ihrem Gefallen — ihren Geist wie ihr Aussehen, und schafft so die wechselnden Gemälde der Vergangenheiten, hinter denen die Wirklichkeiten ins Unsichtbare entschweben und, wenn genug Jahrzehnte vergangen, den Nachlebenden überhaupt nicht mehr rekonstruierbar sind.

Darum aber muß man sich vielleicht einmal die Frage vorlegen, ob es nicht möglich wäre, solche Umdichtungen ganzer Epochen zu verhindern, wenn sich Mitlebende die Mühe machten, Bilder ihrer Zeitwirklichkeit, wie sie sie sehen und erleben, aufzuzeichnen und festzuhalten. Nicht nur in Form von Briefen und Selbstbiographien, sondern als objektive Zeitgestaltungen, indem sie sozu-

sagen mitschreiben, was sich vollzieht, die Wirklichkeit noch in dem Zustand spiegeln, in den der Historiker sie später meist vergeblich aus der Verstaubtheit des Geschichtlichen zurückzuversetzen versucht. Es wäre schön, ein Zeitalter wie das um 1800 im Spiegel der eigenen Zeit zu sehen, mit einem Goethe, der noch nicht den Faust veröffentlicht hat, einem beinahe vergessenen Bach, einem fast völlig übersehenen Kleist, einem unbeachteten Schubert, mit lauter noch nicht von Historie und Nachruhm belasteten Menschen und mit all den heute Vergessenen, die einst im Vordergrund standen. Die Zeitungen von heute halten ja vieles fest; sie sind aber nur in seltenen Fällen lediglich Spiegel, etwa in der heutigen Kunstbetrachtung, die in ihrer beschreibend referierenden Haltung wertvolles Material für kommende Historiker sammelt: sie ist Instrument des politischen Willens, hilft Historie machen, nicht aufzeichnen. Die wirkliche Aufgabe des Festhaltens fiele dem Historiker zu, der schon die Gegenwart im lichten Blau beginnender Historisierung sieht: er würde sich den Segen ungezählter Generationen der Zukunft verdienen — falls es diesen Undankbaren nicht am Ende doch mehr Spaß machen sollte, Epochen, die für sie tot und Vergangenheit sind, auf Grund reizender Hütchen und eigener Irrtümer falsch, aber souverän nach eigenem Geschmack und auf eigene Faust zu sehen, statt sie auf Grund des unabweisbar authentischen Materials der Vorfahren richtig, aber von vornherein eben langweilig festgelegt überliefert zu erhalten und sehen zu müssen.

KARL HOLZAMER

Landschaft der Seele

Wir wandern nun schon viel hundert Jahr,
Und kommen doch nicht zur Stelle —
Der Strom wohl rauscht an die tausend gar
Und kommt doch nicht zur Quelle.
J. v. Eichendorff (Werktag)

Seit alters kreisen die Flüge des Geistes um drei wesentliche Fragen, die wie steile Felsen in den dunklen Himmel unseres Weltbildes aufragen: die N a t u r mit all ihren belebten und unbelebten Kräften, der M e n s c h in seinem Wesen, seiner Geschichte und seiner persönlichen und völkischen Lebensentfaltung und schließlich G o t t als unerforschlicher Lebensgrund und Schöpfer des Alls.

Von diesen dreien steht uns als forschenden Menschen unstreitig der Mensch selbst am nächsten. Und doch dürfte unser Wissen um den Menschen verhältnismäßig spärlicher sein, als die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen uns etwa die Natur erhellt haben. Wohl kennen wir beim Menschen die Zusammensetzung und die Funktionen des Körpers, und doch wissen wir vielfach ein krankes Tier besser zu heilen als einen erkrankten Artgenossen nur zu behandeln. Wir haben die Sprachen und Kulturen der Völker in übersichtlichen Gliederungen erfaßt und

kennen oft unscheinbare Wörter in ihrer Bedeutung und Abwandlung durch Jahrtausende. Wir kennen die Großtaten des Geistes, der Persönlichkeit, des Genies in der Geschichte, spüren die Volksseele in den feinsten Äußerungen, wissen aber nur verzweifelt wenig über „Geist", „Persönlichkeit", „Seele", „Genie". Wir wachen und schlafen, denken und vergessen, wir handeln bewußt und unbewußt, aber es scheint fast so, je näher wir den menschlichen Vorgängen kommen, je näher wir zu uns selbst vorstoßen, um so lückenhafter wird unsere Wissenschaft vom Menschen.

Die Reise zu uns selbst ist die beschwerlichste von allen. Auch ein fremdes Ich ist uns oft in vielen Beziehungen klarer, als der „Spiegel unserer Seele", in den wir manchmal wie in einen glanzlosen und schluchtentiefen Bergsee hineinschauen.

Es lassen sich in der experimentellen Psychologie treffliche Feststellungen darüber machen, wann beispielsweise eine auf unser Auge einwirkende und ständig gesteigerte Lichtquelle auch von uns wahrgenommen, also im Bewußtsein mit erfaßt wird, und wann die Reizschwelle endgültig überschritten ist. Wie aber der Zusammenhang zwischen dem aufnehmenden Auge (dem äußeren physischen Sehvorgang) und der „geistigen" Aufnahme des Geschauten (dem inneren psychischen Sehvorgang) besteht, das wird wohl nie wissenschaftlich ganz ausgemacht werden können.

Nun könnte man daraus den allerdings voreiligen Schluß ziehen, daß unter den Wissenschaften um den Menschen die Erforschung des geistigen und seelischen Lebens, also dessen, was wir etwa mit „Psychologie" bezeichnen, ziemlich zwecklos sei. Diese Meinung wird, wie eine wichtige praktische Erfahrung zeigt, schon darin widerlegt, daß uns z. B. gute Romane meist eine Fülle wertvoller Einzelerkenntnisse unseres inneren Lebens bildhaft und in echten Charakterisierungen beibringen. Diese Auffindung und Niederschrift unseres seelischen Lebens muß aber meines Erachtens genau so ernst genommen werden wie etwa eine Darstellung aus der beschreibenden Psychologie, die z. B. das Ergebnis von Fragebogen auswertet und dabei unter Umständen sogar des Kernpunktes der totalen Erfassung des Menschen enträt. Man wird sich eben in der Psychologie daran gewöhnen müssen, die Erfahrungen über unser inneres Leben aus allen Bekundungen zu ziehen, die sich mit dem Rätsel Mensch, seinem Werk und Leben, seinen Leiden und Leidenschaften befassen. Der Fragebogen und das Experiment, die ja bewußt in Szene gesetzt werden, verlieren gerade deswegen oft erheblich an ihrem Wert für die Wissenschaft vom Menschen. Ein Experiment über die „Reue" (hier ist es besonders deutlich) läßt sich nie anstellen, da die eigentümlichen seelischen Schwingungen im selben Augenblick erstarren, in dem ich oder ein anderer bewußt die Beobachtung auf dieses Phänomen Reue lenken. Aus dem Reuigen wird ein bloßer Beobachter des vorher Reuigen. Ein Dichter aber, dem aus Kindheits- und Jugendtagen noch ein bestimmtes Reueerlebnis gleichsam in den Knochen steckt, wird sprachlich für uns alle eine gültigere Beschreibung der Reue niederlegen können als eine summarische Zusammenstellung von Antworten auf die Frage: „Was ist Reue?" es je zu geben vermöchte.

Da sich die Psychologie aus den Erfahrungen des inneren Lebens und seiner Darstellung im äußeren Verhalten des Menschen nährt, muß jede echte Erfahrung für die Wissenschaft wertvoll sein, gleichgültig, ob diese sich in einem Brief, in einem Wort, in einem lyrischen Gedicht, in der Beantwortung einer bewußten Fragestellung, in einem Roman oder sonstwo findet. Daß sich in Shakespeares Hamlet mehr Wahrheit über den Menschen ausdrückt als im dicksten Lehrbuch über experimentelle Psychologie, ist uns allen klar. Die wissenschaftliche Folgerung wird trotzdem selten gezogen. Sie lautet: jeder geistig erweckte Mensch sinniert über sich selbst und damit über das Leben des Geistes. Jeder hat *seine* Erfahrung; viele drücken sie auch in irgendeiner Form (meist unbewußt) aus. Wenige aber nur können in der Form, die der Urerfahrung wirklich nahekommt, auch bewußt für dieses geheimnisvolle innere Sein des Menschen zeugen. Sie tun es dabei auf die verschiedenste Weise, wie es gerade ihrer Natur und ihrem Ausdrucksvermögen entspricht. Diese Zeugnisse sind dabei sämtlich für die Wissenschaft im engeren Sinne wichtig. Die Zeugen werden nie verstummen, solange Menschen leben, denn immer wieder werden die Urerlebnisse von Geburt und Tod, von Liebe und Haß, von Gut und Böse, von Stark und Schwach, von Mann und Frau, von Kind und Greis den lebenden Menschen erschüttern, so wie sie es am Anfang der Menschheit bereits getan haben.

Es wird dann niemand leugnen können, daß uns all diese formulierten Aussagen über das innere Leben und die Dokumente des Geistes in der Kultur schon zahllose Seiten und Falten der Seele bloßgelegt haben, so wie der Arzt einen verborgenen Nervenstrang freilegt, um seinen Schülern daran das körperliche Sein zu erklären. Ebenso unleugbar ist aber auch, daß wir uns trotzdem vielfach noch ebenso weit von uns selbst entfernt sehen, wie in jenen Tagen, da die griechische Tragödie dem weiten Rund des Theaters die Weisheiten des Chores sang. Darum unterscheidet sich jene Kunde vom geistig-seelischen Leben auch von den meisten anderen Wissenschaften: wir bleiben forschend und sinnend stets auf dem Wege zu uns selbst. Die Seele gleicht einer *Landschaft*, die in sich, um dieses Bild weiterzuführen, alle geologischen Schichtungen und landschaftlichen Besonderheiten an sich trägt, die überall verstreut auf dieser Erde zu finden sind. Zu Recht hat man dem Makrokosmus der Welt den Mikrokosmus unseres persönlichen Lebens gegenübergestellt. Es *ist* ein Kosmos, eine in sich ruhende und schwingende Ordnung, die wir gleichwohl ebensowenig denkend umspannen können, wie wir es mit der größeren Ordnung des Weltalls fertigbringen. Das Mikro=Klein darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß „Klein" und „Groß" hier nur Wort- und Richtungsunterscheidungen sind; die Wanderung bleibt in beiden Dimensionen gleich ziel-los, d. h. ans Ende kommen wir nicht. Ziel-los ist aber nicht zwecklos: der immer wieder weichende Horizont der Seele, auf den wir zusteuern, läßt uns erst den Kosmos ahnen. Wer immer in seinem begrenzten Talgrund bleiben will, weil auf der Höhe sich wieder neue Täler auftun und fernere Höhen grüßen, der hält sein enges Tal für die Welt und erweckt nie in sich die Ehrfurcht vor der Größe seiner selbst. Nur wer die Un-endlichkeit erahnt, wird die erreichbare Endlichkeit schätzen.

BRUNO E. WERNER

Die Begegnung zweier Dichter

George und Hofmannsthal

Selten und im Zeitraum einer Generation kaum einmal findet die Begegnung zweier Dichter statt, wählt man das Wort „Dichter" nicht im üblichen Sprachgebrauch, sondern mit jener Sparsamkeit, die die großen Persönlichkeiten unserer Geistesgeschichte wohl beanspruchen könnten. Selten sind diese Begegnungen, und für die beiden Beteiligten ebenso beglückend wie Furcht erweckend, denn beide müssen hier mit unheimlicher Gewalt mancherlei spüren: das Seltsame, ja Einmalige, das Verwandte, Verbundene und zugleich das Trennende, Unüberbrückbare — es sei denn, der eine von beiden gäbe sich selber auf.

Die Geschichte der deutschen Dichtung kennt einige dieser Beispiele, wie sie in Aufzeichnungen oder Briefen niedergelegt worden sind. Meist aber verraten diese Briefe selbst dort, wo es um große Auseinandersetzungen geht, nur das Äußere und nicht viel von dem Vorhang, der zwischen diesen beiden weggerissen werden mußte, als die Begegnung zustande kam. Diesmal verraten sie mehr.

Wir sprechen hier von dem ungewöhnlichen und erregenden Buch, das im Verlag Georg Bondi, Berlin, erschienen ist: „Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal." Von der Begegnung der beiden Dichter weiß die Öffentlichkeit nicht viel mehr, als daß aus einer Freundschaft langsam die Entfremdung heraufstieg, und daß es schließlich zum Bruch zwischen beiden kam. Man hat darüber hinaus davon gesprochen, daß der Bruch durch die Unbedingtheit Georges und seinen esoterischen Willen, der sich selbst und keinen anderen als Meister des „Kreises" wissen wollte, erfolgt wäre, und daß Hofmannsthals Verbindung mit der zeitgenössischen Literatur und seine konziliantere Haltung notwendigerweise zu diesem Bruch führen mußte. Alle diese Äußerungen sind schief oder gar falsch, wie das meiste, was über Stefan George geschrieben oder gedruckt worden ist, Schriften und Bücher, die einst in guter Absicht zweckbewußte Wirkung übten, die jedoch zu jener Verzerrung des George-Bildes führten, das nun langsam richtiggestellt werden muß.

Dazu mag auch jener Briefwechsel unter anderem dienen, der zeigt, wie fern George jeder priesterlichen Geschraubtheit stand, mit deren Arabesken ihn Jünger wie Feinde ausgestattet haben, und wie hier ein Mann kraft seines seelischen Besitzes, kraft seines Willens und kraft seines geistigen Volumens, das ihn allein schon über die schreibenden Zeitgenossen hinaushebt, mit großer schlichter Selbstverständlichkeit — alle Kämpfe im Inneren verschließend — redet, handelt und schreibt. Auf der anderen Seite sehen wir einen anderen Hofmannsthal als den zuweilen überlieferten: nämlich einen Mann, beladen mit hohem Verantwortungsbewußtsein, mit scharfer Selbstprüfung, mit klarer geistiger Kraft und dem Willen zur Strenge und Zucht, den Dichter vom 18. bis zum 34. Lebensjahr,

der bereits das als wachsenden Keim im Herzen trägt, was den 55jährigen später zu seiner unvergeßlichen Rede an die Münchener Studenten führte, zu jenen Worten vom Schrifttum als geistigem Raum der Nation, die zeigten, wie Hofmannsthal auf anderem Wege als George sich dem gleichen Ziel genähert hat.

Es sind 89 Briefe Georges, 106 von Hugo von Hofmannsthal. Sie beginnen im Dezember 1891. Hofmannsthal ist kaum 18, George 23. Sie enden 1906. Stefan George ist von Anfang an der Handelnde, Werbende, Hofmannsthal der eher Passive, Zögernde — ein Zustand, der nur später durch Georges Mißtrauen und Hofmannsthals Bemühungen, dieses Mißtrauen durch Herzlichkeit zu zerstreuen, verdeckt wird. Die Konflikte reißen nicht ab. Sie sind von Anfang an da, und im Augenblick, wenn sie völlig beseitigt scheinen, brechen sie gerade mit ungewöhnlicher Heftigkeit aus. Bereits die erste Begegnung in Wien erfährt eine dramatische Zuspitzung. George wendet sich mit großer offener Wärme dem fünf Jahre Jüngeren zu. Hofmannsthal antwortet scheu, ausweichend, sich immer wieder entziehend. Man spürt seine Angst. Er schreibt in sein Tagebuch ein Sonett „Der Prophet".

Von seinen Worten, den unscheinbar leisen
Geht eine Herrschaft aus und ein Verführen.
Er macht die leere Luft beengend kreisen,
Und er kann töten, ohne zu berühren.

Ein Mißverständnis führt beinahe zu einem Duell der beiden jungen Menschen, von denen der eine, zwar schon literarisch hervorgetreten, fast noch ein Kind ist. Hofmannsthal entschuldigt sich — George verläßt die Stadt. Ein halbes Jahr später. Es kommt zur Gründung der Blätter für die Kunst. Neben George soll der junge Hofmannsthal geistiger Träger dieser Zeitschriftenfolge werden, die auf das schärfste sich von dem literarischen Betrieb des Tages absondern will. Bereits hier kommt es wieder zur leisen Trübung der Freundschaft. George sieht in dieser Freundschaft die Werkgemeinschaft zweier Dichter. Hofmannsthal fühlt sich getrieben zum Schreiben und spürt gleichzeitig, daß er viel zu jung ist, um hier in dieser Welt, die ihn ängstigt, Schritt halten zu können. „Mir fehlt nichts als Ruhe und ein bißchen naive Lebensformen", schreibt er aus Gossensaß. George antwortet: „Unser dichterkreis hat sich nach gegenseitiger rückhaltloser aussprache gebildet ... Wer sich derselben entzieht, wird unklar und unheimlich ... Wir müssen genauestens wissen, was sie wollen ..."

Man einigt sich wieder, aber zugleich zeichnet sich nun langsam der Weg ab, der die beiden später trennen wird. Zwar spricht der Rheinländer immer von „Kunst", der Österreicher, der unterdessen Ulan geworden ist, von „Zucht". Aber beide meinen das gleiche. Nur fühlt sich Hofmannsthal von der abgeschlossenen Welt Georges beengt und vermißt hier — ohne es in seinen Briefen auszusprechen — für sich die schöpferische Atemluft, die Verbindung mit dem Leben. Er schreibt gelegentlich auch für andere Zeitschriften. George, von jedem Gedicht Hofmannsthals sichtbar tief berührt, antwortet:

„Sie besonders möchte ich noch darum bitten, sich recht rege zu beteiligen und ihre kräfte nicht ganz wertlosen veröffentlichungen zu leihen. Sie vermehren damit ohne es zu wollen das unheil daß in unserem geschlecht man schließlich nicht einmal mehr das allerschlechteste von einigermaßen guten abzusondern fähig ist."

Mit jener außerordentlichen Zartheit der Empfindung und dem wachen Instinkt für Wert und Gewicht der Worte, die die Lektüre dieses Briefwechsels zu einem Genuß von hohem Rang machen, kommen die beiden einander näher. „Mein lieber George", „Mein lieber Hofmannsthal." Immer wieder (und dies übrigens bis zuletzt) betont der Jüngere von nun an, daß er sich George und seinen Bestrebungen nahe fühle. „Ich war, glaube ich, zu jung früher, zu unreif und unsicher. Aber da Sie der Ältere sind, so geben Sie auch einer berechtigten Ungeduld nicht nach und denken nun, wie vereinsamt wir in Deutschland sind und wie im tiefsten aufeinander angewiesen." „Verehrter und geliebter Freund", antwortet George in einem, in seiner strengen Unnachgiebigkeit charakteristischen, aber zugleich bewundernden, freundlichen Brief. Es gibt sogleich wieder Differenzen, weil Hofmannsthal sich wohlwollend über Richard Dehmel äußert, während George nicht ohne Schärfe antwortet: „Solche gereimten dinge aber sind mir im geistesmaße zu gering."

Mehr als zwei Jahre ruht der Briefwechsel, bis ihn George 1902 lose aufnimmt und Hofmannsthal herzlicher, persönlich offener und ausführlicher schreibt als in den vorangegangenen Jahren. Es gibt eine briefliche Aussprache von einer Gründlichkeit im Geistigen, wie sie für die beiden Dichter charakteristisch ist. Diese Auseinandersetzung, die scheinbar nur darum geht, daß George Kritik an der Gesellschaft übt, in deren Kreis Hofmannsthal schreibt, während Hofmannsthal äußert, daß ihm der übliche biedere Ton der mittelmäßigen Poeten immer noch ehrlicher schiene als die geschraubte feierliche Mittelmäßigkeit der Dichter des „Kreises", trifft auf die entscheidenden Dinge der geistigen und menschlichen Haltung. Diese bedeutsamsten Briefe der Sammlung verraten nicht nur viel zum Verständnis der beiden Dichter, sie sagen alles über die Haltung zum Leben und zur Kunst aus, wie sie sich der Jahrhundertwende als ein beinahe soziologisches Problem präsentierte.

„Eine reife Erfahrung hat mich die ungeheure Verworrenheit unseres geistigen Lebens mit Grausen erkennen lassen und mich in den kleinsten Kreis zurückgetrieben", schreibt Hofmannsthal. George: „Wohl weiß ich: durch alle haltung und führung wird kein meisterwerk geboren — aber ebenso gut wird ohne diese manches oder alles unterdrückt." Die Erkenntnisse über die eigene Zeit sind bei beiden erstaunlich, die Kritik von treffender Schärfe, die Klarlegung der verschiedenen Wege des Dichters in dieser Zeit hier so deutlich wie an keiner anderen Stelle. Hofmannsthal ist der naivere, der sich zuweilen gefährlich treiben läßt. Georges Befangenheit liegt in der Unterschätzung dessen, daß nur seine eigene Persönlichkeit den Menschen um ihn Kraft und Farbe gibt.

Von nun an liegt die Trennungslinie klar gezeichnet vor. Die Bewunderung vor dem Werk des anderen aber führt die beiden immer wieder zusammen. Dahinter steckt eine tiefgelagerte Sympathie, die sich stets von neuem über alles Trennende hinwegsetzen will und die von einem für Augenblicke wachen Bewußtsein getragen wird, daß der andere der einzige Zeitgenosse ist, der aus jenem höheren Reiche kommt, aus dem man selber stammt. 1903 treffen sie in München für eine Woche zusammen, im gleichen Jahre noch einmal bei einem Abend im Hause Lepsius in Berlin. 1904 besucht George Hofmannsthal in seinem Haus in Rodaun.

Das Bild Georges bekommt überall seinen Adel durch die Schlichtheit, mit der sich ein Mann für seine Zeit und die Zukunft verantwortlich fühlt, wobei er sich wie ein Buchverleger, der sich mit den nüchternen Dingen herumschlägt, immer wieder um das Werk des Freundes bemüht. An Verantwortungsgefühl und Adel der Gesinnung steht ihm Hofmannsthal nicht nach. Nur ist er ausschließlich mit sich und seinem Werk beschäftigt und die Schaffung des Bodens, um den George wirklich wie ein Bauer ringt, liegt außerhalb seines Gesichtskreises.

So wird der Briefwechsel mit leisen Spannungen fortgesetzt bis zu jenem unglücklichen Brief Hofmannsthals aus dem Jahre 1905. Angesichts der drohenden Gefahr eines deutsch-englischen Krieges bittet er George um seinen Namen für eine deutsch-englische Publikation, die sich für den Frieden einsetzt. George antwortet mit kaum noch zurückgehaltener Empörung: „Käme diese zuschrift nicht von einem, dessen verstand ich aufs höchste bewundere, so würd ich sie für einen scherz halten. Wir treiben doch weder mit geistigen noch mit greifbaren dingen handel von hüben nach drüben. Was soll uns das? ... krieg ist immer letzte folge eines jahrelangen sinnlosen draufloswirtschaftens von beiden seiten. Das verklebmittel einiger menschen däucht mir ohne jede wirkung."

Es folgen nur noch zwei Briefe. Ein Angriff Hofmannsthals gegen den Drucker der „Blätter für die Kunst". Und eine nunmehr scharfe und fast unpersönlich-juristisch gehaltene Antwort Georges von drei knappen Sätzen. Unterzeichnet: „i. A. Stefan George." Das ist das Ende.

Rundschau

Sommer des Mißvergnügens. Bei Abschluß unseres letzten Berichts wurde die Erwartung ausgesprochen, daß die englischen Verhandlungen mit Sowjetrußland bald zum Abschluß gelangen würden. Etwas anders läßt sich auch heute nach weiteren vier Wochen darüber nicht sagen, da trotz der Entsendung des Sonderkommissars, Mr. Strang, zur Unterstützung des englischen Botschafters in Moskau bei den Verhandlungen mit Molotow bis jetzt eine Einigung nicht zustande gekommen ist. Ja, es fehlt nicht an Stimmen, daß die Sendung Strangs schon jetzt als gescheitert anzusehen sei. Vermutungen, welches die eigentlichen Gründe für die zögernde Haltung Moskaus sind, gibt es viele. Die „Kommunistische Internationale", das Organ der Komintern, geht sogar so weit, zu behaupten, die beiden führenden Politiker Englands und Frankreichs seien faschistenfreundliche Männer, denen gar nichts an einer Zerschlagung der heutigen Regierungen in Deutschland und Italien läge, und die Paktverhandlungen seien nichts als ein „perfides Manöver". Aber wie dem auch immer sei, festgestellt muß jedenfalls werden, daß das Ansehen Großbritanniens unter seiner jetzigen Regierung erneut in der ganzen Welt erhebliche Einbuße erlitten hat. Es liegt wohl außerhalb jeden Zweifels, daß Großbritannien gerade auf Grund der jüngsten Ereignisse im Fernen Osten jeden Preis für das Zustandekommen des Paktes mit Moskau zahlen wird, den die sowjetrussische Regierung verlangt unter Ausnutzung ihrer starken Position, die sie dem nicht geschickten englischen Vorgehen verdankt. — Wenn man die Zeitungen der letzten Wochen verfolgt, so glaubt man sich in das Vorkriegseuropa zurückversetzt: Fürsten- und Ministerbesuche reißen nicht ab, immer neue Gruppierungen in Form von Bündnissen, Pakten, Handelsverträgen werden versucht, von denen einige glücken, während die anderen scheitern oder ihre Erfüllung sich verzögert: kurz, es ist eine neue Periode der Weltpolitik heraufgezogen, die aber mit derjenigen eine verzweifelte Ähnlichkeit hat, die zum Weltkrieg geführt hat. Die Spannung in der großen Politik ist so stark, daß sie von den Nerven der Völker mitempfunden wird, und je mehr die Hoffnung auf eine Generalbereinigung schwindet, um so stärker macht sich bei einigen Völkern die dumpfe Entschlossenheit bemerkbar, lieber eine harte Entscheidung zu suchen als noch länger die zermürbende Unsicherheit zu tragen. — Eine erhebliche Verschärfung hat das japanische Vorgehen in China gebracht, das den Japanern ermöglichen soll, die letzten Wege zur See, die noch den Chinesen offenstanden für den Empfang von Waffenlieferungen, abzuriegeln. Zuerst ging es nur um die Auslieferung von vier Chinesen, heute steht die Frage fremder Niederlassungen in China überhaupt zur Diskussion. Die Reaktion Großbritanniens auf das scharfe Vorgehen der Japaner war bisher bemerkenswert milde, jedoch deuten einige Äußerungen maßgebender Minister und der englischen Presse an, daß die Grenze, bis zu der man das japanische Vorgehen nur mit Protestnoten beantworten würde, klar abgesteckt werden soll. Vielleicht hat man die Entscheidung auch noch vertagt bis zur Rückkehr des englischen Königspaares von seiner so ungewöhnlich erfolgreichen Reise durch Kanada und dem Besuch in USA. Jedenfalls wird das weitere englische Vorgehen wesentlich von

der Haltung der Vereinigten Staaten mitbestimmt. — Die Franzosen haben, um den Pakt mit der Türkei zu bekommen, den Sandschak Alexandrette abgetreten. Neue Erregung in Italien ist die Folge. So überwiegt das Gefühl des Mißbehagens und der Unsicherheit überall die sommerliche Freude.

Goethe als Patient. Der Lebendigste der Lebendigen, Goethe, hat den Tod gehaßt und ist ihm ausgewichen, wo er nur konnte. Einen Bekannten, der ihm berichtet, er habe nach dem Anblick des toten Wieland nicht schlafen können, fährt er wütend an, warum er sich einen schönen Eindruck so verdorben habe. Als der Sarg der Frau von Stein vorüberfährt, sagt er nur: „Hm." Die Unverbesserlichen haben ihm das als Herzensroheit ausgelegt. Nichts ist dümmer. Er kann Herder „beneiden", den sie just in die Gruft der Stadtkirche senken, weil schlechtes Wetter ist, und wenn politische Unsinnigkeiten ihm den Tag verderben, stöhnt er auf: „Was ist denn das nur für eine Zeit, in der man die Toten beneiden muß!" Er fürchtet nicht den Tod, er haßt das Un-Leben. Wer den Werther schreiben kann, ist mit dem dunkeln Engel sehr innig vertraut. So ist ihm auch jede Krankheit widerlich, weil sie Schaffen und Betrachten hindert. Infolgedessen ist er ein unausstehlicher und ungeduldiger Patient. Arme Ärzte! Heinrich Voß weiß reizend und rührend darüber zu berichten, besonders im Vergleich mit dem geduldigen Schiller. Dabei ist Goethe sein Lebtag nicht eigentlich gewesen. So ist es höchst willkommen, wenn uns ein bedeutender Arzt den kranken Goethe schildert. (Wolfgang H. Veil, Goethe als Patient. Jena, Gustav Fischer.) Man kann darüber streiten, ob derartige Bücher nötig sind. Die Schüler Stefan Georges lassen ja nur das Werk gelten und gehen mit brutaler Großzügigkeit über den Menschen hinweg. Leider ist nur ein Werk ohne einen Leib und eine Seele nicht zu denken, und wer könnte sich etwa Nietzsche oder Beethoven ohne ihre Krankheiten auch nur vorstellen; oder erinnern wir uns Hölderlins, aus dessen Finsternis noch so unbeschreiblich herrliche Verse aufleuchten.

Der kundige und ausgezeichnet belesene Verfasser geht von der letzten Krankheit Goethes aus, die er als einen letzten, bei einem Zweiundachtzigjährigen beispiellosen heroischen Kampf für das Leben mit Recht ansieht. So tastet er sich zurück zu jenem Leipziger Niederbruch und kommt zu dem überraschenden Ergebnis, daß Goethe lungenkrank war. (Sehr hübsch, wie er den Laien Goethe mit dem Arzte Schiller kontrastiert: der eine beobachtet sich auf das genaueste, der andre breitet sich zwar gemächlich, ja mit einem gewissen Stolz über seine Leiden aus, ohne ihre Natur zu erkennen. „Hier irrt Goethe".) Der Verfasser behauptet, daß eine syphilitische Infektion nicht vorliegt. Das berühmte Wort von „Don Sassafras" erklärt er auf eine sehr natürliche Weise; auf welche wird nicht verraten, denn wir wünschen dem Heftchen viele Leser. — Schade, daß es nur ein Heftchen ist, das überdies manchmal allzu weitläufig in Polemik versandet. Wenn Veil auch das wichtige Werk von Moebius des öfteren zitiert, so wäre doch zu wünschen, daß er bei dem Patienten Goethe jene periodisch auftretenden manischen Depressionen eingehender behandelt hätte; doch auch irgendwo organisch verwurzelte schreckliche Qualen gehören zu dem kranken Goethe. Wir danken diesem Arzt jene schöne und eingehende Studie über Schillers

Krankheit, die dieser glühende Geist über zehn Jahre hinhielt, bis er ihr erlaubte, zu triumphieren. So wünschten wir, daß es sich hier nur um eine Skizze zu einem großen Gemälde handelt. Mögen die Anbeter der Form, des Werks, des Geistes noch so toben. Es wäre nur zu fragen, was sie sagen würden, wenn eine böse Fee sie vor die Frage stellte: Wählt: das Werk Goethes oder den Menschen. Diese Abstimmung wäre ungemein interessant in ihrem Resultat. — Um aber auch etwas Böses über dieses verdienstvolle Büchlein zu sagen: einmal nennt Veil Frank Wedekind in einem Atem mit — Klaus Mann. Aber, mein sehr verehrter Herr Professor! Hier wendet sich der Gast mit Grausen.

Herzkrankheiten. „Das Herz der Erde; Altes Herz geht auf die Reise; Herz im Harnisch; Das Herz ist wach; Beichte eines törichten Herzens; Herz auf Taille; Das feldgraue Herz; Herz im Osten; Das Herz der Kaiserin; Ein jungfräuliches Herz, Das tapfere Herz; Unsterbliches Herz; Herz, wo liegst du im Quartier ..." Das ist eine Reihe authentischer zeitgenössischer Titel von Büchern insbesondere erzählerischer Art, denen in die Tür ein Guckloch in Herzform eingeschnitten ist. Wir könnten die Aufzählung bequem noch eine Weile fortsetzen, ohne den Atem zu verlieren oder eigene Paraphrasen hinzusetzen zu müssen. Eine heimliche Mode? Eine Epidemie? Eine Not? Man muß es zugeben: die Titelnot in der schönen, besonders der erzählenden Literatur wird wohl ein ewiges Problem bleiben. Wie oft bringt ein gut geschriebener Roman, wenn er schon in Verlag genommen, ja bereits ausgedruckt und korrigiert ist, noch eine letzte Konferenz aller seiner Schöpfer und Geburtshelfer bei der Taufe zusammen, um ihm den nunmehr endgültigen Namen mit auf den Lebensweg zu geben. Nicht selten werden Verleger oder Lektoren sogar lieber grundsätzlich die Titel selber erfinden, und der Autor ist dankbar, glaubt er doch meistens mit dem Werke der Anstrengungen genug getan zu haben. Hierbei kommen dann freilich in vielen Fällen doch nur immer von neuem die matten, fast ebenso glossierungswürdigen Wiederholungen heraus, daß eine Erzählung den Namen ihres Helden oder ihrer Heldin trägt oder in sprichwörtlichen, bedeutungsvoll klingenden Abstraktionen einherstolziert: „Wille und Schicksal; Freiheit und Fügung; Licht oder auch Zwielicht, das aus der Finsternis bricht; Menschen am Berge; Städte in Flandern; die Mutter; die Tochter; der Vater; der Sohn und dgl. Solche Titel, bei denen allen die große künstlerische Notwendigkeit schwerlich Pate gestanden, wo der schaffende Dämon den Titel nicht mit diktiert hat, liegen indessen auf der entgegengesetzten Fehlhalde wie unsere oben gemeinten „Herzkrankkrankheiten". Denn es ist selten die Not, welche die herzlichen, allzu herzlichen Titel schafft, sondern, wofern wir nicht völlig daneben ahnen, eine eigentümliche Verliebtheit in das große Symbolwort. Man sucht nicht mehr nach der Seele so wie Peter Schlemihl nach seinem Schatten, wenn man erst einmal die Möglichkeit ausgeluchst hat, Worte wie Symbole statt wie Begriffe zu handhaben, und alles Unsagbare des eigenen Innern läßt sich dann so gefällig in das Wörtchen „Herz" fassen. Greifen wir zu weit? Einem Charakterologen der Zeit mag es genügen, aus solcherlei Inflation der Herzlichkeit alte Schlüsse auf die be-

rühmte Gemüthaftigkeit unseres Volkes von neuem zu ziehen. Ist er ein Ausländer, etwa ein französischer Kritiker, so werden diese Schlüsse vielleicht auch mit etwas psychologischer Bosheit durchsetzt sein, und das, was gelegentlich unserer Politik und auch Philosophie vorgeworfen wurde, daß sie „das Herz darbietet", bestätigt sich dann in der Literatur. Umso wunderlicher aber bleibt dies alles in einer Zeit, die sonst das Herz gebändigt, ja gebunden zu halten strebt, die sogar den „herzlichen Gruß" weitgehend durch den „deutschen" und das „Heil" ersetzte, die ein Ideal von „Sonne im Herzen" allenfalls noch als Beschriftung von Altersheimen leben gelassen hat und nun in ihrer dichtenden Intelligenz doch wieder den ganzen verbannten Abwässerstrom von Weichlichkeit und Weibischkeit, von Seelenschmus und Herzensergießungen, die man — „naiv" vorgebracht — nicht mehr erträgt, symbolisch und in der Sentenz des Titels konzentriert wieder genußfähig und auf eine deutlich ansteckende Weise nachahmungswürdig findet.

The ambassador at-large of the USA. Der Wirkungsbereich der einzelnen Humoristen pflegt begrenzt zu sein. Nicht nur liegen diese Grenzen in der Unterschiedlichkeit der Völker, sondern auch stammesmäßig kann man sie feststellen. Wilhelm Busch, Fritz Reuter, Morgenstern sind durchaus nicht Besitztum aller Deutschen, geschweige daß spezifisch schwäbischer, sächsischer oder ostpreußischer Humor in allen anderen Gauen des Reiches unbegrenzte Anhängerschaft findet. Selten sind die Humoristen, die nicht nur die Stammes-, sondern auch die Landes- und Völkergrenzen sprengen, wie Cervantes, Rabelais, Sterne — bei dem freilich auch schon kaum von allgemeiner Wirkungsmöglichkeit gesprochen werden kann. Der größte der amerikanischen Humoristen aber, Mark Twain, mit seinem bürgerlichen Namen Samuel Langhorne Clemens, ist schon in seiner Weltwirkung von zahlreichen Generationen deutscher Menschen bestätigt worden. Mit Freude stellt man fest, daß die Bücher, die man selbst als Knabe las, bei den eignen Jungens genau die gleiche Begeisterung und lautes Gelächter auslösen, wenn sie sich in die Abenteuer und Streiche Tom Sawyers und Huckleberry Finns vertiefen und sich zu dummen Streichen anregen lassen. Wer nicht das innere Wesen des Nordamerikaners grundsätzlich ablehnt, kann sich kaum dem Einfluß des Mark Twainschen Werkes verschließen. Denn über den Humor hinaus spricht hier eine sehr grade Tapferkeit des Herzens, mit der er das Leben durch Lachen zu überwinden wußte. Eine Tapferkeit, die ihm im harten Ringen um den Aufstieg, auf der Höhe des Ruhms und beim jähen Niedergang, den er in kurzer Frist zu meistern wußte, treu blieb, bis endlich auch dies tapfere Herz müde wurde und für die letzten zehn Jahre seines Lebens nichts als Ruhe begehrte. Mit Fug und Recht hat man ihn „den großen Gesandten von USA." genannt. Man freut sich, mitteilen zu können, daß der deutsche Mark Twain-Verlag, Robert Lutz Nachf. Otto Schramm, Stuttgart, nun eine schöne fünfbändige Ausgabe von Mark Twains Werken herausbringt. Außer Tom Sawyers Abenteuern und Streichen ist der ganze Huck Finn aufgenommen und die unsterbliche Geschichtensammlung „Von Adam bis Vanderbilt", von den anderen Kurzgeschichten „Die Millionenpfundnote", und endlich das „Leben auf

dem Mississippi" und „Im Gold- und Silberland", Mark Twains Autobiographie. Die gut ausgestatteten und im vertrauten Rot gebundenen Bände werden um so eher ihren Weg machen, als ein kongenialer Künstler, Max Kellerer, sie in feinem und tiefem Einfühlen illustriert hat.

Ein Mecklenburger. Am 30. Juni wird der in Wittenburg im Mecklenburgischen geborene Schriftsteller Hans Franck sechzig Jahre alt. Vielleicht wird die Schar derer, die dieses Tages gedacht haben, noch immer nicht allzu groß sein. Er gehörte nie zu denen, die ihre Werke mittels lauter Erfolge einer Masse ins Herz schrieben. Aber viele werden doch gekommen sein, um ihm für dies oder das seiner Bücher, aus einem sehr arbeitsreichen Schaffen, Dank zu sagen. Er war ein Stück jenes Schrifttums, das in den Jahrzehnten einer Literatur, der die Betriebsamkeit mehr und mehr oberstes Kunstgesetz geworden war, in einen Raum hineingeschrieben wurde, der nur wenig Echoflächen für derartige Dinge hatte. So ist es stiller um ihn geblieben als um die Betriebsamen. Inzwischen ist ihm die Zeit entgegengekommen mit ihrem Heimkehrwunsch zu völkischem Herd, völkischer Geschichte und völkischem Gewand. Und von ihr wurde Hans Franck, spät, doch nicht zu spät für jemanden, der um des Glaubens an seine Sendung willen des Widerhalls eben doch bedarf, mit besserem Verständniswillen und einem offenen Willkommengruß aufgenommen. — Hans Franck ist in seinem Leben wie in seinem Schaffen ein typischer Mensch, wie sie das deutsche Schrifttum durch manche Jahrhunderte immer wieder hervorbringt, welches immer in seinen Gedanken und Bemühungen der Heimat zugewandt ist, aus ihr seine Kräfte zieht und auch nur in ihr gelesen und gefühlt wird. Es ist nichts darin, was über die Nation hinaus möchte, nichts, was sich selbst in die Welt hinaussenden will. Es besitzt weder Urbanität noch Internationalität und daher auch keine Marktfähigkeit für ein Publikum, das in den Kreisen aller Weltstädte die Bestseller verschlingt, ohne zu fragen, auf welchem Boden sie gesät und geerntet wurden. Hans Franck war zuerst Volksschullehrer. Dies erklärt seine Anlehnung an die überkommenen Güter der Erzeugnisse des deutschen Geistes, wie etwa in seinem Laienspiel „Kleist" oder in seinem Droste-Roman „Anette". Aus dem Wissen um das gestrige Gut wächst Schreibenden wie Hans Franck die Kraft und die Zuversicht zu eigenem Schaffen. In allen literarischen Gattungen, als Lyriker, als Romanautor, als Erzähler von Novellen, Kurzgeschichten, Skizzen, Legenden und Anekdoten und als Dramatiker, hat er sich versucht. In allen diesen Arbeiten erwies er sich als ein gedankenschwerer, zum Bekenntnis gezwungener Geist, dem gerade sein philosophischer Trieb es schwer machte, die Form zu finden, welche eine Leserschaft und Zuhörerschaft anlocken, treu zu werden. Auch das ist ja deutsch: vor der Fülle der Einbildungen und Gesichte so viel sagen zu müssen, daß das Verständnis der Mehrzahl nicht mitkommt. Von 1911 an bis heute hat er beinahe in jedem Jahre mehrere Arbeiten veröffentlicht. Er lebt zurückgezogen mit und in seinen Büchern auf dem Gut Franckenhorst am Ziegelsee, nahe Schwerin. Wissend, woher seine Kräfte stammen, ist er dort — nach einigen Wanderjahrzehnten — seßhaft geworden, woher er kam, in seiner Heimat Mecklenburg.

Altdeutsches Schattenspiel

III.

Der Bauer ist des Bürgers älterer Bruder. Er pflegte in Nachbarschaft mit den Tieren im Stall, dem Korn in der Scheuer, den Vorräten im Keller zu wohnen. Er mochte sich nie lösen von den Kräften der Natur, die er sich dienstbar gemacht hatte; er fürchtete, sie könnten sich sonst ihm entziehen. Auch das Haus des Bürgers war eine Arbeitsstätte, die eines Handwerkers oder Händlers. Auch für ihn gab es keinen toten Stoff seiner Arbeit. Was er in die Hand nahm, prüfte, wählte und veredelte, hatte sein magisches Leben: das duftende Holz für Zimmerer und Schreiner, das weiße Mehl für den Bäcker, das farbige Fell und Leder für Gerber, Kürschner und Schuster, Wolle oder Flachs für den Weber, Tuch oder Leinwand für den Schneider, Erz, Stein und Lehm für den Schmied, Schlosser, Gießer, Ziegler, Töpfer, Maurer. Auch der Handwerker wollte möglichst Tag und Nacht in naher Verbindung mit diesen Dingen bleiben, damit ihre Kräfte sich seiner Hand fügten und nicht etwa entfesselt oder fremdem Einfluß untertan würden. Werkstatt, Lager und Wohnstube waren daher unter einem Dach oder lagen an einem Hof. Vorne im Erdgeschoß arbeitete der Meister mit den Gesellen. Hatten sie auswärts zu tun, so kehrten sie dahin zurück. Derweile bereitete die Meisterin das Essen, die Töchter fegten und putzten, fütterten das Vieh, pflegten den Garten. Familienleben und Werkstattbetrieb reichten einander die Hand. Die Glocke des Mittags vereinte Hausvater und Hausmutter, Söhne und Töchter, Mägde und Burschen um den „Tisch des Hauses". In der Hinterstube hielten die Frauen sich auf. Dort oder im Oberstock stand das Bett des Meisters und seiner Frau. Unterm Giebeldach hatten Gesellen und Lehrlinge ihre Betten und Truhen. Wie der Meister der Innung, und diese dem Rat, so waren ihm die Hausgenossen verbunden.

Bei den Kaufleuten war es nicht anders. Wo ein Großhändler wohnte, hatte er unten sein Computatorium oder Komptor. Ein gestrenger Chef hielt darauf, daß die jungen Leute auch am Festtag in der „Kammer" saßen und rechneten. „Es ist den Jungen besser, als wenn sie in der Stadt umeinander spazieren." War einer nicht willig, so blies man ihm „den Staub von den Ohren". Durch den Torweg rollten die Wagen mit flandrischem Tuch, zyprischem Wein und indischem Gewürz auf den Hof. Ballen und Säcke wurden zum Speicher unterm Dach hinaufgewunden. Noch vor hundert Jahren pflegten die kaufmännischen Angestellten beim Chef zu speisen und zu wohnen. Knechte, Gesellen, Schüler sollten mit dem Hause ihres Herrn verwachsen, aus Fremden Glieder seiner Gemeinschaft werden. Was fremd war oder blieb, schadete und störte. In die Kontore der Hanse zu Bergen, Nowgorod usw. schaute kein fremdes Auge. Nur stetes Zusammenleben in guter Zucht führte ein Zusammenwachsen herbei. Nur dann gewöhnte sich der Gehilfe, Werk und Ware des Meisters wie die seinigen anzusehen.

Aus dürftigen Anfängen haben die Bürger der Lutherzeit eine Wohnungs-

kultur entwickelt, die die Bewunderung gebildeter Italiener und Franzosen erweckt hat. Unsere Vorfahren haben anfangs so gewohnt, wie der niedersächsische Landmann noch heute wohnt. Das Herdfeuer bildet die Mitte seines Hauses. Über der offenen Flamme gedeiht im Rauch der westfälische Schinken. Mit Familie, Gesinde, Vieh haust der Bauer in einem Raum. Das Haus hat noch etwas vom Lagerplatz am Feuer. Der Mensch wohnt in der K ü c h e. Wie kam es, daß er in die S t u b e zog? Die alten Deutschen haben von den Römern gelernt. Ausdrücke wie „Küche, Keller, Kamin, Kammer, Fenster, Kachel, Pforte, Ziegel, Mauer, Speicher, Söller (deutsch ‚ufhus'), Schrein, Tisch, Tafel" stammen aus dem Latein. Vielleicht war auch die Stube eine Erfindung Roms. Sie war ursprünglich ein Badezimmer. Wie alle nördlichen und östlichen Völker liebten die Deutschen das morgendliche Schwitzbad. Im Baderaum hielt man sich, da er heizbar war, in der rauhen Jahreszeit auch sonst auf. Die Freude am Stubensitzen hat sich im W i n t e r entwickelt, wo der Bauer Zeit hat. An den alten Küchenraum wurde eine Wohnstube angebaut, in der man auch schlief. Um den Ofen, der von außen beheizt wurde, entfaltete sich das häusliche Leben. Der e i n e n Stube folgte eine zweite, neben die Stube traten Kammern. An den „langen Abenden" genoß man das Haus beim Schein des tönernen Lämpchens, das mit Tran oder Fett gefüllt war. Daneben gab es Kerzen aus Talg oder gar aus Wachs für die Kirche und den Patrizier in der Stadt. Vom zierlichen „Leuchterweibchen" herab gossen sie mildes Licht. Der Hausvater paßte auf, daß seine Leute nicht zu früh Licht machten. Sankt Michael (29. September), hieß es, zündet's Licht an, Mariä zu Lichtmeß (2. Februar) löscht's wieder aus. Beim Licht saß man gesellig und werkelnd beisammen. Die Mädchen spannen, man spielte, sang oder erzählte Geschichten. Die „Schlachtfeste" begannen. Um Martini, sagt Grimmelshausen, fängt das Fressen und Saufen an und währet bis in die Fastnacht. Wer geschlachtet oder gebraut hatte, lud die Nachbarn ein. Hier ist der Ursprung unserer winterlichen Geselligkeiten mit reichlichem Abendbrot und gutem Trunk, aber auch mit Handarbeit, Unterhaltung und Gesellschaftsspiel.

Das Feuer blieb die Mitte des Hauses. Um den Kamin versammelt sich allabendlich die Familie in England. Die Deutschen zogen den Ofen vor, namentlich seitdem sie gelernt hatten, ihn aus Tonkacheln zu bauen, die die Wärme zugleich durchlassen und bergen. In dem freundlichen Verhältnis des Volkes zu dem Ofen in der Ecke, der da mit seinen bunten Kacheln und seiner Bank recht wie ein Hausgott stand, schwang etwas nach von der alten Anbetung des Feuers. Der Rauch wurde im Schlot oder Schornstein „gefangen", er schweifte nicht mehr frei im Haus umher. Nun war es möglich, aufzustocken, was die Zimmerleute anfangs nicht recht verstanden. Dann und wann fiel eine feine Gesellschaft, die den Oberstock zu sehr belastete, durch die Dielen hindurch und womöglich in eine Mistgrube. Die älteste Treppe war eine Leiter. Anfangs gingen die Menschen auf ihr rückwärts statt vorwärts hinauf und hinunter.

IV.

Bei alledem war es daheim noch nicht sehr wohnlich. Auch auf Burgen nicht. Dunkel, Feuchte, Nebel, Kälte waren oft erdrückend. Durch undichte, freistehende

Wände pfiff der Wind. Der Ofen rauchte zum Ersticken. Statt der Fenster hatte man hölzerne, mit Stoff oder Papier bespannte Rahmen. Erst als das Glas, das Rom schon gekannt hatte, sich von Venedig und Böhmen aus nochmals die Welt gewann, wurde uns Nordländern das Wohnen überhaupt angenehm gemacht. Bunter Ofen und bunte Glasfenster waren der Schmuck eines stattlichen Bürgerhauses. Die Glaser wurden geehrte Künstler.

Der Mensch lebte im Einklang mit der Natur. Ein „Nachtleben" kannte man nicht. Viele gingen mit den „Hühnern" zu Bett. Auf der Straße leuchteten keine Laternen. Als der Kaiser in Lübeck war, brannten ihm zu Ehren, wie ein Chronist hervorhebt, in allen Häusern Lichter, „es war so hell wie am Tage"! Vornehme ließen sich mit Fackeln heimgeleiten. Abends saßen die Schenken voll, aber um acht oder neun hieß es „Feierabend". Wer später auf der Gasse getroffen wurde, war verdächtig. Die ehrbaren Bürger hüteten sich in der Regel davor, im Mondschein um Giebeldächer zu wandeln. Tagscheues Gesindel trieb sich draußen umher. Doch meist schienen die Sterne über einer stillen, tiefdunklen Welt. Nur Hunde bellten, der Fluß rauschte am Wehr, von Zeit zu Zeit klang des Wächters Sang: „Lobet Gott den Herrn!"

Vor Aufgang der Sonne erhob sich der Bauer. Um drei machte der Fuhrmann sich auf die Strümpfe. Magister Philippus Melanchthon schrieb im Frieden der Frühe. Noch Kant und Goethe begannen um fünf Uhr ihre Arbeit. Um zehn Uhr speiste das Mittelalter zu Mittag, erst die Barockzeit verschob das Mahl auf ein Uhr. Wie die Nacht war der Winter keines Menschen Freund. Wurden die Tage kürzer, so beschlich bange Sorge die Gemüter. Brach das ewige Dunkel herein? In den Tagen um Weihnacht konnte Goethe nicht schaffen; er verstand die Ahnen, die mit Feuer auf den Höhen das Steigen des Lichts gegrüßt hatten. Wenn der Lenz die Menschen aus der „dumpfen Stube" erlöste, tafelten sie im Freien oder tummelten sich auf dem Sportplatz.

An Möbeln war das altdeutsche Haus anfangs nicht reich. An der Wand entlang lief eine Bank, oft mit Kissen und Decken belegt. Auch Schemel gab es, aber einen Stuhl und ein Bett hatte nicht jeder. Kinder standen bei Tische. Im Bett lagen sie zu mehreren. Der Deutsche schlief wie der Römer ohne Schlafanzug, nackt auf dem in ein Leintuch eingeschlagenen Strohsack oder besser und wärmer in den Federbetten, auf die er stolz war. Die Bauern in Niederdeutschland, die Kommis der Hanse schliefen in Wandschränken oder Kastenbetten. Wo mehr Platz und Geld war, sprang das große Ehebett mit der seidenen Decke unter dem geschnitzten Himmel stattlich wie ein kleines Haus ins Gemach vor.

Zur Aufbewahrung von Kleidern, Schmuck, Geld genügten ein paar Truhen, auf denen man auch saß. Die Truhe war ursprünglich ein ausgehöhlter Baumstamm, ebenso wie der Trog, das Schiff oder der Sarg. Stellte man zwei Truhen aufeinander und gab dem Ganzen eine oder mehrere Türen, so entstand ein zweigeschossiger Schrank, dessen Name mit „Schranke" zusammenhängt. Bald stand er massig auf der Erde, bald wurde er, leichter geformt, auf Füße gestellt, gleich der Truhe mit Schnitzwerk, Bändern und Schlössern ausgestattet. Schrank und

Himmelbett drücken gesteigertes Selbstbewußtsein aus. In Schränken und Truhen lagen die Leinwandschätze der Hausfrau.

Auch einen Tisch hatte das Haus anfangs nicht immer. Wollte man speisen, so legte man Bretter über Böcke und schuf so eine „Tafel". War man fertig, so wurde die Tafel „aufgehoben". Farbigkeit zog in die Stuben besserer Bürger ein. Die Wände waren bemalt. Rings auf Brettern stand blankes Geschirr aus Zinn oder aus buntem Ton. Die Wärme des Holzes, der Decken und Behänge und dazwischen die Menschen in ihrer reichen Tracht gaben der Stube malerischen Reiz.

Damals lag die Zeit noch nicht weit zurück, wo einem Besucher nicht ein, sondern der Stuhl des Hauses angeboten wurde. Aus dem Baumstamm ist wie die Truhe auch der Hochstuhl entstanden. Nur der Hausherr nahm ihn ein oder sein Gast. War der Vater verschieden, so ließ der Sohn sich auf dem Stuhl nieder und ergriff damit die Herrschaft. Neben der „Bank" der Schöffen saß der Richter auf hohem Stuhl, während das Volk ringsum stand. Der Richter war der „Stuhlherr". Stuhl hieß soviel wie Gericht. Den erwählten König hoben die Kurfürsten zu Aachen feierlich auf den Stuhl Karls des Großen.

Aus dem Wandel des Gestühls spricht der Wandel der Zeit. In der romanischen Periode verraten Pfostenstuhl und Pfostenbank ihren Ursprung aus dem Baum. Auf dicken Säulen, massig und dabei steil aufragend, steht so ein alter Zunftmeisterstuhl vor uns. Damals baute der Drechsler die Stühle. Als der zierliche Geist der Gotik die Mode regierte, wurden die Stühle schlanker. Schemel begegnen, knappe Dreiecke, nicht sehr einladend in ihrer Spitzigkeit. Der Tischler verdrängte den Drechsler und formte den Schemel zum Bauernstuhl, mit schräger, meist abgerundeter Lehne. Sie wurde mit geschnitzten Laubgewinden, Bändern, Gesichtern oder Malerei geschmückt. Handwerker wie Meister Syrlin schufen das Chorgestühl des Münsters zu Ulm. Aber die Renaissance wandte sich ab vom allzu hölzernen Gestühl der Gotik. Sie bevorzugte den antiken Klappstuhl mit Stoffbespannung, Armlehnen und Rückenband, in den man so recht versinken konnte. Die einladende Weichheit dieses Faltstuhles oder Fauteuils übertrug das Barock auf den hohen, steifen Holzstuhl, indem es ihn an Sitz und Lehne polsterte. Der Tapezierer verdrängte den Tischler. Zusammen mit dem geschweiften Sessel des Rokoko zog das Sofa in die Stube ein.

Demgegenüber haben die Interieurs der Lutherzeit mehr etwas Männliches. Und doch war das Innere des Hauses das Reich der Frau. Im Norden hat sich das häusliche Leben inniger entfaltet als im Süden Europas. Der Mensch der Antike ist lieber auf der Piazza als zu Hause. Obwohl die deutsche Frau von Rechts wegen dem Mann untertan war — dem der Rat der Stadt nur empfahl, sie, wenn nötig, mit „Ruten" zu strafen, wie das einem „Biedermann" gezieme — war sie doch Herrin im Hause vermöge der „Schlüsselgewalt". Ja, des Spottes über den Topfgucker und Weiberknecht, über den kleinen Mann mit der großen Frau, die die „Hose" an hat, des Klagens über „Frau Ilse, die böse Hülse" ist im Mittelalter kein Ende. In den Häusern der Patrizier nahm die Frau am geistigen Leben Anteil. Konstanze Peutinger, Charitas Pirkheimer, Philippine Welser vertraten ein geklärtes Frauentum, wie es damals im Adel

und in Fürstenhäusern kaum zu finden war. Wir sehen die Hausfrau am Fenster der Stube sitzen, unter Blumen und Vögeln, im faltigen Kleid mit der Haube, ihres Wertes still bewußt. Von der Wand tickt die neumodische Nürnberger Uhr.

Noch waren die Stuben nicht auf Kavalier und Dame abgestellt. Es waren keine Salons, und doch haben die Bürger vielfach eine Höhe städtischer Wohnweise erreicht, wie sie der Welt seit dem Altertum unbekannt geworden war. Deutschland war reich. Eine steigende Anzahl von Bürgern war in der Lage, ein Herrenleben in gepflegten Wohnungen zu führen, sich eine ideale Umwelt aufzubauen, eine künstlerisch durchgebildete Stätte der Geselligkeit, der der Staub der Tenne, der Lärm der Werkstatt, der Geruch des Stalles fernblieb. Statt mit Knechten und Kühen, mit Gehilfen und Gesellen lebten die Großbürger mit schönen Geistern und Dingen, mit Büchern, Bildern und Schriften zusammen. Mit der Art des Wohnens verfeinerte sich die des Redens und Speisens. Wer wie Hutten auf einer Burg erzogen war, die nicht für den Komfort, sondern zur Wehr erbaut war, wo es nach Pulver, Hunden und Pferden roch und man über die Sorgen des Alltags nie hinauskam, auf den machte das gebildete Wesen der Bürger einen großen Eindruck. Gern hätte er eine Glauburg aus Frankfurt geheiratet. Als der Ritter von Schweinichen zu Fugger kam, dessen Vorfahr ein Weber gewesen war, glaubte er im Himmel zu sein. Das Haus war so groß, daß der Reichstag darin Platz gehabt hätte. Erst als der tölpische Junker seinen Rausch weghatte, vermochte er auf dem glatten Fußboden zu gehen. Als Enea Silvio, der spätere Papst, die deutschen Städte kennenlernte, kamen ihm die sauberen, stattlichen und zierlichen Häuser der Bürger wie fürstliche Schlösser vor.

Ein Unterschied ist zwischen Norden und Süden. Im allgemeinen wirken die Süddeutschen auf uns milder, moderner. Über den Dünkel der Klasse hinaus dringen sie, im engeren Kontakt mit Italien, eher zu gelockerter Menschlichkeit vor. Im Umgang mit Preußen und Reußen haben sich die Hansen rauher gehalten. Ein Buch wie der Eulenspiegel aus Braunschweig zeigt uns, wie schwer es geistigen Menschen gewesen sein muß, sich in dieser Welt der materiellen Interessen geltend zu machen. Studieren wollte von den Jungen keiner mehr, nur reisen und verdienen. Dafür schlägt die Staatskunst des aristokratischen Lübecker Rates, dessen Mäßigung, Rechtsgefühl und Diplomatie ohne Zwang einen losen Bund von über siebzig, weit zerstreuten Städten drei Jahrhunderte lang zusammenhielt und in Aktion brachte, alles, was die Mainzer, Ulmer und Eßlinger an Leistungen der Bündnispolitik aufweisen können. Weder der Rheinische noch auch der Schwäbische Bund können sich, so mächtig sie zeitweise waren, mit der Hanse messen. Auch der Sinn für Kunst hat den Herren in Köln und Lübeck nicht gefehlt.

Wenn es gelungen wäre, die staatsklugen und weltoffenen Großbürger aus Nord und Süd — von denen z. B. Pirkheimer Humanist, Oberst und Gesandter war — um die Mitte eines Kaiserhofes zu scharen, so daß sie in Verbindung mit Karl V. — der ihnen Wege nach Übersee erschloß, der auch durchaus bereit zur Kirchenreform war, der aber doch wohl anders hätte sein müssen — und einem wahrhaften Adel das Reich gelenkt hätten, so wäre Deutschland im Zeichen der Renaissance an Stelle Englands und Frankreichs zur Weltmacht aufgestiegen.

Luthers Starrsinn, die Engstirnigkeit der meisten Fürsten und auch vieler Städte, das Versiegen der Quellen des bürgerlichen Wohlstandes haben diesen Aufstieg vereitelt, wie er dem Herzen etwa eines Erasmus entsprochen hätte.

Wenn in jenen Tagen die Handwerker und das kleine Volk vielfach von patrizischen Kapitalisten abhängig waren, so stand doch keineswegs einer dünnen Oberschicht eine Masse kleiner und gedrückter Existenzen gegenüber. Im Gegenteil: dies war die hohe Zeit des Mittelstandes! Der Handwerker war durch Zunft und Rat in seiner Arbeit zwar beaufsichtigt, doch auch geschützt. Auch den Bauern ging es im Schirm ihrer alten Ordnungen nicht schlecht. Das Geld war zum guten Teil über das Reich verteilt. In Deutschland gab es viele kleine Vermögen. Wer sich die zahlreichen Reichsstädte vergegenwärtigt mit ihren stattlichen Fachwerkhäusern – deren Braunschweig oder Hildesheim allein hunderte besaßen – ihren von den Bürgern gestifteten und unterhaltenen Kirchen, Schulen, Spitälern, Rathäusern usw., der hat den Eindruck, daß da überall gut verdient wurde. Freilich verlief das Dasein der meisten im engen Kreise, so daß der Zunftgenosse oder Hausvater leicht der Versuchung verfiel, sich dünkelhaft aufzuspielen, so daß in Pelzwerk und farbiger Seide, in Schweinebraten und feinen Fischen, trotz zahlloser Verbote von oben, das Geld verschwelgt wurde, das für höhere und allgemeinere Zwecke nicht vorhanden war.

V.

Den Deutschen jener Zeit war ebenso wie allen alten Völkern die Mahlzeit eine feierliche Handlung. Nur in der Kirche und bei Tisch nimmt der Bauer die Mütze ab. Der Mensch stärkte und steigerte sich, indem er vom Fleisch der Tiere, von den Früchten der Pflanzen zu sich nahm. Tiere und Pflanzen waren einst höhere Wesen. Ihre magischen Kräfte gingen auf den Menschen über. Auch wir genießen den „Leib Gottes" beim Abendmahl. In christlicher Zeit galt die Nahrung als „Gabe Gottes"; noch wir bitten Gott um unser „täglich Brot", wir danken ihm und laden ihn zu Gast. Die Ehrfurcht vor dem Spender befahl den Menschen, die Speisen wohl zuzubereiten und würdig aufzutragen. Wer gern, gut und viel aß und trank, schien den Himmlischen wohlgefälliger als wer ihre Gaben verachtete. Wer in Enthaltsamkeit zu weit ging, war der Ketzerei verdächtig.

Wenn unsere Vorfahren morgens aufstanden, so aßen sie eine Suppe aus Milch und Mehl. Die Engländer lieben noch ihren Haferbrei als Frühmahl. Feinere Leute aßen eine „gute Biersupp". Als es zur Zeit des Alten Fritz Mode wurde, statt dessen Kaffee zu trinken oder auch zu essen, da namentlich der Bauer, an Suppe gewöhnt, ihn mit Löffeln schlürfte, klagten die Brauer über sinkenden Absatz, und der König gab seinen Untertanen zu verstehen, er sei selber noch mit Biersuppe groß geworden. In den Märchen ist die Kuh oder die Ziege im Stall der Schatz des Deutschen. Dazu spendete der Acker Korn, das Krautgärtlein Gemüse, Hülsenfrüchte und Äpfel. In Altmünchen pflegte man Äpfel- und Birnenmost statt Bier zu trinken. Schon früh haben die Deutschen gelernt, Gemüse in Salz kochen oder vergären zu lassen. Mehlsuppe, Sauerkraut und Rüben bildeten die eintönige Nahrung des Volkes. In guten Zeiten gab's dazu dreimal in

der Woche Speck und Schinken. Neben die Kuh trat das Schwein, das die Familie wie einen Augapfel hütete, um von seinem Fleisch einen Winter lang zu leben.

Nach Fleisch am Festtag lechzte nicht nur der Leib, sondern auch die Seele. In ihr war eine Erinnerung lebendig an die Heidenzeit, da man den Göttern an ihrem Festtag ihr geweihtes Tier, ein Roß oder ein Schwein, darbrachte. Der Gott erhielt freilich nur die Eingeweide. Das andere verspeisten die Genossen und tranken dazu auf sein „Wohl", zu seinen Ehren. Die Götter dürsteten. Jeder Zug war eine Spende für sie. Noch heute trinkt der bayerische Bauer am 27. Dezember in Wein „Sankt Johannis Minne", d. h. sein Gedächtnis. Sankt Johannes und Sankt Martinus, zu dessen Feier wir die Gans verzehren, sind an die Stelle der Heidengötter getreten.

Weil man dem Essen magische Kräfte zuschrieb, schien es den Behörden ein Gebot der Staatskunst zu sein, wenn sie den Küchenzettel der Untertanen revidierten. Wenn ein Bauer oder Handwerker auch in der Lage war, Wild oder Geflügel zu essen, so durfte er es doch nicht, denn dadurch wurde er ein anderer Mensch, ein Herr. Es gab ritterliche und bäuerliche Kost. Meyer Helmbrecht geht unter die Raubritter, weil er statt Hafergrütze Backhühner essen will. Weizenbrot hieß „Herrenbrot", das „grobe" Brot aßen die Armen und solche, die sich mit dieser Entbehrung den Himmel verdienen wollten.

Vor allem die geistlichen Herren haben die Küchenkultur des Abendlandes begründet. Sie kannten die Bücher der Römer über Gartenbau und Kochkunst, sie bereicherten die Speisekarte. Die Namen vieler Gemüse stammen aus dem Lateinischen. Die Nudel ist ebenso wie die Semmel eine Schöpfung der Antike. Die Butter oder das „Butyron" haben die Szythen erfunden. Butter zu essen, fand Plinius barbarisch. Gut sei sie nur als Salbe für wundgelegene Kinder! Noch im Mittelalter galt sie als Arzenei, z. B. gegen Husten. Mönche haben entdeckt, wie gut sich mit diesem „Kuhschmer" kochen und braten lasse. Erst die Frauen der Minnesänger haben gebuttert. Die jungen Ritter lernten, sich Butter aufs Brot zu schmieren. Die „Stulle" begann ihren Gang durch die Geschichte.

Die gelehrten Patres pflanzten Würzgärtlein an, sie unterwiesen Grundherren und Bauern darin, Kirschen, Pfirsiche, Pflaumen, Weinreben, feine Gemüse, ferner Rettich, Salbei, Minze, Fenchel zu ziehen. Die planvolle Zusammenfassung kleiner Bauernbetriebe im Rahmen der Grundherrschaft steigerte die Zucht der Rinder, Schweine, Schafe und des Geflügels. In den Gesetzbüchern des Frankenreichs sind seitenlang alle Arten des Viehdiebstahls aufgezählt. Die Mönche legten auf ihren Höfen Bäckereien und Fischteiche an. Später hatte jede Stadt ihre gebackenen Wahrzeichen. Heute kennt man Thorner Katharinchen, Freiburger Brezeln, Nürnberger Lebkuchen, Dresdner Stollen, Salzwedeler Baumkuchen.

Auf den geistlichen und weltlichen Herrenhöfen wurde im Abendlande zuerst seit der Römerzeit wieder geschwelgt. Die Patres haben zwischen Morgen und Abend als dritte Mahlzeit den Mittag eingeschaltet. Die Hörigen lieferten Hühner, Eier, Käse zu Hunderten. Täglich gaben die Jäger aus den Forsten einen Braten in die Küche. Auf diese Höfe kam der reisende Kaufmann und bot Safran, Kardamom, Pfeffer, Muskat, Zimt, Nelken als Gewürz zum Kochen

und Backen an. Er brachte Feigen, Mandeln, Rosinen für den Nachtisch. Fische bezog man aus dem Asowschen Meer, Austern von der Nordsee, Wein aus Griechenland. Statt mit Zucker wurde mit Honig gesüßt. Er wurde auf den Koggen der Hanse mit großen Kosten aus Osteuropa bezogen. Schon vor tausend Jahren mag der Tisch eines Abtes mit Rebhühnern oder Hasen in Würzbrühe – bestehend aus Essig, Zwiebeln, Sellerie, Fenchel, Pfeffer, Narden samt Wein, Honig und Most – mit Forellen und Aalen, mit Spinat und Mangold, mit Milchreis und Lebkuchen, mit Käse und Obst wohl besetzt gewesen sein. Kam die Fastenzeit, so hieß es freilich carne vale, d. h. „lebewohl Fleisch", aber dann zeigte der Bruder Koch seine Kunst in Fischgerichten. Man würzte sie mit Seesalz aus dem Atlantik, das die Hansen jährlich mit ganzen Flotten holten. Fastenspeise des Volkes war der Hering.

An Stelle der Herrenhöfe waren später die S t ä d t e Zentren des wirtschaftlichen Lebens. Man verdiente und lebte gut. Wer als einfacher Schuster sich alltags mit Sauerkraut begnügte, schwelgte um so herrenmäßiger im Kreis der Zunftbrüder, wenn der Patron der Innung seinen Namenstag hatte. War gar kein Anlaß zum Feiern, so kam man rein um des „Gänseessens" willen zusammen und ließ das Geld einer Kasse in Braten und Bier draufgehen. Vergebens setzte der Rat Geldstrafen für den fest, der etwa bei einer Hochzeit mehr als fünf Schüsseln reichte. Als in einer Stadt niemand mehr unter vier Gängen des Mittags und Abends auskam, schien manchem Bußprediger der Jüngste Tag vor der Türe zu stehen. Bei einem reichen Kaufmann wurden wohl zwanzig Gerichte zu einer Mahlzeit aufgetragen. Der Umgang mit den Menschen jener Zeit muß nicht leicht gewesen sein. Von den Gewürzen roch selbst der Mund eines Minnesängers „wie eine Apotheke". Die Kaufleute hießen „Pfefferſäcke" entsprechend der Bedeutung ihres Gewürzhandels, bei dem viel Geld ins Ausland strömte. Man glaubte, es sei gesund, wenn man dem Körper möglichst vielerlei von den Kräften und Säften der Natur zuführte. Das Rezept eines Kochs war wie das eines Arztes aus zwanzig und mehr Kräutern zusammengesetzt.

Die Menschen waren wählerisch. Der primitive Mensch ist ein Feinschmecker. Mehr oder weniger wußte jeder, was ihm gemäß war. Deswegen wurde bei Gastmählern oft eine so große Zahl von Schüsseln aufgestellt, um j e d e m Geschmack zu genügen. Keiner dachte daran, von allen zu nehmen. Als der Arzt Felix Platter 1557 zu Basel heiratete, waren fünfzehn Tafeln gedeckt. „Man setzte viermal auf, in folgender Ordnung: einen gehackten Lummel (Lendenbraten), Suppe, Fleisch, Hühner, gesottenen Hecht, Braten, Tauben, Hähne, Gänse, Reismus, Leberſülze, Käse, Obst." Einfacher war das Menü, als am 3. Juni 1500 der Frankfurter Patrizier Jakob Rohrbach Gäste bei sich zu Abend hatte. Es gab „Erbsen mit Zucker, gekochtes Geflügel, Hammelfleisch mit Zwiebeln, Rosinen, Muskat und Muskatblüten gedämpft, Brathuhn, einen Hammelbug, eine halbe Gans und frische Sülze, hernach Käse, Kirschen und Konfekt". Das ist etwas viel Fleisch, sonst in den Grundlinien eine Speisenfolge vom Vorgericht über den Braten zum Nachtisch, wie sie ähnlich auch heute gereicht werden könnte.

ARNOLD ULITZ

Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung

(Fortsetzung)

Ganz hinten im Garten war eine kleine Bank, schon altersschwach und altersschwarz, und hier hockte der alte Ciaja, der ärmste Bauer im Dorfe, wenn's nach dem Gelde ging, aber der reichste auf andere Art, denn an seiner Seite saß der junge Karl Ciaja, und dieser Sohn hatte vor zwei Monaten seine erste heilige Messe gelesen und war ganz überraschend in die Heimat gekommen. Nun war es allerdings kein Wunder mehr, daß drüben in der Ecke bei den vielen Johannisbeersträuchern so viele hübsche Mädchen standen und unter ihnen sogar die sechs Mädchen der marianischen Jungfrauenkongregation, die, ganz in braun gekleidet und nur mit einem blauen Halsbändchen geschmückt, Klaras Brautjungfern sein sollten. Nun hatten also diese frommen Kinder ein Ziel für ihre törichten Augen: diesen feinen, zarten, schlanken Kaplan, der etwas zu blaß und, wie Franzek fürchtete, nicht gut genug ernährt war. „Ich freue mich, Herr Kaplan! Nein, wie ich mich freue!" sagte er und machte Verbeugungen. Er hätte dem jungen Geistlichen ohne weiteres die Hand geküßt, aber der zartfühlende Karl Ciaja, der als Kind im Dorf immer nur der leise Karlik geheißen hatte, mußte dergleichen geahnt haben und brachte seine schönen, weißen Hände bescheiden in Sicherheit. „Das ist mir ja so eine große Freude, Herr Kaplan!" – „Und mir auch, Herr Kosiol, Sie und mein liebes Dorf wiederzusehen und grade zu einer Hochzeit zurechtzukommen", lächelte der milde Karlik, und seine Stimme war in der Tat so weich und segnend, daß man auf der Stelle fromm und getrost werden konnte. Er erzählte heiter, wie er als neunjähriger Junge ernstlich gewünscht hatte, Fräulein Klara dereinst zu heiraten, sie aber habe meistens mit Steinen oder grünen Äpfeln oder Kartoffeln nach ihm geworfen und häufig sehr gut getroffen, und im Winter mit Schneebällen, die in ihren warmen Händen fast zu Eis gehärtet waren. Franzek wurde ehrlich verlegen, aber der Kaplan war ja so gut und fröhlich. „Da fällt mir ein", sagte er, „daß ich immer versäumt habe, Sie wegen einer Sünde um Verzeihung zu bitten. Dieser Baum hier, grade dieser Pflaumenbaum am Bänkchen hatte mir's angetan, und ich habe ziemlich oft gestohlen." Ungeheuer freudig, beglückt und hochgeehrt lachte Franzek; er wolle dem Herrn Kaplan noch heute einen Korb voll Pflaumen ins Ciajahäusel schicken, wenn es erlaubt sei, aber nein, nein, rief Karlik Ciaja, es sei durchaus nicht erlaubt, denn er habe leider mit dem Magen zu tun. Oh, oh, klagte Franzek aufrichtig bekümmert, aber ein Täubchen vertrage doch wohl der schwächste Magen, wie?

Da erhob sich am Tor des Gehöfts ein unbeschreibliches Getöse; es war Trompetenmusik, und sogar der alte Ciaja, der ein bißchen taub war, hörte doch diese prachtvoll schallende Musik und fragte den Sohn: „Ist's nicht schön, Karlik, daß du grade zur Hochzeit zurecht kommst?" – „Zehn Mann außer dem Kapellmeister, dem Buchta!" rief Franzek stolz. „Ja, der Buchta versteht's, der kann bissel mehr

als bloß rasieren und Haare schneiden. Bitte, Herr Kaplan, es ist Zeit, sehen Sie, die Mädels laufen auch schon!" Er zog seine dicke goldene Uhr, ja, es war Zeit, und sie eilten nach vorn. Mariechen Kafka, die marianische Jungfrau, wandte sich noch einmal nach dem milden Karlik um.

Die Kapelle spielte im Hof, gefährlich nah an der Jauchengrube, und die Mühlknechte warteten schon mit vollen Bierflaschen, bis das schöne, laute Stück zu Ende sei, um die hochroten, schwitzenden Musikerköpfe ein wenig abkühlen zu können; da aber nun der Hausherr kam, sah sich Barbier Buchta, der trotz seines Dirigentenamtes gleichfalls eine Trompete blies, mit erschreckend vorquellenden Augen nach seinen Leuten um, hob sein Instrument, ohne es aus dem Munde zu lassen, in sonderbarer, befehlender oder beschwörender Gebärde und wurde auch sofort verstanden, denn die Musik brauste in neuem Ansturm gewaltig los. Franzek strahlte, nickte, verbeugte sich, winkte und wischte sich über die Augen, weil ihm die Freudentränen kamen.

Der Hof wimmelte von geputzten Menschen, und die braunen marianischen Jungfrauen wirkten schlicht wie Nonnen zwischen so flammendem Rot, schimmerndem Weiß, lohendem Gelb, blühendem Rosa und dem sehr beliebten, fast augenzerstechenden Grün. In diesen Trubel hinein kam Joseph Mazuga gefahren, der Bräutigam. Er hatte keinen Vater mehr, aber an seiner Seite saß ernst und selbstbewußt sein Bruder Max, der Zollassistent, und wirkte in seiner schönen, grünen Uniform als recht ansehnlicher Vertreter des Staates. Franzek verließ den Hof in solcher Eile, als sei Joseph ein Gläubiger, und Frau Ruda erklärte ihrer Freundin, sie finde alles so komisch und könnte sich beinahe totlachen, doch die Smolka riet ihr, gut aufzupassen, denn es handle sich um einen alten, schönen Brauch.

Aus dem Hause trat jetzt Johann Bonifatius Swierzina, der Dorfschmied, der gar nicht ungeschlacht aussah, sondern im Gegenteil ein sehr schöner und eleganter Mann war, der seinen Frack mit bestem Anstand trug. Er war mit dem Bräutigam innigst befreundet, doch in dieser Minute fuhr er ihn wie ein bissiger Hofhund an:

„Was willst du hier, he?"

„Nu, meine Braut abholen!" antwortete Joseph Mazuga schon ziemlich eingeschüchtert, aber es kam noch schlimmer; Swierzina maß ihn verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen und sagte:

„So! Ist ja großartig! Einfach Braut abholen! Da wollen wir doch erst mal fragen, verstehst du? Kannst ja warten, wenn du willst!"

„Gut, da werd' ich ja schon warten."

Swierzina ging bis ins obere Stockwerk hinauf, wo Herr und Frau Kosiol in regungsloser Feierlichkeit harrten.

„Guten Morgen, Herr und Frau!" sagte Swierzina, ohne auch nur aufs leiseste zu lächeln, „da ist doch unten ein gewisser Joseph Mazuga, der will seine Braut abholen."

„Ist schon richtig hier", antwortete Franzek ernst, „eine Braut ist ja im Hause, laß ihn herein!"

Swierzina ging wieder hinunter, und in die angespannte Stille des Hofes rief er barsch: „Kannst 'reinkommen!"

Jetzt war Joseph gradezu bleich, obgleich die Braut genau genommen schon seine richtige Frau war, denn standesamtlich waren sie seit gestern getraut, aber die ganz richtige Ehe, die heilige vor Gott, begann freilich erst heut. Der Zollsekretär stelzte hinter ihm, als schreite er zu einer Vereidigung, und alles, was Raum fand, strömte hinter den beiden ins Haus. Swierzina stand wie ein Posten vor der Tür der Elternstube und herrschte seinen Freund Joseph wie feindselig an:

„Eine Braut ist im Hause, da hast du ja recht. Wenn du sie haben willst, gut, da kauf sie dir!"

„Schön", antwortete Joseph, „hier hast du einen Packen Geld", und reichte ihm aus der hinteren Tasche seiner schwarzen Hose ein ganzes Bündel Papiergeld.

„Jesus, Jesus!" flüsterten die Mädchen, „das viele, schöne Geld!"

Swierzina trug das Bündel mit abgespreiztem Arm ins Zimmer. Ungeheuer war die Spannung, nur Frau Ruda kicherte ein wenig. Da kam Swierzina wieder heraus und führte Veronika, die Magd, an der Hand, aber jetzt sah sie nicht so appetitlich aus wie heut morgen beim Nudelschneiden, sondern sie hatte gewiß in der Jauche gestanden, so schmutzig waren ihre Beine, und in ihrem unordentlichen Haar hafteten Spreu und Stroh. Viele schrien und pfiffen, und die sechs marianischen Jungfrauen bedeckten vor Entsetzen ihr Gesicht.

„Oh, mein Jesus!" rief Joseph Mazuga verzweifelt, „das ist ja eine falsche Braut!"

„Waaas? Eine falsche?" höhnte Swierzina. „Du Spitzbube hast ja auch falsches Geld gegeben! Da!", und warf ihm die Billionen-, Milliarden- und Millionenscheine der Inflation verächtlich vor die Füße. „Spitzbube! Spitzbube!" kreischten die marianischen Jungfrauen. „Kratzt ihm doch die Augen aus!"

Frau Ruda wurde ängstlich, aber die Smolka flötete leise: „Sei ruhig, Martha! Alles ist Theater! Ach, mein Oberschlesien!"

„Oh, Jesus!" sagte Mazuga beschämt, „da hab' ich mich doch bloß vergriffen, glaub' mir nur, Bruderherz! Hier hast du gutes Geld, aus der andern Tasche!", und zog den zurechtgelegten Fünfzigmarkschein hervor, so daß alle, und diesmal sehr aufrichtig, staunten, denn wenn auch der verstorbene Mazuga mit seiner Ziegelei viel verdient hatte, fünfzig Mark, das war nobel. Wieder war gespannte Stille. Hinter der Tür hörte man Swierzina mit Schmiedeschritten stampfen, dann ein paar gedämpfte Worte, dann wieder Schritte, zahlreichere dieses Mal, und nun tat sich die Tür auf, und Swierzina führte die todblasse Klara, in schwarzer Seide, in schwarzen Strümpfen, in schwarzen Lackschuhen, heran, und Farbe hatten in diesem strengen Bildnis nur das hellblaue Bändchen am Hals, das Zeichen der marianischen Jungfrauen, und im kunstvoll gewellten, dunkelbraunen Haar der Myrthenkranz mit seinen vielen hundert dunkelgrünen, wie lackiert glänzenden Blättchen. Hinter Klara und Swierzina schritten Franzek und die gute, alte Kosa, und sie, die Brautmutter — nein, Frau Ruda hätte fast aufgeschrien — trug um den Kopf einfach ein Tuch wie eine Marktfrau, aber ihr

blasses Gesicht war in dieser Stunde trotz ihres Alters, trotz des gefallenen Sohnes und der fünf gestorbenen Töchter von madonnenhafter Schönheit und Güte.

Als dann Franzek mit starker, aber bebender Stimme sprach: „Du hast gutes Geld gegeben, Joseph Mazuga, so nimm dafür meine gute Tochter!", da ging ein allgemeines Schluchzen wie bei einem schrecklichen Unglück los; die Männer zwar hielten sich einigermaßen, wenn auch mit gefeuchteten Augen, aber die Weiber weinten und wimmerten fassungslos. Sehr vernehmlich, aus ergriffenem Herzen, weinte Frau Smolka, und als die Dame aus Breslau erst einmal erkannt hatte, daß es eine Anstandspflicht war, zu weinen, legte sie den Kopf auf die rechte Schulter und vergoß gleichfalls Tränen, ohne sich anstrengen zu müssen. Zollassistent Max Mazuga, Förster Gnilka und Bahnmeister Johann Kafka, also die Männer in Uniform, behielten selbstverständlich trockene Augen, aber jeder von ihnen sah aus wie ein Andreas Hofer vor dem feindlichen Gewehr.

Geradezu als Wahnsinnige gebärdete sich Klara, und hätte man nicht genau gewußt, daß sie den hübschen, strammen, tugendhaften und bemittelten Josef seit langem liebte, so wären Franzek und die Mutter jetzt als Rabeneltern erschienen. Klara jammerte ergreifend: „Mütterchen, liebes zuckriges Mütterchen!" Sie flüchtete wild an die kleine, bitterlich weinende Frau und dann an den Vater, der voll Würde weinte, aber ihr Myrthenkranz verschob sich um keinen Millimeter, und ihre Frisur erlitt in keinem Härchen ihrer glänzenden Dauerwellen einen Unglimpf.

Swierzina gab dem Brautvater einen bedeutsamen Wink, Franzek räusperte sich sehr kräftig, und alle wußten, nun war es an der Zeit, in die Kirche zu ziehen.

Niemand fuhr im Wagen, obwohl die Kutsche der Mazugas noch dastand, sogar das Brautpaar ging zu Fuß, und Frau Ruda hätte sich totlachen mögen. Ohne Kommandorufe ordnete sich ein wunderschöner, langer Zug: vorneweg Buchta und die zehn Musikanten mit ihren sonneglühenden Trompeten, dann die sechs marianischen Jungfrauen in Braun, dann das Brautpaar mit gesenkten Augen, die Eltern und Josephs Bruder, Förster Gnilka mit Frau, Bahnmeister Kafka mit Frau, dann zu dreien Frau Ruda, Frau Smolka und eine schöne, gesunde Dame in grüner Seidenbluse, die durch Frau Smolka ihrer Freundin als Bankdirektor Cibulka aus Ratibor vorgestellt wurde, hierauf der verwitwete und versoffene Bauer Woitinek mit seinem Sohn, der in Charlottenburg das Bergfach studierte, dahinter der Bäckermeister Pokorny mit seiner Frau, seiner dicken, lustigen Tochter Paula und seinem Sohn, dem Theologiestudiosus aus Breslau, und viele andere Bauern mit ihren Frauen und junge Burschen, junge Mädels, die Knechte aus Kosiols Mühle und ganz zuletzt das Bäuerlein Ciaja mit seinem Sohn, dem Kaplan, und mit Swierzina, der ein guter Kommandant der Nachhut war und seine dürre Frau vorne mit andern gehen ließ.

Die Kirchenglocke läutete schon, aber man hörte sie nur matt, denn die Musikanten spielten mit unglaublicher Kraft und Lust. Staub dampfte um die Hochzeitsprozession und baute ein Gewölbe, durch das sie schwitzend dahinzog.

Frau Ruda äußerte gegen Frau Cibulka, sie hätte es sich nie träumen lassen, daß sie je eine Bauernhochzeit mitmachen würde, und finde alles ungeheuer

komisch. „Ja, nicht wahr", sagte Frau Cibulka, „es ist wunderschön", geradezu, als sei komisch und wunderschön genau das gleiche. Die Breslauer Dame stutzte, da Frau Cibulka nicht städtisch fein, sondern oberschlesisch hart sprach, und vermutete mißtrauisch, die gute Smolka habe wieder einmal kräftig übertrieben. „Ist Ihr Gatte wirklich Bankdirektor oder nur so etwas wie Bankfilialleiter?" fragte sie ziemlich scharf. Frau Cibulka lachte gutmütig und antwortete: „Man sagt halt immer Direktor zu meinem Mann. Mir ist's ja egal, was er ist, wenn er nur gut zu mir ist, und ich kann sagen, er ist ein Engel, wirklich, der Cibulka. Damals, vor zehn Jahren, wissen Sie, da hab' ich ja Angst gehabt, daß er bloß auf mein Geld geht, denn Geld war da, wissen Sie, mein Vatel hatte die Gastwirtschaft, die jetzt dem Wanjura Emil gehört, aber der Cibulka ist wirklich ein guter Mann, und wenn er mal geschäftlich nach Breslau fährt, na, da macht er vielleicht mal eine Ecke, aber wenn er wiederkommt, ist er immer wieder ein Engel!" — „Oh, ich kenne ja deinen Oskar", bestätigte Frau Smolka, „du sagst wirklich nicht zuviel, Barbara!" Frau Ruda hingegen legte den Kopf sehr weit in den Nacken zurück und begann vor sich hinzusummen, obwohl die Kapelle wahrlich Musik genug machte, und dies Summen bedeutete, daß sie sich langweile, und daß, genau genommen, niemand ihresgleichen zugegen sei.

Es gab natürlich keine strenge Ordnung in diesem wunderschönen, komischen Hochzeitszuge, sondern oft genug geschah es, daß jemand seinen Platz wechselte. So machte es Müllergeselle Willusch, der unaufhaltsam bis hinter Familie Pokorny drängte und sich keck hinter die dicke Paula schob, und so drängten die beiden Studenten möglichst weit nach vorn, um den sechs marianischen Jungfrauen nahe zu sein, denn Fritz Woitinek, der als Charlottenburger Student ein bißchen den abgefeimten Großstädter spielte, war in Olga Wanjura, die Gastwirtstochter, vergafft und behauptete ohne Grund, dies hübsche Mädel gehöre in keine Jungfrauenkongregation mehr hinein, und Alois Pokorny liebte, obwohl er Theologie studierte, Mariechen Kafka, die Bahnmeisterstochter, trotz ihrer zahllosen Sommersprossen.

Auch Franzek wäre gar gern einmal am Wegrande stehengeblieben, um alle, alle vorbeiziehen zu sehen, alle, alle mit seinem glücklichen Blick und seiner guten Laune zu umfassen und ihnen für nachher guten Appetit zu wünschen, aber der Anstand befahl ihm natürlich, an der Seite seiner guten Kosa und hinter Tochter und Schwiegersohn zu marschieren.

Vor der Kirche unter den Birken scharten sich viele Weiber und Kinder, und Franzek wurde verwirrt, weil es die Ungeladenen waren, die gewiß aus keinen freundlichen Augen auf die Hochzeitsleute blickten, und war traurig, daß er nicht wirklich das ganze Dorf hatte einladen können, aber schon so kostete ihm der Spaß weit über 1000 Mark. Traurig war er trotzdem, denn an diesem schönen Tage hätte es keinen Neid und überhaupt nichts Häßliches geben sollen, und so ging er mit gesenkten Augen.

Da stand Fräulein Wanda von Koschinsky, die Dorfschneiderin. Sie war sehr häßlich und hatte sogar ein kurzes Bein, was aber beides gar nicht gestört hätte, und sie war auch wirklich eingeladen worden und hatte Hochzeitskuchen ins Haus

bekommen, aber sie hatte Kuchen wie Einladung abgelehnt, denn sie war stolz. Noch ihr Urgroßvater, behauptete sie, habe als polnischer Graf das Recht besessen, den König von Polen mitzuwählen, und habe in einem Schloß bei Krakau gewohnt. Sie hatte es nicht nötig, Beleidigungen hinzunehmen, und sie war beleidigt worden, denn alles, was die Braut an Schneidersachen brauchte, war in Ratibor, statt bei Wanda von Koschinsky, angefertigt, und da stand sie nun und schmollte. Klaras Rock fand sie nicht von allerbestem Schnitt und Sitz, und als wahrhaft schickgekleidet fiel ihr nur Frau Ruda aus Breslau auf, von der sie freilich nicht ahnte, daß sie mittags manchmal nur Kartoffeln und Weißkäse aß, um Geld für ihre Kleider zu erübrigen und beim Kaffekränzchen den Ruf der wohlsituierten Witwe zu wahren.

Da stand auch noch eine Frau in knallroter Wollenjacke und mit verschränkten, derben Armen vor der gewaltigen Brust. Es war die Frau des Maurers Jendrissek, der jetzt als Kommunist, und zwar als ganz gefährlicher, das dritte Jahr im Zuchthaus von Wohlau saß, und auch ihre hübsche, feine Tochter Rosa war im Gedränge der Gaffenden. Sie hielt sich von der Mutter fern, und obwohl sie bei Wanda von Koschinsky die Schneiderei erlernte, hatte sie kaum einen Blick für die Kleider der Hochzeitsgäste, sondern wartete nur, bis Swierzina käme, der schönste Mann des Dorfes, der leider schon verheiratet war.

Natürlich fehlte auch der Dorftölpel nicht, der alte Smarkotsch, der nur vier Worte sprach: „Prost Neujahr!" und „Marschall Blücher", und mit diesen vier Worten wirklich immer zu seinem täglichen Brot und seinem täglichen Fusel kam. Da stand er nun und rief sabbernd und unaufhörlich lachend: „Prost Neujahr! Prost Neujahr!" Niemand beachtete ihn.

Die Musikanten schwenkten nach links und stellten sich an der Kirchentür auf, um als letzte ins Gotteshaus zu treten, das sie ja als erste wieder verlassen mußten. Wundervoll zierlich, so daß Studiosus Pokorny vor Liebe buchstäblich bebte, stieg Mariechen Kafka als vorderste der marianischen Jungfrauen die Treppe hinauf. Olga Wanjura raffte das braune Kleid so sehr, daß der junge Woitinek deutlich ihre schönen Beine sah. Das Brautpaar schritt bleich und ernst, und, Gott sei gepriesen, es strauchelte nicht, aber seht doch, Franzek Kosiol, der Brautvater, der immer noch gesenkten Blickes ging, weil ihm die Ungeladenen so leidtaten, stolperte ein wenig. Ein hämisches Lachen kam von den Gaffern, Franzek blickte zornig hinüber, aber als er die Kommunistenfrau erkannte, war er sofort beruhigt, ihr Hohn bedeutete nichts.

Die schwere Eichentür hätte eigentlich der Kirchendiener Kosiol bedienen müssen, doch war es in diesem besonderen Fall natürlich nicht angängig, und so vertraten ihn zwei stämmige Schuljungen aus der 1. Klasse des Lehrers Schablowsky, und der junge Alfons Schablowsky war unter diesen beiden. Da mußte Franzek trotz der ernsten Stunde lächeln, weil sich der Lehrer gar so gut darauf verstand, ein bißchen was nebenbei zu verdienen, denn daß die beiden Türhüter heut eine Mütze voll Geld heimbrachten, war gewiß wie das Amen in der Kirche.

Und nun gab es in der Kirche ein etwas ungehöriges Schuhgeklapper, Rau-

schen und Rascheln, denn besonders die Frauen liefen um die Wette nach den vordersten Bänken, und nur, wer einen festgemieteten Platz hatte, schritt ruhig und stolz, aber Frau Ruda und Frau Smolka waren durchaus nicht zu vornehm, am Wettrennen teilzunehmen. Zu Franzeks Ärger wurden ein paar Birken umgerissen und liederlich und schief wieder aufgestellt, bis Swierzina kam und im Nu Ordnung und Schönheit schuf, aber ein paar Frauen waren doch bissig aneinandergeraten und unterhielten sich ziemlich laut und schroff.

Da erbrauste die Orgel.

Herr Lehrer Schablowsky spielte meisterhaft, und nach dem Vorspiel kam ein so beseligendes Lied, daß die bösesten Münder verstummten und die ersten Tränen aus gerührten Augen rannen. Die Gemeinde durfte stolz auf ihre Sänger sein; es waren die Jungen und Mädels der 1. Klasse, aber für sich allein hätten sie nimmermehr so himmlisch gewirkt, da war nämlich noch der fast angstmachende Baß des Tankstellenwärters Josef Mraczek, der Tenor des Hilfslehrers Swoboda, zu dem der Vorsitzende des Ratiborer Männergesangvereins Arion einmal anerkennend gesagt hatte, er habe wirklich Gold in der Kehle, und vor allem die süße, engelhafte himmelhohe Stimme der schwermütigen Frau Schablowsky, die laut einer Äußerung des gleichen Ratiborer Sachverständigen sich in jedem Konzertsaal hätte hören lassen dürfen, und die nur so schüchtern war, weil sie immer wähnte, man könne über ihren Dresdner Sohn Richard etwas Böses vernommen haben.

„Ja, ja", seufzte Franzek voll tiefen Mitleids, „so schöne Gaben Gottes! Der Vater spielt die Orgel, die Mutter singt wie ein Engel, der Sohn ist ein Taugenichts. Oh, wunderbar sind des Herrn Wege! Laß die Kinder glücklich werden, oh Herr! Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt ..."

Da klingelte die versilberte Schelle am rotsammtenen Klingelzug, den Klara Kosiol und Mariechen Kafka bestickt hatten, und aus der Sakristei trat herrlich schimmernd Hochwürden Globisch.

Aber mitten im Vaterunser erstarrte Franzek — ein grauenhafter, ein ungeheuerlicher Angstgedanke lähmte ihn. „Mein Gott, mein Gott", dachte er, „heut früh stand Kaffee und Kuchen auf Hochwürdens Tisch. Jesus, Jesus, hat Hochwürden etwa selber mitgegessen und mitgetrunken? Jesus, Jesus, wenn er aus Vergeßlichkeit ohne nüchternen Magen die heilige Messe liest! Aber die Bronislawa hat doch scharfe Augen! Oh, ich kann mich gar nicht erinnern, wer achtet denn gleich auf so was? Oh, wenn er aus Vergeßlichkeit eine himmelschreiende Sünde ... Es wäre kein Segen für Klara! Vater unser, der du bist im Himmel ..."

Das Hochamt war schön wie an hohen Kirchenfesten, die Musik ergreifend, jedes lateinische Wort aus Hochwürdens Mund so schön geheimnisvoll und so nasal gesungen, der Weihrauch duftete so süß, daß man ganz träumerisch und taumelig werden konnte, nur der arme Franzek war um all die Feierlichkeit geprellt, er wurde den furchtbaren Gedanken nicht mehr los.

Er sah die beiden Herren Amtsbrüder in der vierten Bank auf der andern Kirchenseite sitzen, aber es war natürlich ausgeschlossen, sich hinzuschleichen und

in aller Ehrerbietigkeit zu fragen, ob sie sich vielleicht erinnern könnten, ob Hochwürden Globisch etwa heute morgen... Er irrte ängstlich mit erschrockenen Blicken und stellte mancherlei fest, was ihm bei ungetrübter Andacht gewiß entgangen wäre. Er sah Tränen in Studiosus Pokornys Augen und ahnte freilich nicht, daß Alois keineswegs aus Teilnahme an der Familienfeier der Kosiols so gerührt war, sondern weil Mariechen Kafka so holdselig aussah, und weil er selber Geistlicher werden und ohne die Geliebte elendiglich hinsiechen mußte. Zugleich kitzelte Willusch die glühende Paula Pokorny am Knie; zugleich flüsterte Fritz Woitinek der marianischen Jungfrau Olga Wanjura, die in der Bank ganz genau vor ihm saß, ins linke Ohr, er müsse sie unbedingt sprechen, am besten in Kosiols Garten; zugleich raunte Frau Ruda ihrer Freundin zu, sie finde das Kopftuch der Brautmutter einfach zum Totlachen, und fast alle, einschließlich des durch seine Angst so abgelenkten Franz hätten sich ein Vorbild an den beiden Herrn Pfarrern und dem sanften Kaplan Ciaja nehmen sollen, bei denen allerdings die Andacht zum Beruf gehörte, aber auch von Frau Bankdirektor oder Bankfilialleiter Barbara Cibulka hätten sie lernen können: sie folgte mit großen, braunen Kinderaugen den heiligen Vorgängen am Altar und betete, kein gedrucktes Gebet, sondern aus tiefgutem Herzen nur immerfort: „Sie sollen einander gut sein, wie Cibulka und ich, und noch ein bißchen glücklicher als wir! Herr, gib ihnen auch Kinderchen!" Da weinte sie.

Die marianischen Jungfrauen und die Braut schritten zur Kommunion, und viele Frauen und Mädchen folgten ihnen und knieten gleichfalls nieder. Dann kniete der Bräutigam, und auch mehrere Männer gingen zum Altar, um das Allerheiligste zu empfangen. Alois Pokorny weinte unverhohlen, und Fritz Woitinek lachte über einen solchen Studenten und war sowieso ein halber Atheist, aber Alois weinte, weil er nicht am gleichen Tag wie Mariechen zum Tisch des Herrn schreiten durfte, denn er, der doch als Bäckerssohn wahrlich Kuchen genug im Leben gegessen hatte, war heut früh der Versuchung erlegen und hatte vom Kosiolschen Hochzeitskuchen genascht, der, wie zu allen Gästen, auch zu Pokornys geschickt worden war.

Dem Hochamt folgte die Trauung, es wurde wieder außergewöhnlich geweint und geschluchzt, und das Erstaunlichste war, daß ganz im dämmerigen Hintergrunde, wo sich die Ungeladenen kopfreckend drängten, sogar die Kommunistenfrau Jendrissek Tränen vergoß, obwohl sie von ihrem radikalen Manne wußte, daß die Ehe nichts Heiliges sei, sondern nur ein Zweckverband zweier Menschen verschiedenen Geschlechts.

Mariechen Kafka schwebte tränenüberströmt auf ihre Freundin zu, die nun endgültig Mazuga hieß, löste ihr das blaue, fromme Bändchen vom Hals und legte ihr dafür ein kleines Kreuz aus Gold an goldenem Kettchen um. „Von uns allen!" schluchzte sie und meinte die marianischen Jungfrauen. Klara küßte weinend und wurde weinend geküßt. Die Eltern kamen und umarmten ihr Kind und den Schwiegersohn, Schwager Mazuga kam, Tante Cibulka und die Smolka. Frau Ruda fand es zum Totlachen.

Herr Schablowsky jubelte noch einmal auf der Orgel, die Musikanten ver-

ließen leise das Gotteshaus und postierten sich fünfzig Schritte weiter, genau vor die Wirtshaustür Emil Wanjuras, so daß sich zwischen Kirche und Kneipe der Festzug aufstellen konnte. Emil guckte grade aus dem Fenster, und Buchta brauchte nur zu zwinkern, so waren schon elf Schoppen schaumigen Bieres da, das die Musikanten erfrischte und wieder blasgewaltig machte. Sie ließen aus den blechernen Mundstücken der Instrumente den Speichel auf die staubige Straße tropfen und dachten: „Jetzt könnten sie eigentlich kommen!", denn sie hatten Hunger.

Die marianischen Jungfrauen waren die ersten. Smarkotsch rief: „Prost Neujahr!" Buchta hob mit wildem Blick die Trompete, und dann schmetterte der Dessauer Marsch, um das Tempo zu beschleunigen, und alle beeilten sich. Franzek hatte das Glück, Bronislawa Kotulla im Gedränge hinter der Kirchentür zu finden, und stellte erregt seine Frage, ob Hochwürden auch wirklich bei nüchternem Magen oder etwa gar ... Sie sah ihn nur vernichtend an, und er hätte sie küssen mögen, so von Herzen atmete er auf.

Franzek bedankte sich bei Herrn Schablowsky für Orgelspiel und Gesang und sagte zur verkümmerten Frau Schablowsky: „Also, Frau Lehrer, man hat Sie doch wieder ganz deutlich herausgehört. Jesus, was haben Sie für eine schöne Stimme! Sie geht ja so zu Herzen!" Sie lächelte trübe, aber sie lächelte wenigstens, und er faßte eine Hand des Mannes und eine der Frau und bat herzlich: „Und jetzt kommen Sie beide mit! Sie auch, Frau Lehrer! Natürlich würde ich Ihnen von allem, was es zu essen gibt, sowieso was schicken, aber frischwarm schmecken die Sachen doch besser, und es ist doch auch so lustig." Frau Schablowsky schüttelte jedoch langsam und gleichsam vorsichtig den Kopf und entschuldigte sich mit ihrem alten Leiden. „Immer noch die verdammten Kopfschmerzen, oh je, oh je!" klagte Franzek mit echtem Mitgefühl, denn er wußte ja, was ihr in Wahrheit solche Schmerzen machte. „Aber wenigstens der Herr Lehrer wird uns die Ehre geben!" Schablowsky errötete und sagte gedrückt: „Ich will Sie und Ihre liebe Frau natürlich nicht beleidigen, Herr Kosiol, und schließlich war ja die junge Frau Mazuga acht Jahre lang meine Schülerin, eine der besten, darf ich sagen, also werde ich mir gestatten, wenigstens ein Stündchen lang ..." „Hahaha, nur ein Stündchen, Herr Lehrer? Na, warten wir ab!" Frau Schablowsky legte ihren Kopf schief, stützte ihre rechte Schläfe und seufzte: „Hören Sie nur den Buchta! Er bläst mir noch das Gehirn entzwei, ich will mich verabschieden, grüßen Sie Ihre Frau, Herr Kosiol, und das junge Paar, und recht, recht viel Vergnügen!" Franzek dienerte sehr artig, dann ging er an der Seite des Lehrers dem Hochzeitszuge nach.

Wahrlich, es bedurfte keines Ordners und keiner Tischkarten bei diesem Hochzeitsmahl, die Gäste fühlten aufs feinste heraus, wohin sie sollten, ob an die Leinwand oder ans Kreppapier. Die marianischen Jungfrauen, das Brautpaar, der Schwager, der Zollassistent Mazuga, der Förster, der Herr Bahnmeister, die stattlichsten Bauern und Bäcker, Frau Smolka und die Dame aus Breslau nahmen selbstverständlich in der größeren und feineren der beiden Stuben Platz. Franzek persönlich geleitete Herrn Schablowsky herein, der neben Frau Smolka

zur Rechten und neben Frau Ruda zur Linken zu sitzen kam, nicht ohne geschickte Taktik der beiden Damen. Hilfslehrer Swoboda mit der schönen Stimme hatte sich wegen seines schwachen Magens entschuldigen lassen.

Die beiden Studenten wählten den Tisch in der Scheune; Alois Pokorny aus echter Bescheidenheit, obwohl er in der Scheune fern von Mariechen war, Fritz Woitinek aber, weil er sich von den dämmerigen Winkeln hier unten bei zunehmender Fröhlichkeit allerlei versprach. In die Scheune kamen auch Bäuerlein Ciaja und der Kaplan, und den Bauerntöchtern und Burschen war es zwar eine hohe Ehre, aber auch etwas Peinliches, daß der sanfte, schöne Geistliche so schlicht unter ihnen saß.

Hochwürden Globisch und seine beiden Amtsbrüder, die natürlich nicht im gar zu irdisch lauten Zuge mitmarschiert waren, trafen als allerletzte ein und fanden schöne Plätze zwischen den hochgeehrten marianischen Jungfrauen, mit denen besonders Pfarrer Biala sogleich sehr lustig plauderte, während Pfarrer Kiok immer von wohlwollendem Ernst, aber leider sehr schweigsam war.

Für Franzek war gedeckt, doch sagte er schon anfangs, er werde nicht gar viel zum Sitzen kommen, er müsse natürlich die ganze Sache ein wenig überwachen, und für die Hausfrau war nicht einmal erst gedeckt; es hätte nicht den geringsten Sinn gehabt, sie gehörte in die Küche. Frau Ruda fand dies mehr als komisch, sie fand es gradezu ungehörig und meinte bei sich, hieran erkenne man wieder einmal den bekannten Bauerngeiz, denn Kosiol hätte sich zweifellos einen Koch oder eine Kochfrau aus Ratibor für diesen einen Tag leisten können.

Was aber jetzt geschah, zeugte freilich nicht von Bauerngeiz: die Müllergesellen, Stanislaus und Willusch voran, schleppten mächtige Waschkessel voll Rindsbrühe herein; es war eine braungoldene, glühende, fettäugige Brühe, und drinnen schwammen Grießklöße, gelb wie junge Gänschen. Wer keinen Grieß mochte, der brauchte nicht enttäuscht zu sein, denn schon erschien Veronika, jetzt wieder sauber und schön, und trug eine riesige Porzellanschüssel voll Nudeln, ja, voll einem wohl halbmeterhohen Berg von Nudeln, und zum Beispiel Pfarrer Biala, der bei den Östreichern das Mehlspeisenessen so gut gelernt hatte, der griff zu den Nudeln und lud so viel in seinen Teller, daß die Brühe randhoch stand. Frau Ruda beobachtete alles und fand die Art des Pfarrers Biala unfein. Sie selber wählte Grieß und höchstens zwei Dutzend Nudeln, hielt den Löffel sehr zierlich, blies ins Heiße und sagte als selbstbewußte Feinschmeckerin: „Sehr gut, wirklich sehr gut, finden Sie nicht auch, Herr Schablowsky?" Der Lehrer behauptete, daß Nudelsuppe seine Lieblingssuppe sei, doch seine Stimme war nicht so froh, wie sie es bei einer solchen Erklärung hätte sein müssen.

Jetzt rollte Johann der Schnarcher eine Tonne Bier ins Zimmer, alle Teller klirrten, so erbebte der Fußboden, und Frau Ruda und Frau Smolka kreischten; Schüler aus Herrn Schablowskys Klasse 1 rudelten herein, verteilten Gläser und spielten von nun an die Kellner, diesmal aber fehlte der Lehrerssohn, es wäre denn doch unter seiner Würde gewesen. „Ich hätte allerdings lieber Selter gehabt", sagte Frau Ruda, „aber nun laß nur stehen, Kleiner!"

Die Musikanten beeilten sich mit der Suppe, um nachher bald wieder ein

Stückchen zu spielen, aber trotz vielen Pustens verbrannte sich Buchta die Zunge und fluchte. Herr Pfarrer Biala machte den sehr guten Witz: „Ich dachte, Sie könnten viel besser blasen!" und ein dankbares Gelächter erfolgte, so weit wie der Witz gehört worden war. Seltsamerweise lachte der schweigsame Pfarrer Kiok zwar nicht am lautesten, aber am längsten und mußte immer wieder über das Wortspiel kichern. Frau Ruda fand es an einem Geistlichen völlig unpassend und dachte: „Echte Bauernpfarrer, natürlich!"

Während viele noch mit der Brühe beschäftigt waren, weil sie sich, zum Beispiel auch Pfarrer Biala und der Lehrer, zum zweitenmal den Teller gefüllt hatten, begannen die Musikanten einen ohrenbetäubenden Marsch, so daß jedes Wort geschrien werden mußte. Zum Glück gab es nicht viel zu sprechen, weil fast alle dermaßen zu pusten und zu schlucken hatten. Frau Ruda freilich, die längst nicht mehr aß, hielt sich beide Ohren zu.

Die Schuljungen liefen und brachten Bier, einer stolperte und zerschlug drei Gläser. Er warf einen entsetzten Blick zu Herrn Schablowsky hin, der aber seiner nicht achtete, weil Frau Smolka ihm soeben eine Sache erzählte, die ihre Freundin bereits kannte und zum Totlachen fand. Soeben trat Franzek ein, lachte und rief: „Scherben bringen Glück! Habt ihr auch genug zu essen, Jungens?" „Wir essen so nebenbei, Herr Kosiol!" „Genau wie ich!" Dann wandte er sich an die ganze Stube und rief, so daß er Buchta überdröhnte: „Na, schmeckt's?" Die meisten knurrten nur und sahen ihn pfiffig strahlend an, Frau Ruda aber nickte von rechts oben nach links unten und antwortete: „Danke, Herr Kosiol, wirklich sehr gut!"

Frau Smolka sprach zu Herrn Schablowsky immer noch über den Dichter Paul Keller, denn sie meinte, diesen Dorfschullehrer hier zu ehren, wenn sie seinen so berühmten, leider viel zu früh verstorbenen Kollegen derart pries, und dann war sie an der entscheidenden Stelle, die ihre beste Freundin so sehr zum Totlachen fand: „Ich liebe ihn ja so sehr, Herr Lehrer! Ich würde so gern einmal an seinem Grab auf dem Laurentiusfriedhof in Breslau ein Vaterunser beten. Ich habe eine Photographie von dem Grabe und schrieb an Frau Keller einen zwölf Seiten langen Brief. Ich bat sie um die genauen Maße des Grabsteins, denn ich will meinem verstorbenen Mann genau den gleichen Stein setzen lassen, und denken Sie, Frau Keller hat mir doch so nett geantwortet!" „Du und einen Grabstein setzen lassen", dachte Frau Ruda, „wenn du nur immer genug zu essen hast!" Herr Schablowsky sagte ein einziges Mal: „Sehr interessant!" dann aber gar nichts mehr, und an Frau Ruda wandte er sich überhaupt nicht, er hatte einfach Furcht vor ihr.

Sie hatte keine Zeit, darüber beleidigt zu sein, soviel gab es zu sehen und heimlich zu bekritteln, und nun, sie hätte sich wirklich totlachen können, nun brachte Helene schon das Kompott, Schüssel um Schüssel, mit Erdbeergelee, mit Apfelmus, mit Birnen und mit Essigpflaumen, und schon begann Pfarrer Biala zu naschen, und desgleichen der Lehrer, ja, selbst Hochwürden Globisch angelte sich eine Pflaume zierlich mit zwei Fingern. Sie mußte unbedingt andeuten, wie wenig sie ein solches Benehmen von Personen, die man immerhin gebildet nennen

mußte, verstand, und zog die Augenbrauen und die Schultern mehrmals hoch. Bäcker Pokorny deutete diese Gebärde unrichtig und fragte freundlich: „Es juckt wohl?" Dann lachte er begeistert, und viele andere, die gar nichts gehört hatten, lachten einfach aus guter Laune mit. Sie gab ihm selbstverständlich keine Antwort.

In der Scheune ging es begreiflicherweise viel unfeiner zu. Da wurde so wild auf die Brühenlöffel geblasen, daß das Kreppapier schon ganz bespritzt war. Der alte Ciaja hatte so zittrige Hände, daß er oftmals verschüttete, und der Kaplan hätte den geliebten Vater am liebsten auf den Schoß genommen und gefüttert wie ein Kind. Übrigens lachte niemand über den alten Mann außer dem Studenten Woitinek, der aber eher Anlaß gehabt hätte, über den eigenen Vater zu lachen, der droben in der Hauptstube saß, und dessen Hände gleichfalls sehr zitterten, aber nicht vom Alter, sondern vom Trinken. Studiosus Pokorny sah und hörte überhaupt nichts, denn da er Mariechen Kafka nicht sehen konnte, galt ihm die ganze Welt nichts mehr, und von der köstlichen Brühe genoß er nur ganz wenig. Der Kaplan sah ihn gütig an, und diesen Blick endlich spürte er, so daß er erschrocken auffuhr, Ciaja aber senkte sofort die Augen.

In dieser Sekunde schämte sich der junge Pokorny seiner sündigen Begierde nach einem Weibe und dachte: „Vielleicht hänge ich mich noch heute auf!" Da erkannte er entsetzt, daß auch dieser Gedanke schon wieder Sünde war, und konnte vor Scham und Angst kaum noch atmen. „Mir ist so heiß!" stöhnte er, stand auf und flüchtete in den Garten. Auf dem Bänklein, wo heut früh das Bäuerchen mit dem Kaplan gesessen hatte, saß nun er und weinte. „Wenn sie jetzt, jetzt eine innere Stimme vernimmt und in den Garten kommt, dann soll mir's ein Zeichen sein, dann will ich mein Leben lang fromm sein, Herr, aber als Priester will ich dir nicht dienen!" In ungeheurer Spannung stierte er zur Pforte, Mariechen kam nicht, und den Kaplan, der ihm vorsichtig gefolgt war, sah er nicht. Der junge Ciaja verbarg sich hinter einem Baum, spähte, schüttelte dann den Kopf und sagte zu sich: „Noch nicht!" Er kehrte zum Vater in die Scheune zurück, und also wurde Alois Pokorny der einzige, der den ersten Fleischgang versäumte, einen Rindsbraten, der den ganzen Mühlenhof durchduftete und genau so köstlich schmeckte, wie sein Duft es verhieß.

Hinter Veronika, die den Rotkohl und die Klöße in das Herrschaftszimmer trug, erschien der Posthilfstellenhalter und Briefträger Karl Scholz mit seiner Ledertasche. Im Dorf hatte er nur zwei Postkarten und einen Brief besorgen müssen, die übrigen Adressaten saßen und aßen allesamt bei Franzek, und es erschien ihm ungemein vergnüglich, grade bei einem Hochzeitsschmause seinen Dienst zu versehen. Woitinek erhielt eine Rechnung von einem Ratiborer Schneider, der seinem Sohn für die Kosiolhochzeit den Smoking geliefert hatte. Der Förster bekam zwei amtliche Schreiben, die er außerordentlich ernst und finster las, obwohl sie nichts Wichtiges enthielten. Swierzina nahm ein ganzes Bündel Drucksachen in Empfang und sagte beiläufig, aber sehr stolz: „Parteiangelegenheiten!" Den Brief vom Mühlenverbande, der an Herrn Kosiol gerichtet war, steckte Franzek ungelesen in die Tasche, und schließlich stand Herr Scholz vor Herrn Schablowsky, sagte: „Bitte, Herr Lehrer!" und überreichte ihm einen Brief.

„Für mich?" sagte der Lehrer und wollte gleichgültig tun, aber seine Augen waren gierieg, und als er die Handschrift seines Ältesten erkannte, wurde er blaß. „Mir ist ein bißchen heiß!" sagte er, „ich gehe Luft schnappen", und er mühte sich ein welkes Lächeln ab und ging hinab und über den Hof dem Garten zu. Frau Ruda rückte sofort neben ihre Freundin, sie wollte nicht noch einmal einen so trübseligen Tischherrn haben.

Alois Pokorny hätte fast aufgeschrien, als die Gartenpforte ging, doch dann sah er den Lehrer, wie er im Gehen las und sich gegen einen Baum lehnte und jämmerlich weinte. Alois schämte sich unendlich, Zeuge des fremden Leides zu sein, kletterte vom Bänklein über den Zaun, eilte um Kosiols Grundstück ganz herum und trat in die Scheune. „Holla, Alois, bist du die Suppe endlich losgeworden?" rief Fritz Woitinek, aber Alois achtete seiner nicht, sondern raunte dem Kaplan etwas ins Ohr.

„Wie gut Sie sind!" sagte Ciaja leise und drückte ihm die Hand. „Andern helfen hilft über eigenen Kummer. Spüren Sie es nicht?" Pokorny nickte tiefgerührt, und Ciaja lächelte wie der Heiland selber, dann machte er dem schwerhörigen Vater nur ein Zeichen und ging langsam dem Garten zu, um einem Leidenden zu helfen, wenn Gott ihm die Kraft verliehe.

Helene brachte in die Stube eine sehr gelbe Mehlspeise, die berauschend nach Rum roch. Sie wußte nur, daß die Speise für einen der drei Herren Pfarrer bestimmt war, und stellte sich vor Hochwürden Globisch hin, der immer noch mit dem Braten zu tun hatte. Bronislawa Kotulla, die Pfarrköchin, die feinfühligerweise mitten unter Bauern und nicht etwa oben bei den Geistlichen saß, warf ihrem Herrn einen sehr starken, forschenden Blick zu, denn Helene war schön. Hochwürden warf einen Blick zurück und fragte die Magd verwundert: „Für mich?" Sie wurde schrecklich rot und bekam gleich Tränen in die Augen, da jauchzte schon Pfarrer Biala und zerrte die ganze Schüssel vor seinen eigenen Platz. „Herr Kosiol", rief er dem Hausherrn zu, der wieder einmal ins Zimmer trat, „das ist eine himmlische Mehlspeise!" „Es sollte eine Überraschung sein!" lächelte Franzek geehrt und dienerte. „Schade, daß Sie nicht noch ein paar Töchter haben, die heiraten könnten, ich würde bei keiner fehlen." Frau Smolka glaubte eingreifen zu müssen und sagte: „Es sind ihm ja fünf Töchter gestorben, dem armen Vetter!" Herr Pfarrer Biala wurde puterrot und sagte „oh", was sollte er sonst auch sagen? und machte sich über die duftende, dampfende Speise her. „Völlerei!" tadelte Pfarrer Kiok schalkhaft, und Biala benutzte schlau den Anlaß, um etwas Lustiges zu sagen: „Völlerei? Oh, mein lieber Amtsbruder, Völlerei kommt von voll. Sieh mich an, bin ich etwa voll?" „Dann konsultiere den Doktor, wenn dir das viele Essen nicht anschlägt", sagte Hochwürden Globisch, „eben kommt er zur Tür herein." „Ich und zum Doktor?" lachte der lustige Pfarrer. „Ich behandle mich selbst, und wißt ihr, wie? Ich fahre täglich 30 Kilometer auf meinem Rade, meine Schäflein wohnen so verstreut, da muß ich tüchtig strampeln, und da zerschmilzt das Fett." Die marianische Jungfrau Olga Wanjura verschluckte sich vor Lachen, als sie das Wort strampeln hörte. „Dürfte ich

auch einmal um die Speise bitten, Herr Pfarrer", bat Frau Ruda in deutlich rügendem Ton, „Sie werden sie doch nicht ganz allein essen wollen?"

Aber der Spaß an ihrer Bosheit ging ihr verloren, denn sie mußte ihren Satz dreimal aussprechen, ehe er überhaupt verstanden wurde, ein derart fröhliches Getöse machte Herr Dr. Wendt, der Arzt. Er kannte alle, er hatte den meisten schon einmal geholfen und in höchster Not auch bei Kühen und Stuten den Geburtshelfer gespielt. Es gab ein großes Rufen und Händeschütteln. Die Magd Helene kniff er in die Backen und sagte: „Gut durchwachsen!" Der Förster Gnilka lachte wie besessen, und alle, einschließlich der geistlichen Herren und ausschließlich der Frau Ruda und des Briefträgers, lachten mit, denn Karl Scholz, der die Suppe versäumt hatte, entschädigte sich jetzt wortlos gierig am Braten. „Helene", rief Dr. Wendt, „also paß gut auf: ein Pfund Braten, einen Berg Rotkraut und zehn Klöße. Ich komme nämlich nur auf einen kleinen Imbiß her!" Das war schon wieder ein ausgezeichneter Witz. „Franzek, und wie wär's mit einem Schnaps?"

Woitinek leuchtete auf, jetzt konnte der Hausherr den Schnaps nicht länger hinauszögern, und Franzek brachte drei Literflaschen, und alle meinten, das Wasserklare da drinnen sei weißer Getreidekorn, aber Dr. Wendt verdrehte die Augen nach dem ersten Glas und stöhnte selig: „Slibowitz? Franzek, alter Junge! In einer gemeinen Kornflasche so einen Slibowitz!" „Zur Überraschung!" lächelte Franzek überglücklich.

Woitinek war schon beim dritten Glase. Bronislawa Kotulla, die als Pfarrköchin doch etwas wie eine Vorgesetzte war, brummte ihm zu: „Saufen Sie nicht soviel, der Tag ist noch lang." Diese Sekunde benutzte Hochwürden Globisch, um endlich sein erstes Glas zu leeren, und war dem feinfühligen Amtsbruder Kiok sehr dankbar, daß der es ihm sofort wieder füllte.

„Ein Hoch auf die Hausfrau!" rief Dr. Wendt mit vollen Backen. „Hoch, hoch", schrien alle, einschließlich Frau Smolka, ausschließlich Frau Ruda, die nur wortlos ein bißchen die rechte Hand hob. Woitinek schrie am lautesten, und als alle mit den Hochs fertig waren, jammerte er: „Oh, Jesus, der Arme, der keine Hausfrau mehr hat!" und weinte. „Ich will dir mal was sagen, Woitinek", rief ihm der Doktor gemütlich zu. „Du darfst hier nicht so einen Spektakel machen. Andere Männer saufen sich selber tot, du aber hast deine arme Alte totgesoffen, das ist kein schöner Zug an dir!" „Ja, ja", heulte Woitinek, „der Kummer hat sie ins Grab gebracht!" „So ist es, Woitinek, und nu hör auf und gib ein bißchen auf deinen Jungen acht. Ich sah ihn neulich im Deutschen Haus in Ratibor, er hat doch sicher einen neuen Anzug gebraucht?" Woitinek strahlte schon wieder, er fühlte sich ja so geehrt, daß der Herr Doktor von seinem Fritz sprach. „Wir haben ihn nach Ratibor geschickt", lachte er, „in die Kunststopferei."

Franzek, der Herr, durchwanderte sein schmausendes, zechendes Haus.

Die jungen Leute in der Tenne begrüßten ihn mit Gebrüll, und er brauchte nicht zu fragen, ob sie genug zu trinken hätten. Der Kaplan war noch nicht wieder da, und Franzek setzte sich neben das arme Bäuerlein, legte den Arm um den kichernden Alten und ehrte ihn so vor jedermann. Dem rotnasigen Stanis-

laus gab er einen Wink, sagte ihm was ins Ohr, und nach ein paar Minuten hatte der Alte ein riesiges Glas Slibowitz vor sich, für alle andern hier unten gab es nur Korn, und auch er wirkte genügend. „Schmeckt's, Sefflik?" brüllte Franzek. „Oh, Jesus, und wie, Franzek!" „Alle Achtung vor deinem Sohn, Sefflik! So ein schöner, feiner Kaplan!" Der alte Ciaja wischte sich nur die Augen. „Meiner wäre jetzt auch schon vierzig", sagte Franzek und wischte sich gleichfalls die Augen.

Hinten im Garten saß der weinende Herr Schablowsky und sagte zum zehnten Male: „Wäre er lieber als kleines Kind gestorben! Was war er für ein liebes Kind! Und so begabt! Zeichnen konnte er, und musikalisch, so musikalisch!" Zum zehntenmal auch sagte er: „Und jetzt ist er also im Gefängnis."

„Lieber Herr Schablowsky, mein lieber Herr Schablowsky, vertrauen Sie der Kraft des Gebets! Glauben Sie, unser heißes Beten zerschmilzt einmal auch die Gefängnismauern und auch das verhärtete Herz. Einmal, einmal in seiner Zelle wird er spüren, wie wir hier inbrünstig den Herrn für ihn anrufen, und einmal kommt die Stunde, daß er auch selber ruft! Wer richtig zum Herrn ruft, der ist schon gerettet! Sie dürfen ihm den Tod nicht wünschen, denn Tote können nicht mehr bereuen. Er wird bereuen und Gott wieder ein Wohlgefallen sein!"

„Beten Sie mit mir, bleiben Sie bei mir!"

„Ich bleibe bei Ihnen, selbstverständlich bleibe ich."

Er nahm des Lehrers Hand, da gab sich Schablowsky in einem letzten Ausbruch des Schmerzes hin. Der Kaplan kniete nieder, und der Lehrer kniete neben ihm, so beteten sie, und der junge Geistliche blickte ekstatisch in den Baum hinauf, von dem er als Knabe so oft genascht hatte, und im Wipfel schien ihm das Antlitz der schmerzenreichen Madonna zu leuchten, wie sie liebevoll auf den schmerzenreichen Vater herabsah.

Franzek suchte den Lehrer. Er ahnte, daß Schlimmes geschehen war, denn er hatte die Handschrift auf dem Brief erkannt, weil mancher Bettelbrief aus Dresden zum guten Kosiol gekommen war, mancher Brief, von dem Vater wie Mutter nichts ahnte. Er ging spähend im Garten herum, entdeckte von weitem Schablowsky und den Kaplan und kehrte sofort um.

Da kamen auf den Garten die sechs marianischen Jungfrauen zu, die ihm sagten, sie müßten sich ein bißchen abkühlen, die aber unter Mariechens Führung in Wahrheit aufgebrochen waren, um den wundermilden Herrn Kaplan zu sehen, den sie schon in der Scheune vergeblich gesucht hatten. „Na, im Garten ist er jedenfalls nicht, den hab' ich abgeklappert, und nu mal, marsch ins Haus, ihr müßt doch essen, ihr pikt ja nur wie kranke Hühner. Was macht denn die Klara?" „Was wird sie machen, Onkel Kosiol?" lachte Olga Wanjura, „sie sieht immer den Josef an, und der Josef guckt immer sie an, und manchmal merken sie auch, daß was auf dem Teller liegt." Da kicherten alle Jungfrauen sehr, sogar Mariechen Kafka, die doch so schwermütig war, weil sie den jungen Ciaja schon seit vier Jahren liebte.

(Fortsetzung folgt)

Literarische Rundschau

Geschichtliches, Politisches, Menschlisches

Um Napoleon kreist die Schrift von Hermann Ullmann „Gericht über Napoleon" (Jena, E. Diederichs). Es ist eine dichterische Konzeption von transparenter Klarheit, die Ullmann befähigt, aus dem geballten Inhalt einer Stunde die Bilanz eines ganzen Lebens und eines Geschichtsabschnittes zu ziehen. Er läßt in einer Nacht nach seiner Abdankung 1814 Napoleon in einer grandiosen Vision vor den Richter treten. Vorausgeht eine Stunde in Breslau der Erhebung 1813 an Steins Krankenlager, und es folgt eine Stunde aus Metternichs Leben nach seinem Sturze 1848 im Exil in England. Die Zusammenstellung dieser drei Männer gewinnt ihren letzten Sinn, wenn man in Napoleon den Verbrecher gegen seine Zeit, in Metternich den Vertreter eines Systems von gestern und in Stein den Vorläufer lebenverheißender Zukunft sieht.

Eine begeisterte Würdigung des großen Feldherrn ist Gerd Heines „Gneisenau", in der er dieses große Leben aus seinen bescheidenen Anfängen, durch die schweren Spannungen des preußischen Zusammenbruchs, dem heldenhaften Ringen in Kolberg, der Arbeit am Wiederaufbau der Preußischen Armee und dem Sieg seines strategischen Genies über Napoleon lebendige Gegenwart werden läßt. Hier ist im besten Sinne ein Volksbuch von Gneisenau entstanden (Oldenburg, G. Stalling. RM 5,80). In der deutschen Übertragung von Hans Dühring ist das Werk der bekannten französischen Historikers Octave Aubry „Das zweite Kaiserreich" erschienen (Erlenbach-Zürich, E. Rentsch. 16 Bildtafeln). Aubry schöpft auch hier aus Quellen, die noch unerschlossen waren, und gibt den letzten Schlüssel zur problematischen Gestalt Napoleons III. Das Buch hat in der genialen Konzeption seines Verfassers unmittelbare Beziehung zur Gegenwart.

Von einem durchaus ungewöhnlichen Buche, nämlich der von einem Franzosen geschriebenen „Geschichte des deutschen Heeres seit dem Waffenstillstand" ist der erste Band erschienen „Vom Kaiserheer zur Reichswehr" (Berlin, D. Reimer. 5 Kartenskizzen). Der Verfasser J. Benoist-Méchin gehört einer großen französischen Familie an. Im Jahre 1918 wurde er, als er sich als Kriegsfreiwilliger melden wollte, an dem düsteren Karfreitag, dessen Erinnerung in Paris nicht erstorben ist, von einem Granatsplitter eines deutschen Ferngeschützes in der Kirche St. Gervais verwundet. Nach dem Kriege trat er in die Dienste von W. R. Hearst, des großen amerikanischen Zeitungsmagnaten, übernahm später als Chefredakteur die Wochenschrift „L'Europe nouvelle" in enger Verbindung mit dem Quai d'Orsay. Sein Beruf führte ihn in persönliche Berührung mit fast allen Staatsmännern, die in der Nachkriegsgeschichte eine Rolle spielten. Den Plan zu seinem Buch faßte er, als die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland 1936 wieder eingeführt wurde, in der Erkenntnis, daß nach dem Kriege die Geschichte Deutschlands in der Geschichte des deutschen Heeres beschlossen sei. Das Buch hat uns deshalb so viel zu sagen, weil es klar zeigt, daß ein Franzose sich durchaus der großen Aufgabe gewachsen zeigt, ohne Feindseligkeit und Voreingenommenheit in nobler Haltung dem deutschen Geschehen gerecht zu werden. So kann dieses Buch mit ein Baustein werden zu einem besseren Verständnis zwischen den beiden Völkern. Man erwartet mit Spannung den 2. Band. Die deutsche Übersetzung stammt von Hans-Bernd Ebinger, Oberstleutnant a. D. Carl Henke schrieb ein verständnisvolles Vorwort.

Einer der wesentlichsten Beiträge zur Kenntnis des Beginns der französischen Revolution ist die Biographie des in Marseille beim Attentat auf den jugoslawischen König ermordeten Louis Barthou; „Mirabeau" (München, G. D. W. Callwey. 7 Abbildungen. RM 8,50). Barthou läßt die Gestalt Mirabeaus, vielleicht des gewaltigsten französischen Redners aller Zeiten und eines Mannes von ungewöhnlicher Geisteskraft und Charakterstärke, ohne falsche Verhim-

melung in ihrer ganzen Bedeutung erstehen. Das Schicksal wollte es, daß dieser Mann durch einen jähen Tod frühzeitig abberufen wurde, der wohl als Einziger das Schicksal des französischen Volkes anders hätte wenden können, als die blutige Revolution es tat. Das Buch hat nichts zu tun mit der wohlfeilen Geschichtsklitterung in Romanform, sondern ist die Arbeit eines verantwortlich bewußten Mannes von wissenschaftlichem Range. Die deutsche Übersetzung stammt von Ph. Weller.

Die „Liebesbriefe eines alten Kavaliers", die Werner Deetjen herausgibt (Berlin, Alfred Metzner. RM 6,80), sind ein reizvolles Dokument der ausklingenden Romantik in Deutschland. Sie enthalten den Briefwechsel des Fürsten Pückler mit Ada von Treskow. Der Briefwechsel zwischen dem blutjungen Mädchen und dem damals schon 75jährigen begann mit der idealen Forderung, er möge ihr Beichtvater werden, während im Fortgang der greise Kavalier mit seinem jungen Herzen immer mehr in die Gefahr gerät, die Rollen umzukehren und sein Herz an das junge Mädchen zu verlieren. Dieser Briefwechsel ergänzt in sympathischer Weise das Bild Pücklers und seine anderen Bücher. Denn auch hier gibt er, einer der feinsten und geistreichsten deutschen Köpfe, über das persönlich Betonte hinaus ein zutreffendes Bild der geistigen Menschen seiner Zeit und ihrer Situation. — Der Briefwechsel Nikolaus II. mit seiner Mutter, erschien unter dem Titel „Der letzte Zar", mit einer Einleitung von W. von Korostowetz (ebenda. 4 Bilder. RM 6,80) zeigt in rückhaltloser Klarheit die Persönlichkeit dieses unglücklichen letzten Herrschers seines Hauses. Klar tritt seine Beeinflußbarkeit, seine innere Unsicherheit, seine Scheu vor Entscheidungen, aber auch seine Sehnsucht hervor, nur im engsten Familienkreise sein Glück zu finden und zu suchen. Für die Kenntnis seines Wesens und damit auch für die Gründe seines Versagens in der Weltkrise sind diese menschlichen Dokumente unentbehrlich. — Ein böses Kapitel englischer Geschichte behandeln die Aufzeichnungen eines irischen Freiheitskämpfers Ernie O'Malleys: „Rebellen in Irland" (ebenda. RM 8,—). Der Verfasser war führend an den Kämpfen beteiligt, die in Irland in den Jahren 1916—1920 mit einer Wucht und Roheit tobten, von denen man sich kaum eine Vorstellung macht. Wer das Glück gehabt hat, den irischen Patrioten nahezustehen, empfindet gerade in diesem Buch wiederum den heißen Atem der Liebe dieser Menschen zu ihrer grünen Insel und zur Freiheit. O'Malley verschmäht jede Beschönigung und vermeidet jedes Pathos, so entstand ein aufrechtes und ein vornehmes Buch.

„Etwas von mir für meine bekannten und unbekannten Freunde" nennt Rudyard Kipling seine „Erinnerungen" (Zürich, Scientia A. G. RM 5,—). Es ist ein hoher Genuß, die Erinnerung dieses Mannes von seiner frühesten Jugend bis zur Höhe seines Ruhmes zu lesen, denn in echt englischer und echt kiplingscher Art erzählt er in seiner geistigen Souveränität von einem Leben, das zum Bersten mit äußeren und inneren Erlebnissen gefüllt war. Ohne jede Eitelkeit spricht er auch von seinen Versuchen und

BAD EMS
Katarrhe
Asthma
Grippefolgen
★
Golf, Tennis
Wassersport
BAD EMS

Fehlschlägen, immer überlegen und immer stolz, vor allem aber immer der glühende Patriot des britischen Empire.

Einem so klugen, gebildeten und erfahrenen Verleger wie Adolf Spemann wird man besonders gerne lauschen, wenn er „Berufsgeheimnisse und Binsenwahrheiten" aus seinen Erfahrungen auszuplaudern verspricht (Stuttgart, J. Engelhorn). Spemann spricht mit großen Freimut und gelegentlich mit einem sympathischen Temperament. Er ist durchdrungen von der sittlichen Aufgabe, die ein Verleger gegenüber dem Buche hat – was ihn nicht hindert, geschäftstüchtig zu sein. Verleger, Autoren und Bücherkäufer werden mit gleichem Nutzen diese Ausführungen lesen, in denen er vom Buch und seinem Verfasser, vom Dichter und seinem Verleger, vom Buch und seinen Mittlern, vom Buch und seinem Leser und vom Buch in der heutigen Zeit Gescheites und Nachdenkliches zu sagen weiß. Beherzigenswert erscheint uns auch sein lustiges Zwischenspiel „Der Waschzettel".

Professor Dr. J. Iljin, einer der bedeutendsten Gelehrten in der russischen Emigration, gibt in seinem Buche „Ich schaue ins Leben" (Berlin, Furche-Verlag. RM 3,80) eine nachdenkliche Quintessenz seiner Lebenserfahrung, die sich zur Lebensweisheit verdichtet hat. Er weiß, durch Leiden geschult, um den Sinn des Lebens und will mit seinem Ruf zur Besinnung anderen helfen, das Leben tapfer und überlegen zu bestehen. In geistreicher Form spricht er von den Lebenslasten, von den Klagen, den Gefahren, den Charakterproblemen, von der Lebenskunst, rechnet ab mit einigen besonders unerfreulichen Eigenschaften und Erscheinungen, gibt kluge Anweisungen und zeigt einen Weg zum Licht. Viele werden sich eine große innere Bereicherung verschaffen, wenn sie zu diesem nachdenklichen Buche eines reifen Menschen greifen.

Zu den klugen und nachdenklichen Büchern rechnen wir auch die Schrift von Werner Kautzsch „Die Welt, wie sie war und wie sie sein wird" (Beuern, Edelgarten-Verlag), in dem der Verfasser das Problem der Kultur und Rassenfragen behandelt. Er spricht von der nationalen Gesellschaft, vom Volksführer, Rebell, Diktatur, vom Ausgangspunkt des Führergedankens, vom Wesen der Masse, dem Einzelwesen Mensch, von Erbgut und sozialer Ordnung und zeigt das Problem.

Das Muster einer taktvollen Biographie eines Lebenden ist die Schrift von Maximilian Müller-Jabusch, zum 70. Geburtstage des Direktors der Deutschen Bank Oscar Schlitter erschienen. Müller-Jabusch, der die Arbeit und die Bedeutung Schlitters von innen betrachten konnte, wird in zurückhaltenden Strichen der bedeutenden Persönlichkeit gerecht und stellt sie zu gleicher Zeit mitten hinein in die großen Wirtschaftszusammenhänge, die mitzuerkennen und in ihnen sich zu bewähren das unbestrittene Verdienst Schlitters um das deutsche Wirtschaftsleben überhaupt und insonderheit um die Deutsche Bank ist.

Ein eigenartiges Buch ist Walther Kiaulehns „Lesebuch für Lächler" (Berlin, Rowohlt), in denen er „Lehnaus Trostfibel und Gelächterbuch", erschienen vor sechs Jahren, fortsetzt. Man hat damals wissen wollen, daß es diesen Lehnau überhaupt nicht gäbe und er nur eine Maske des Herausgebers sei. Das bestreitet Kiaulehn und hält die Fiktion oder die Tatsache des Herrn Lehnau aufrecht. Sei dem, wie ihm sei – diesen Herrn Lehnau möchte man kennenlernen und sich mit ihm unterhalten. Denn das wird sich zweifellos ebenso lohnen wie die Lektüre dieses ungewöhnlichen Buches, das mit herrlich humorvoller Einbandzeichnung und einer geschmackvoll entworfenen Kassette, beide von Barlog, mit Spitzwegs köstlichem Gemälde „Der Antiquar" erschienen ist. Man soll aber die Anweisung befolgen, es beim Wein und der Zigarre oder im Bett, mit oder ohne Gesellschaft, zu lesen.

Das Buch von Paul Ritter „Afrika spricht zu Dir" kommt zur rechten Stunde, um die Erinnerung an die deutschen Kolonien in Afrika und die deutschen Leistungen in ihnen neu zu beleben. In den Selbsterlebnissen namhafter deutscher Kolonialpioniere, die sich hier zusammengetan haben, wird Afrika lebendige Gegenwart. Das Buch ist ein hohes Lied auf das, was deutsche Menschen drüben geschafft und erstrebt haben (Mühlhausen, Bergwald-Verlag W. Paul. 40 Kunstdrucktafeln. RM 6,80).

Von dem Leben eines Einzelgängers, den die Sehnsucht nach der Ferne aus der deutschen Heimat nach Äthiopien trieb, berichtet Friederike von Krosigk (ebenda. RM 4,80)

Kur - Erholung - Seeluftbäder

Die Sieben Ostfriesischen Inseln sind vielen schon ein Begriff. Dennoch hört man zuweilen erstaunliche Ansichten, so daß es sich doch empfiehlt, einiges Wissenswerte über sie mitzuteilen.

Die Sieben Ostfriesischen Inseln heißen: Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeoog, Spiekeroog, Wangerooge. Es sind Nordseeinseln, von denen jede ihre Eigenarten besitzt, denen gemeinsam aber Sand, Sonne und Seeluft sind.

Sie liegen von der Mündung der Ems bis zur Mündung der Jade, der ostfriesischen Küste vorgelagert.

Man fährt zu ihnen mit der Eisenbahn oder mit dem Kraftwagen bis nach Emden, Norddeich, Neßmersiel, Bensersiel, Neuharlingersiel, Karolinensiel, Wilhelmshaven und dann mit dem Dampfer oder aber man erreicht sie mit dem Flugzeug.

Die in der „Deutschen Rundschau" inserierenden Kuranstalten und Bäder senden unseren Lesern auf Wunsch gern ihre Drucksachen zu.

Dr. Lahmanns Sanatorium „Weißer Hirsch" seit 1888

in Bad Weißer Hirsch-Dresden.

Die klinisch geleitete vorbildliche physikalisch-diätetische Heilanstalt für innere und Nerven-Krankheiten.

7 Fachärzte / Alle neuzeitlichen diagnostischen und therapeutischen Einrichtungen / Auffrischungskuren.

(Im Kurort: Golfplatz, Tennisplätze, Schwimmbad.)
Man verlange Werbeschrift U

Freiburg
SCHWARZWALD

Ein idealer Standort für Schwarzwaldferien. Ausgangspunkt prachtvoller Wanderungen zu Fuß, mit Auto und Omnibus. Die Seilschwebebahn trägt den Gast in wenigen Minuten aus der Behaglichkeit der alten Stadt auf die freie Gipfelhöhe des 1284 m hohen Schauinslandes.

Das Gesetz der Ruhepause

Der Dichter Tolstoj bekannte von sich: „März und April sind für mich die besten Arbeitsmonate" — wohingegen der Herbst seine schöpferische Kraft zu hemmen pflegte. Man braucht nicht Dichter zu sein, um zu wissen, daß jeder Mensch dem unerbittlichen Gesetz der schöpferischen Ruhepause unterliegt. Eine Arbeitspause im Herbst kommt dem Winter zugute, der mehr von uns verlangt. Mit der Arbeitspause allein ist es aber nicht getan: man muß sie in einem Kurort nützen, der im Herbst noch aus dem Vollen schöpft: Erholung im Herbst verbürgt

das Weltbad BADEN-BADEN

Heilbad im Schwarzwald

Thermen gegen Rheuma, Gicht und Katarrhe
Spielbank: Roulette, Bakkara, Klondyke
Bäder- und Kurverwaltung Baden-Baden, Anstalt des öffentlichen Rechts

„Ein Weizenkorn fliegt gegen den Wind". Es ist die Lebensgeschichte Eduard Zanders, der Anfang des vorigen Jahrhunderts, als Sohn eines Landarbeiters in Anhalt geboren, nach Afrika ging, dort durch eigne Kraft ohne alle Hilfsmittel seinen Weg an den Hof des Fürsten von Tigré fand und hier der allmächtige Berater wurde. Kaiser Theodor, der Abessinien einte, ernannte ihn zu seinem höchsten Würdenträger, und er diente ihm mit Erfolg als diplomatischer Berater. Ihn beseelte ein echtes Ethos, und er setzte sein Leben und seine Kraft daran, dem Lande eine wirkliche Kultur zu bringen.

Paul Distelbarth, dessen Buch „Lebendiges Frankreich" noch immer das beste deutsche Zeugnis für Frankreich ist, hat seine ausgezeichnete Arbeit durch ein neues Buch fortgesetzt „Neues Werden in Frankreich" (Stuttgart, Ernst Klett, RM 5,80). Nach einer klar und überzeugend geschriebenen Einführung läßt er Franzosen über das sprechen, welche Kräfte in Frankreich entscheidend an einer Neuformung arbeiten. Das Buch ist gegliedert in die Abschnitte „Persönlichkeiten", in dem Lautey, Dujardin, Barrès, Piguy, Alain, Duhamel und Jules Romains sprechen, zweitens „Gruppen" unter besonderer Berücksichtigung ihrer maßgebenden Organe, Zeitungen und Zeitschriften, drittens „Die katholischen Kirchen" und viertens „Die protestantischen Kirchen". Auch dieses Buch ist wiederum ein wesenhafter Beitrag, uns Deutschen das richtige Verständnis für Frankreich zu vermitteln. — Im gleichen Verlage erschien die Übersetzung des Buches von Henry Bidou „Paris" (19 Bildtafeln. Deutsche Übersetzung von Oskar Weitzmann. RM 7,50). Bidou schreibt in außerordentlich reizvoller Weise die Biographie des lebendigen Wesens Paris, wie es wurde, warum es so wurde und wie es heute ist. Es ist ein Führer durch Paris für Menschen, die mehr von dieser einzigen Stadt wissen möchten als nur die Außenhaut zeigt. — Das Buch von Charles Bugnet „Drei Diktaturen" (Berlin, Gustav Kiepenheuer. 8 Bilder. RM 8,50) ist einer der wichtigsten Beiträge zur Kriegsgeschichte in Frankreich. Es schildert den Kampf um die Kriegführung in den Jahren 1914—1918. Gestützt auf eingehende Materialkenntnis und in vorbildlicher Klarheit werden hier die inneren Vorgänge geschildert, von denen die deutsche Heeresleitung nicht genügende Kenntnis hatte. Bugnet verschweigt nichts, und so ergibt sich auch hier die kraftvolle eindeutige Lehre, daß in Zeiten der Gefahr nur die überlegene Persönlichkeit ein Volk zum Durchhalten und zur letzten Leistung emporreißen kann. Die deutsche Übertragung stammt von Doris Langhammer, Oberst a. D. Schwertfeger schrieb ein Vorwort.

Walther Bargansky läßt in seinem Buche „Der Sinn der englischen Festlandspolitik" (München, C. H. Beck) große englische Staatsmänner mit eignen Äußerungen diesen Sinn erläutern. Nach einer sachlichen und klaren Einführung werden aus den Reden und Schriften von William Pitt dem Älteren, Burke, Pitt dem Jüngeren, Castlereagh, Canning, Palmerstone, Disraeli, Gladstone, Salisbury, Grey, Austen und Neville Chamberlain überzeugende Abschnitte gegeben, die die verschiedenen Möglichkeiten, nach denen England seine Festlandspolitik ausrichtete und ausrichtet, zu lebendiger Anschauung bringen. — Ein ausgezeichnetes und interessantes Buch ist die Zusammenfassung „Der englische Geist", herausgegeben von Hans Bütow, in dem Meister des Essays aus England zu Worte kommen (Berlin, Karl Rauch). Dieses Buch ist das willkommene Gegenstück zu Gustav R. Hockes Werk „Der französische Geist", das hier schon gewürdigt wurde. Nach einer Einführung über englische Essaykunst kommen von Francis Bacon bis Rupert Brooke die großen Meister englischer Sprache zur Erscheinung. Auch hier steht dankenswerterweise die deutsche Übersetzung dem englischen Originaltext gegenüber. Das Buch ist eine unschätzbare Fundgrube zur Erkenntnis des wahren Wesens des englischen Geistes. — Irene Seligo zeichnet in ihrem Buche „Zwischen Traum und Tag" (Frankfurt, Societäts-Verlag) englische Profile von Chaucer bis E. D. Lawrence. Das Buch ist in ansprechender Lebendigkeit geschrieben und gleichfalls als Quellenmaterial ausgezeichnet.

Paul Breitenkamp schildert unter dem Titel „Künder deutscher Einheit" das Leben Ernst Moritz Arndts (Berlin, Haude & Spener). Mit starkem innerem Beteiligtsein stellt er Arndt als deutschen Kämpfer und Propheten hin und arbeitet

12–14 Millionen Deutsche lesen Bücher

Alle kaufen und schenken

J. D. Chamier

Ein Fabeltier unserer Zeit

Glanz u. Tragödie Kaiser Wilhelms II.

403 Seiten. Broschiert 5.75 RM, Leinen 7.50 RM
31.–42. Tsd. März 1938. 43.–60. Tsd. Oktober 1938

Reichsverband Deutscher Offiziere, Berlin: „Ein Engländer unternimmt es, in diesem interessanten, sehr lesenswerten Buche die Zusammenhänge der deutschen Politik von der Zeit Bismarcks bis zum Ende des Weltkrieges mit gesundem Urteil darzulegen."

Berliner Monatshefte: „Ein Buch von Geist, Kenntnissen und literarischem Talent . . ."

Nation und Staat, Wien: „Von besonderem Interesse ist die glänzende Schilderung des Verhältnisses zwischen dem grimmigen gekränkten alten Löwen Bismarck und dem romantischen Einhorn Kaiser Wilhelm. Es ist eine Schilderung, in welcher Kaiser Wilhelm rein menschlich genommen besser davonkommt als der gewaltige Kanzler und Schöpfer des Deutschen Reiches. Ausgezeichnet auch die Darstellung des Wechselspiels zwischen dem Kaiser und Bülow. Chamier ist der Ansicht, daß Bülow zwar der weitaus Schlauere, der weitaus Glattere und Gewandtere war, daß aber dem Kaiser weit mehr unverdorbener natürlicher Verstand und wahrhaft staatsmännischer Blick eignete . . . Auf jeden Fall ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Jahrhundertwende."

Gelbe Hefte, München: „Chamiers Buch ist ein Versuch von so hoher Warte aus und von so unbedingtem Gerechtigkeitscharakter, daß auch Gegner des Kaisers daran nicht vorbeigehen können."

Amalthea-Verlag / Wien 50

Kämpfe für den Sozialismus der Tat – als Mitglied in der NS.-Volkswohlfahrt

BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Dem vorliegenden Heft unserer Monatsschrift sind zwei Prospekte:

„Das gute Buch für Sommer und Ferienzeit" und „Einladung zur Subskription auf die Gesamtausgabe der Werke von E. G. Kolbenheyer"

vom Verlag Albert Langen – Georg Müller, München 19, Hubertusstraße 27, beigefügt, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

Wir suchen für unser Archiv

von der „Deutschen Rundschau" die Jahrgänge 1914–1936, ferner Heft 12 vom September 1937.

Mitteilungen erbeten an

Hauptarchiv der NSDAP., Abt. IV B, München 33, Barerstraße 15

seine einmalige Bedeutung für die innere Entwicklung und Festigung des deutschen Volkes klar heraus. Arndts Erkenntnis von der Wichtigkeit des Bauernstandes, von der inneren wie auch der außenpolitischen Gefahrenlage des Reiches hat Gegenwartsnähe. Dieses neue Bild Ernst Moritz Arndts ist ein ehrliches Buch und eine saubere deutsche Leistung.

Als Nummer 1 der „Großdeutschen Schriften" (Frankfurt am Main, Vittorio Klostermann) ist Paul Wentzckes Arbeit erschienen „Hoheitszeichen und Farben des Reiches" (18 Abbildungen. RM 4,80). Hier ergreift ein wirklich Berufener das Wort, denn Wentzckes erste Schrift „Die deutschen Farben, ihre Entwicklung und ihre Deutung, sowie ihre Stellung in der deutschen Geschichte" vom Jahre 1927, heute vergriffen, ist unvergessen. Hier ist musterhafte historische Arbeit geleistet von höchstem wissenschaftlichem Rang. Das Buch gliedert sich in „Die Farben des alten Reiches", „Die deutschen Farben des 19. und 20. Jahrhunderts", die in verschiedenen, chronologisch gegliederten Unterabschnitten behandelt werden.

Ein bedeutsamer Beitrag zu unserer Kenntnis vom Leben der Ameisen ist das Buch von Eugène N. Marais „Die Seele der weißen Ameise" (Berlin, F. A. Herbig). Das Buch, dessen Original in Afrikanas geschrieben ist, wurde nach der englischen Übersetzung durch Margarete von der Groeben ins Deutsche übertragen. Eine kurze Biographie des jüngst, viel zu früh verstorbenen Marais von der Hand seines Sohnes ist dem Buche vorangestellt. Dieses Buch ist in seinem Erkenntniswert schlechterdings unübertrefflich. Marais gehört zu den größten Naturforschern aller Zeiten. Er versteht es, die Ergebnisse eines streng wissenschaftlichen, sehr geduldigen und langjährigen Studiums in einer so fesselnden Form vorzutragen, daß man das Buch kaum aus der Hand legen mag, bis man die letzte Seite gelesen hat. Wie bei jeder echten wissenschaftlichen Erkenntnis ergeben sich auch hier aus dem Leben der Insekten Schlußfolgerungen für das menschliche Getriebe.

„Die Geschichte der Bank von England von ihrer Gründung im Jahre 1694 bis heute" von William Dodgson Bowman ist in deutscher Übersetzung erschienen (Basel, B. Schwabe. 8 Abb. RM 6,—). Hier wird weit mehr gegeben als die Geschichte eines Instituts, dessen unbedingte Zuverlässigkeit in der ganzen Welt heute wie je als vorbildlich für solide ehrbare Geschäftsführung und gleicherweise für großzügigen Weitblick zu gelten hat. Entstanden ist die Bank bekanntlich, weil Wilhelm III. von Oranien und die Kriegspartei sich von den Instanzen unabhängig machen wollten, die verfassungsmäßig die Mittel zur Kriegführung zu bewilligen hatten und sie versagten. Die Bank erhielt das Notenausgaberecht und hatte dafür dem König immer neue Anleihen zu bewilligen. Das rentierte sich für die Inhaber der Bank, und so blieb man bewilligungsfreudig. Bald rührten sich die Gegenkräfte, das Parlament und die Goldschmiede, in heftigem Kampfe, der mit einem Kompromiß unter Schaffung verfassungsrechtlicher Grundlagen für die Bank von England endete. Die Geschichte der Bank von England ist notwendigerweise die politische Geschichte Englands, und der kundige Verfasser gibt in diesem klar und lebendig geschriebenen Buche ein gut Stück englischer Geschichte und der sie bestimmenden Hintergründe. Ein sehr instruktives und unterhaltsames Kapitel ist das über die Bankverbrechen, die zum Teil nur lose mit der Geschichte der Bank von England zusammenhängen.

Zum Fünfjahrestage der staatlichen Vereinigung der beiden Mecklenburg ist ein Standardwerk über das Land erschienen: „Mecklenburg. Ein deutsches Land im Wandel der Zeit." Als Herausgeber zeichnet im Auftrag des mecklenburgischen Staatsministeriums Dr. Ernst Schultz (Rostock, C. Hinstorff. 368 Abb., 24 Karten und Pläne. RM 5,—). In diesem ausgezeichnet ausgestatteten und in der Verbindung von Text und Bild vorbildlichen Buche sind die besten Kenner des Landes und seiner Menschen zu einer einheitlichen Zusammenarbeit vereint worden. In fünf großen Abschnitten ersteht ein erschöpfendes Bild dieser deutschen Landschaft in Geschichte und Gegenwart: das Land; die Geschichte; die Kultur; der Mensch; das Werk. Neben Fachleuten auf allen Einzelgebieten arbeitet hier eine Reihe von Professoren der Landesuniversität, so die Professoren Otto Jessen, Kurd v. Bülow, Wilhelm

Sorglos reisen!

Auszahlungen der Postreiseschecke an den Postschaltern, bei den Bahnhofswechselstuben sowie auf den Flugplätzen und bei den Reisebüros der Deutschen Lufthansa A.G.

Abhebungen vom Postsparbuch bei 80000 Amtern und Amtsstellen des Postsparkassendienstes.

Postreiseschecke und Postsparbuch machen die Mitführung größerer Barmittel auf Reisen entbehrlich. Sie dürfen ohne besondere Genehmigung bei Reisen ins Ausland mitgenommen werden. Bei der Rückkehr ins Reich haben die Reisenden dann die Möglichkeit, sich durch Abhebung aus ihrem Postreisescheckheft oder Postsparbuch bei dem nächsten Postamt sogleich wieder mit deutschem Bargeld zu versorgen.

Bestellungen nimmt jedes Postamt entgegen.

Deutsche Reichspost

Der Jubiläums-Brehm

Das große Tierbuch der Deutschen

In blauem Leinen mit Goldpressung • Fast 5000 Seiten Umfang • Mit 360 Bildtafeln und 64 Tafeln in Vierfarbendruck • Großes, handliches Format • In schöner, haltbarer Kassette

8 Bände nur noch RM. 30.-

Der Einzelband RM. 3.90. Alle 8 Bände in Halbleder und Kassette RM. 50.—. Der Einzelband in Halbleder RM. 7.—.

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

Ule, Paul Schulze, Oscar Gehrig, Wolfgang Golther, Erich Schenk und andere. Auf jede mögliche Frage ist die sachkundige Antwort in dem Buche vorweggenommen, und das Ganze bietet ein erfreuliches Bild sachlicher Zusammenarbeit und klarer Zielsetzung zur Würdigung der eigenen Heimat.

Neues aus der Universal-Bibliothek

Ihrem Bestreben entsprechend, dem alten Gut, das Reclams Universal-Bibliothek dem deutschen Volke bewahrt und zugänglich macht, bestes Blut der Gegenwart zuzuführen, erscheinen jetzt unter den neuen Bändchen Rudolf G. Binding und Hans Grimm. Aus Rudolf G. Bindings Autobiographie „Erlebtes Leben" sind hier unter dem Titel „Unvergessene Erinnerung" die Abschnitte: „Früheste Jugendjahre", „Student in Tübingen", „Einjährigfreiwilliger", „Leichenbegängnis Wilhelms I.", „Griechische Reise" und „Krieg" vereinigt. Das Nachwort schrieb Paul Alverdes. — Aus Hans Grimms Schaffen ist die Erzählung „Als Grete aufhörte ein Kind zu sein" aus den „Südafrikanischen Novellen", 1913 erschienen, aufgenommen. Das Nachwort schrieb Fritz Enders. Diese Erzählung spielt im Jahre 1903 beim Beginn des Aufstandes der Bondelzwarts in Deutsch-Südwest und gibt mit der ganzen eindringlichen Kraft von Hans Grimm ein Bild deutschen kolonialen Lebens in seinem Versagen und seinem Bewähren: der Herr von Troyna steht in Gefahr, nach dem Tode seiner Frau sich an ein Halbblut zu verlieren. Sein tapferes Mädel, die Tochter, schafft Ordnung und scheut selbst den harten Weg nicht, die Bedrohung durch das Halbblutmädchen und seinen Bruder, der auch ihr eine gewisse Gefahr bedeutet, mit Schüssen aus dem Browning zu enden. — An diese beiden Großen schließen sich Erzählungen des Flamen Ernest Claes „Die Dorfmusik" in der deutschen Übertragung, mit einer autobiographischen Skizze und einem Nachwort von Peter Mertens. Dieses Prachtstück flämischen Humors ist geschmückt mit Holzschnitten von Paul Dietrich, während Franz Gaudek zu dem kleinen Roman eines heiteren Tages „Der Siebenpunkt oder die Reise ins Elbsandsteingebirge" von Kurt Arnold Findeisen Zeichnungen beisteuerte. Die Erzählung „Eines Menschen Sohn" von Gertrud Fussenegger zieren Fritz Richters Holzschnitte. Auch die „Alpennovelle" von Hans Deißinger hat vollen Anspruch auf den ihr gewährten Platz. Das Nachwort schrieb Adalbert Schmidt. — Eine ausgezeichnete Auswahl „Deutscher Balladen", in denen auch viele Dichter unserer Tage, darunter bevorzugt volksdeutsche von draußen, vertreten sind, traf Franz Karl Ginzkey in einem Doppelbändchen. Eine Wanderung durchs „Sudetenland" und das deutsche Prag, seine Landschaft, seine Kultur und seine Geschichte schildert anschaulich Gottfried Rothacker. Eine Würdigung von „Carl Peters", dem Begründer von Deutsch-Ostafrika, schrieb Hermann Böhme. (Preis jedes Bändchen RM. 0.35.) Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Willy Andreas, Heidelberg — Oberstudiendirektor Dr. Hermann Binder, Stuttgart — Dr. Paul Ortwin Rave, Potsdam — Dr. Karl Holzamer, Köln — Dr. Bruno E. Werner, Berlin — Arnold Ulitz, Breslau

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig • DA. I. Vj. 1939: 3737 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

RUDOLF PECHEL

Pourquoi la guerre?

Die Frage, die auf den Lippen von Millionen von Menschen liegt, untersucht unter dem gleichen Titel, den dieser Aufsatz trägt, der Präsident der Columbia-University in New York, Nicholas Murray Butler, der zugleich Präsident der Carnegie-Stiftung für den Internationalen Frieden ist, im Juliheft der Zeitschrift dieser Stiftung, „L'Esprit International", vom Standpunkt höchster Moral aus.

Nicholas Murray Butler stellt in seinem Aufsatz fest, daß alle Menschen, die die Meinung in allen Ländern leiten, alle hervorragenden Vertreter der Literatur, der Wissenschaft und der schönen Künste einstimmig verkünden, daß nationaler und internationaler Wohlstand, ja die Zivilisation selbst auf keiner anderen Basis begründet sein können als auf der des Weltfriedens. Er fragt, warum dann in unserer Zeit als Antwort auf alle diese Glaubensbekenntnisse die Regierungen aller Völker, großer wie kleiner, so ungeheure Ausgaben aus den Ersparnissen ihrer Völker machen, um ungeheure und verderbliche Aufrüstungen durchzuführen, deren einziges Ziel die schnelle Vernichtung des menschlichen Lebens ist. Er weist den Einwand zurück, daß alle diese Rüstungen lediglich der nationalen Verteidigung dienten und niemals zum Angriff gegen eine andere Nation bestimmt seien.

Mit Bitterkeit stellt er fest, daß diese Situation von unwiderstehlicher Komik sein würde, wenn sie nicht so fürchterlich tragisch wäre. „Il est clair qu'il y a eu et qu'il y a encore rupture complète entre la conviction morale, les principes moraux et tout ce qui touche aux politiques et aux relations internationales. La vérité est que ni les hommes ni les gouvernements ne pensent un mot de ce qu'ils disent." Butler spricht keine Regierung irgendeines Landes von dieser Sünde frei. Infolge dieser moralischen Verwirrung existieren die normalen Verbindungen zwischen den Völkern nicht mehr. Es herrscht eine babylonische Sprachverwirrung gerade in den Begriffen, nach denen eine Gemeinsamkeit sich ausrichten könnte. Alle Völker wollen den Frieden und den Wohlstand, und trotzdem rüsten alle fieberhaft auf.

Er weist mit Schärfe die Ansicht zurück, daß unter den gegenwärtigen Bedingungen ein kommender Krieg etwas anderes sein könne als ein Weltkrieg. Er verneint die Möglichkeit der Neutralität irgendeines Landes, weil kein Volk heute sich als losgelöst von dem Rest der Welt betrachten dürfe.

Butler glaubt, daß die erste Notwendigkeit von heute das Einschlagen einer Richtung ist, die basiert auf einem moralischen Prinzip und sich auf ein hohes moralisches Ziel richtet. Es bedürfe einer Geisteshaltung, die klar begreift, daß es nur ein Mittel gibt, den Krieg zu vermeiden: die Kriegsursachen zu beseitigen, d. h. die Rückkehr zu internationaler Zusammenarbeit und internationaler Anstrengung zu gleicher Zeit in den internationalen Beziehungen, in der Festigung

der Währungen, in den Möglichkeiten und Problemen sozialer und politischer Art. Butler ist der Ansicht, daß die Antwort, von welchem Gesichtspunkt auch immer man an die Frage herantritt, ob es unvermeidlich sei, daß der Zustand der „drohenden Kriegsgefahr", der in einigen Ländern Europas herrscht, sich zum wirklichen Kriege verschärfen müsse – immer ein glattes Nein sein müsse. Es gebe keinen zureichenden Grund, der irgendeine Regierung zu einem Handeln legitimieren könne, das in seiner Folge den Weltkrieg auslösen müßte.

*

Unter den vorhandenen Kriegsgründen, die zu beseitigen wären, um den Frieden der Welt zu retten, spielt die Frage der Rohstoffe eine wichtige Rolle. Dieses Problem untersucht, ohne es in unmittelbare Beziehung zu der von Butler gestellten Frage zu setzen, Walther Pahl in seinem gründlichen Buche „Weltkampf um Rohstoffe" (Leipzig, Wilhelm Goldmann).

Walther Pahl zeigt, wie die Rohstoffe zu politischen und militärischen Machtfaktoren ersten Ranges und entscheidenden Triebkräften des weltpolitischen Ringens geworden sind. Durch ihre ungleiche Verteilung und unrationelle Verwaltung aber sind sie heute Störungsmomente gefährlicher Größenordnung. Der natürliche Blutkreislauf in der internationalen Rohstoffwirtschaft ist empfindlich gestört, der Ausgleichsmechanismus zwischen Haben und Geben versagt völlig; es ist keine Ordnung mehr vorhanden, nach der die einzelnen Glieder der Weltwirtschaft die ihnen bestimmten Funktionen im Dienste des Ganzen ausüben. Die zum Dienen bestimmten Stoffe sind zu bösartigen Kampfmitteln geworden. Es wird von den Besitzenden Raubbau an Gütern getrieben, die der ganzen Menschheit gehören und für die Bedürfnisse der Welt ausreichen. Ihre Erzeugung wird ohne Rücksicht auf die Interessen der Gesamtheit forciert oder gedrosselt, je nach Belieben derjenigen, die über sie verfügen können. Selbst vor der willkürlichen Vernichtung großer Werte scheut man sich nicht, nur um zum Nutzen weniger die Preise zu halten; ein abscheuliches Verbrechen, da in dieser besten aller Welten in den Ländern der Nicht-Besitzenden Mangel an den zerstörten Gütern herrscht. Wegen dieser Lage sind viele Länder zu dem Versuch gezwungen, sich durch Ersatzstofferzeugung aus der Weltwirtschaft weitgehend auszuschalten. Diese Folge alter wird nun die Ursache neuer Fehler. Es ist Sand in die Räder gekommen, der Mechanismus der Weltwirtschaft funktioniert nicht mehr. Ein Leerlauf der industriellen und kriegswirtschaftlichen Produktion aus Mangel an Rohstoffen muß unwiderruflich mit der wirtschaftlichen und politischen Katastrophe der betroffenen Staaten enden.

Ein Krieg kann dieses Problem nicht lösen, sondern nur verschärfen, denn nach ihm würde die Frage gerechter Verteilung nur in noch härterer Form und unter schwierigeren Bedingungen erneut aufgeworfen werden und wird die Welt nicht zur Ruhe kommen lassen, bis sie gelöst ist. Das anzusteuernde Ziel ist nach Pahls Ansicht: durch Großraumwirtschaft das Gleichgewicht zwischen Rohstoff-, Agrar- und Industrieproduktion herzustellen. Ein Ziel, das nur durch gemeinsame Anstrengungen aller Völker zu erreichen ist.

*

Aber die ungerechte Verteilung der Güter dieser Welt ist durchaus nicht allein die Ursache der Weltunruhe. Die Krankheit der Menschheit ist eine moralische.

Auf die Frage, was geschehen könnte, um den Frieden zu retten, zeigt Butler als den ihm einzig möglich erscheinenden Weg die Rückkehr zu einem Vorschlag, den der Kongreß der Vereinigten Staaten mit Einstimmigkeit im Senat wie in dem Abgeordnetenhaus im Juni 1910 angenommen hat. In ihm wurde der Präsident der Vereinigten Staaten aufgefordert, eine Weltkonferenz einzuberufen zur Aufrechterhaltung und Stärkung des Friedens unter Garantierung der internationalen Sicherheit durch die vereinigten Flotten der Welt.

Die Widerstände gegen eine solche Konferenz sind bekannt. Seit 1910 ist die Möglichkeit solcher Konferenzen erprobt worden und hat die Probe nicht bestanden. Die Voraussetzungen, unter denen eine solche Konferenz von Erfolg sein könnte, müßten andere sein als die bisher versuchten. Ohne die Grundlage des Vertrauens kann keine Konferenz fruchtbare Arbeit leisten. Das Vertrauen fehlt auf allen Seiten. So schließt sich der circulus vitiosus. 1910 war die Weltatmosphäre eine andere als heute, und die Skepsis gegenüber praktisch möglichen Erfolgen der Konferenz ist überall groß. Aber da bei einem Weltkrieg niemand etwas gewinnen, aber alle alles verlieren können, sollte doch der Versuch gemacht werden, die Frage der Voraussetzungen einer fruchtbaren Weltkonferenz, wenn sie nicht überhaupt schon zu den Mitteln von gestern gehört, sehr nüchtern zu prüfen, ohne jede Voreingenommenheit. In der ganzen Welt wird jedenfalls diese Frage lebhaft erörtert.

*

In Frankreich und Deutschland, und wahrscheinlich auch in anderen Ländern, läuft gegenwärtig ein französischer Film: „Alarm im Mittelmeer". In diesem Film von einer wohltuend noblen und anständigen menschlichen Haltung arbeiten auf Grund eines internationalen Statuts französische, englische und deutsche Seeleute zusammen gegen internationales Verbrechertum. Die Matrosen der drei Nationen, von ihren Kommandanten dringend zu Wohlverhalten an Land ermahnt, vertragen sich herrlich miteinander, bis doch eine Prügelei — nicht durch ihre Schuld — ausbricht, bei der der Arzt des Schiffes mit verbotener Giftgasladung von den Verbrechern ermordet wird, weil er in der Trunkenheit das Geheimnis verraten hat. Als angebliche Täter werden französische, englische, deutsche Matrosen verhaftet. Die gottgewollten Gegensätze zwischen den einzelnen Völkern werden auch hier in dem selbstverständlichen Eintreten eines jeden Offiziers für die Mannschaft seines Schiffes offenbar und führen zu vorübergehender Trübung des guten Einvernehmens. Das ist aber im selben Augenblick wieder hergestellt, als es den gemeinsamen Einsatz aller gilt gegen eine alle bedrohende Gefahr. Der echte Mann kann jederzeit einen Irrtum zugeben, ohne sich etwas zu vergeben. Diese drei Vertreter ihrer Völker, der englische, der französische und der deutsche Kommandant, überwinden nationale Verstimmungen in dem Augenblicke, als es um Höheres geht und als die höhere Gemeinschaft der Völker durch Verbrecher gefährdet ist. Wenn man im Film diese drei untadeligen Offiziere auf der Brücke des französischen Zerstörers sieht, wie sie die Giftschwaden

des furchtbaren Kampfgases, das der Verbrecher bei der Verlegung jedes Auswegs für ihn in Tätigkeit setzt, durchbrechen, um unter eignem Lebenseinsatz das Leben von Zivilisten zu retten, so erinnert man sich unwillkürlich des vergessenen, jetzt von Butler wieder aufgenommenen Vorschlages einer Zusammenarbeit der vereinigten Flotten der ganzen Welt zur Sicherung der Menschheit vor dem Kriege.

*

Vielleicht könnte eine Weltkonferenz dann Erfolg haben, wenn auf ihr die Kriegsteilnehmer aller Völker zusammenkämen, und niemand außer ihnen, und wenn von ihr diejenigen ferngehalten würden, die ihre Unfähigkeit zu einer Lösung auf dem Verhandlungswege schon unter Beweis gestellt haben. Wenn Männer — so frei von Furcht vor dem Kriege wie von Neigung zu gewaltsamen Lösungen — miteinander sprächen, die höchste Verantwortung fühlen auch gegenüber dem Wort, dessen Mißbrauch sie verachten, weil sie seine Kraft nicht abschwächen lassen wollen für den Augenblick, in dem das Wort als Befehl letzten Einsatz verlangt, die niemals aus einer ethischen Haltung heraus eine Beschimpfung des Gegners dulden, weil sie sich gegen die beschimpfenden Maulhelden und ihr eignes Volk wenden muß — wie die Kommandanten im Verhör ihren Leuten jede Verdächtigung oder Beschimpfung der anderen Matrosen verbieten, obgleich es um ihren Hals geht. Männer ohne verblasenen Idealismus, aber voll nüchternen Wirklichkeitssinnes, die wissen, daß es eine Patentlösung für eine ewige Harmonie zwischen den Völkern nicht gibt, weil nach den Gesetzen des Lebens eine einmal erreichte bald durch neue Probleme gefährdet werden muß — die aber auch eine vorläufige Lösung anstreben, weil man bei gutem Willen in ruhiger Gelassenheit auch neuer Konflikte immer wieder Herr werden kann. Männer, die auch zu Opfern eigner Interessen bereit sind, wenn eine völlig verfahrene Angelegenheit nur dann noch friedlich sich lösen läßt, wenn man sie unter eine höhere Ordnung als die bisher gültige stellt.

*

Ist in der Welt von heute eine Zusammenarbeit der Völker nur auf der Leinwand möglich? Dann ist zu befürchten, daß einst eine furchtbare Antwort von verzweifelten Herzen erteilt wird auf die Frage, die heute noch eine F r a g e ist: warum Krieg?

MEINULF KÜSTERS

Siedlungsmöglichkeiten im ehemaligen Deutsch-Ostafrika

Das ehemalige Deutsch-Ostafrika hat von den früheren Kolonien eine besondere Stellung in der Wertung des deutschen Volkes behalten. Es ist mit Blut bis zum Schluß des Krieges glorreich verteidigt worden, die Bücher über Ostafrika sind geistiger Besitz vieler Deutscher geworden, und daher ist es nicht zu verwundern, daß viele den Weg nach Ostafrika zurückfanden, sobald die durch den Versailler Vertrag aufgerichteten Schranken etwas beseitigt waren. Seit dem Jahre 1925, als die Einwanderungsklausel gefallen war, sind nicht weniger als zweitausend Deutsche wieder im Tanganjikagebiet ansässig geworden. Manche haben drüben ihr Glück gemacht, viele sind trotz gewaltiger Anstrengungen nicht zu einer neuen Heimat gekommen. Erfolg und Mißerfolg standen über dem Auswanderer. Wie sind die Bedingungen heute für den Einwanderer?

Die Größe des Landes, rund eine Million Quadratkilometer, und seine Bewohnerzahl von nur sieben Millionen bieten dem Einwanderer genügend Raum zur Siedlung. Die klimatischen Verhältnisse sind an der Küste absolut tropisch, haben aber dank der ärztlichen Prophylaxe so viel von ihrer früheren Gefahr verloren, daß man unbesorgt mehrere Jahre sich dort aufhalten kann. In den Hochländern am Kilimandscharo, dem bevorzugten Siedlungsgebiet, sowie in Uhehe und Ubena sind die Temperaturen dank der hohen Lage verhältnismäßig leicht zu ertragen, die Malaria hat stark abgenommen, ja in den Trockenmonaten ist das Land dort malariafrei. Wenn man auch nicht, trotz der niederen Temperatur, von europäischen Verhältnissen sprechen kann — der hohe Sonnenstand hat immer seine nachteiligen Wirkungen für den Europäer — so ist doch eine Besiedlungsmöglichkeit für uns absolut zu bejahen. Arbeitsmöglichkeiten gibt es viele, der Export Tanganjikas beträgt an die fünf Millionen Pfund Sterling im Jahr und setzt sich zusammen aus den Landesprodukten: Sisal, Kopra, Erdnüsse, Baumwolle, Kaffee, Tabak, Tee und Häuten, sowie aus den Mineralien, unter denen jetzt Gold und Halbedelsteine eine bedeutende Rolle spielen. Durch die Erschließung der Lupagoldfelder, die im Anfang von einzelnen Goldgräbern ohne Kapital in Angriff genommen wurde, jetzt von der de Beer's Diamant Company mit einem gewaltigen Betriebskapital (hundert Millionen Pfund Sterling) systematisch durchgeführt wird, hat man, wie die „Tanganjika Zeitung" berichtet, das zweitergiebigste Goldfeld Afrikas angeschnitten. Die monatliche Ausbeute beträgt bereits weit über eine Million Pfund Sterling. Ganz Tanganjikaland ist fruchtbares Gebiet, nirgendwo findet sich ein ausgesprochener Wüstenstrich. Die bisher von Europäern besiedelten Gebiete haben entweder eine Eisenbahn, die heute nicht nur den Tanganjikasee mit dem Indischen Ozean verbindet, sondern auch den Anschluß an den Viktoriasee

erhalten hat, und außerdem sind über zwanzigtausend Kilometer Autostraßen gebaut worden, die, wenn auch ohne Unterbau und zum Teil nur in der Trockenzeit zu befahren, dennoch eine bedeutende Verkehrserleichterung darstellen.

Das Land an sich bietet also dem strebsamen Einwanderer viele Möglichkeiten. Politisch sind die Einwanderungsbedingungen nicht sehr schwer. Die Regierung verlangt, daß der Einwanderer ein gewisses Kapital mitbringt. Außerdem muß er bei der Einreise tausend Reichsmark hinterlegen pro Person, damit für den Fall, daß er erfolglos arbeitet, seine Rückreise gesichert ist. Irgendwelche Schwierigkeiten aus nationalen Gründen werden nicht gemacht. Jeder Europäer, gleich welcher Nation er angehört, kann unter gleichen Bedingungen sich im Mandatsgebiet niederlassen. Leider gilt diese Erlaubnis auch für die Inder. Weil im Kampf gegen die deutsche Schutztruppe auch indische Regimenter mitgekämpft haben, hat man den Indern das Bürgerrecht in Ostafrika zugestanden und sie auf gleiche Stufe mit den Europäern gestellt. Sie sind also berechtigt, Land zu erwerben und Geschäfte zu betreiben, und haben eine Vertretung bei der Regierung. Dadurch, daß unmittelbar nach dem Friedensschluß die Deutschen von der Rückkehr ausgeschlossen waren, daß obendrein das frühere deutsche Eigentum von der Mandatsregierung beschlagnahmt und als Ex-enemy's property versteigert und schließlich das Gesetz erlassen wurde, daß in Zukunft das Land den Schwarzen als Eigentum angehört und von der Regierung an Fremde nicht mehr verkauft, sondern nur auf neunundneunzig Jahre verpachtet werden kann, sind die Inder und diejenigen Europäer, die vor 1925 nach Ostafrika kamen, natürlich weit günstiger gestellt. Sie haben ihren Besitz als wirkliches Eigentum.

Eine weitere Folge war, daß deutsche Siedler zwar unter Umständen ihr altes Eigentum zurückerwerben konnten, es aber dann teuer bezahlen mußten und so wirtschaftlich eine Last zu tragen haben, die sich sehr hart auswirkt, oder aber daß sie ganz neu beginnen mußten und den bereits kultivierten Farmen gegenüber stark ins Hintertreffen geraten sind. Sisal, der augenblicklich siebenunddreißig Prozent des Exportes ausmacht, wird zum Großteil auf Farmen gebaut, die entweder in indischen Händen sind oder einer englisch-schweizerischen Gesellschaft gehören. Wenn wir bedenken, daß der Inder Karimji Jivanji, einer der bedeutendsten Großkaufleute in Ostafrika, allein für zwanzig Millionen Pfund Sterling feindliches Eigentum erwerben konnte, so gibt das eine Vorstellung von dem Einfluß, den er auszuüben vermag.

Dazu kommt, daß der Europäer dem Inder gegenüber dadurch im Nachteil ist, daß seine Lebensbedürfnisse weit höher sind, er also mit bedeutend größeren Unkosten zu rechnen hat. Man darf für den Unterhalt des Europäers, selbst wenn er sehr bescheiden lebt, kaum unter tausend Reichsmark im Jahr ansetzen, wohingegen der Inder mit zweihundert Reichsmark sehr wohl auskommen kann.

Der Europäer allgemein, mehr aber noch der Deutsche, der erst nach 1925 nach Afrika kam, ist also wirtschaftlich dem Inder gegenüber stark im Nachteil. Rechnet man hinzu, daß die meisten Deutschen als Siedler im Innern des Landes untergebracht sind, da die kultivierten Küstengebiete bereits in festen Händen waren, so erhöhen sich die Unkosten durch die großen Transportlasten. Noch im Jahre 1927

betrugen die Kosten von der Küste bis nach Songea fünfundsiebzig Cent pro Kilo, und wenn sie auch in den letzten Jahren durch den regen Autoverkehr stark herabgemindert sind und jetzt rund zehn Cent pro Kilo betragen, so ist gerade für den Anfänger, der seine ganzen Maschinen und seinen Hausrat befördern lassen muß, der Transport eine recht beachtliche Ausgabe.

Die Siedlungsmöglichkeiten sind von der Mandatsregierung auf bestimmte Gebiete begrenzt, die man für Siedlungen freigegeben hat. Prinzipiell ist das Land Native Territory, Eigentum der Eingeborenen. Man kann in den freigegebenen Gebieten Ländereien pachten, die pro Acre durchschnittlich fünfzig Cent Pachtsumme kosten (1 Acre = 0,42 ha). Auch der Anfänger wird kaum unter zweihundert Acres pachten, hat also im Jahr mit hundert Schilling Pachtzins zu rechnen. Er ist verpflichtet, im ersten Jahr hundert Acres zu kultivieren oder ein Haus auf dem Gelände zu errichten, das einen Wert von zweihundert Pfund Sterling hat. Wenn man daher die Anfangskosten der Siedlung mit fünftausend Schilling ansetzt, ist das sehr niedrig gerechnet. Im allgemeinen darf man sagen, daß eine Ernte nicht vor dem fünften Jahr zu erwarten ist, wenn es sich um eine neu urbar gemachte Farm handelt. Rechnet man den jährlichen Arbeitslohn eines Schwarzen mit hundert Schilling – an der Küste ist er höher, im Innern niedriger – und bedenkt man, daß für eine Farm von zweihundert Acres, die gerodet und bepflanzt werden soll, durchschnittlich auch nur zehn Landarbeiter eingestellt werden, so kommt eine Jahresausgabe von tausend Schilling an Arbeitslöhnen hinzu. Man darf also sagen, daß wenigstens zehntausend Schilling Kapital im Land erforderlich sind, um mit Aussicht auf Erfolg beginnen zu können. Das setzt voraus, daß die Reiseausrüstung, die Reisekosten und die landwirtschaftlichen Maschinen sowie der Hausrat vorhanden sind. Kommen ungünstige Jahre hinzu, so läuft der Farmer Gefahr, alles wieder einzubüßen, wenn er nicht zuschießen kann. Es gilt in Ostafrika als Regel, daß wenigstens ein Kapital von vierzigtausend Schilling vorhanden sein muß, wenn man mit Aussicht auf Erfolg als Farmer im Land arbeiten will.

Anders ist die Lage jener, die als Angestellte nach Ostafrika gehen und so ihren Unterhalt von vornherein sichergestellt wissen. Sie haben die Möglichkeit, sich nach einer passenden Gelegenheit umzusehen und können unter Umständen mit einem bedeutend geringeren Kapital ihr Glück machen. Sie haben für später den Vorteil, daß sie die Landesverhältnisse genau kennen, nicht mehr auf das sehr kostspielige Experiment angewiesen sind. Wie teuer das werden kann, zeigt das Beispiel der Farmen um Lupembe im südlichen Uhehe. Seit 1927 hatten sich dort bis 1932 zweiundvierzig Farmer niedergelassen, die in vorbildlicher Arbeit Kaffeeplantagen angelegt und trotz der bedrängten Lage ein Gemeindeleben aufgebaut hatten, das ihnen die volle Anerkennung der Regierung eintrug. Die Schule für deutsche Kinder blühte, es waren über fünfzig Kinder dort im Internat, die englische Regierung anerkannte die Schulleistungen dadurch, daß sie das Gehalt für die Lehrer zahlte. Als die ersten Ernten kamen, stellte sich heraus, daß das Land wenig für Kaffee geeignet war, die materiellen Erfolge blieben aus, das Kapital war erschöpft, und Anfang 1936 waren nur mehr zwei Familien auf ihren Farmen,

Ende 1936 hatte bereits die Uhehe Trading Company das ganze Areal aufgekauft und ließ es aufforsten. Also war die ganze Arbeit vergebens gewesen.

Es ergeht nicht nur den Siedlern so. Nicht weit von Njombe hatte die englische Regierung im Steppengebiet eine Viehfarm eingerichtet und kein Mittel gescheut, um Afrikander und Frieslandvieh ins Land zu bringen und damit die Viehzucht zu beleben und den Farmern zu helfen. Aber die Mzimafarm, wie sie hieß, hatte ein kurzes Dasein, schon 1933 wurde sie aufgelassen als unrentabel.

Es ist immer noch sicherer, einen bereits laufenden Betrieb zu erwerben — freilich muß ein größeres Kapital aufgewendet werden — als ohne genügendes Kapital eine Neurodung zu versuchen.

Die Ein- und Ausfuhrbedingungen von den Mandatsgebieten sind nach allen europäischen Ländern an sich gleich. Das Land wird verwaltet nach Gesichtspunkten, die den afrikanischen Bedürfnissen entsprechen. Es besteht also die Ausfuhrmöglichkeit nach Deutschland ebenso wie nach England, nur ist durch die Lage des Geldmarktes der Kolonist auf Valuta angewiesen. So sind daher die Schätze unserer früheren Kolonie uns zwar theoretisch zugängig, praktisch aber ist der Verkehr mit der Heimat schwieriger als mit irgendeinem anderen Land.

Wenn auch eine Siedlung in den alten deutschen Kolonien möglich ist, so ist doch der Siedler im besten Fall von der Heimat abgeschlossen. Er kann aus der Heimat seine Bedürfnisse decken, aber die Erzeugnisse seiner Arbeit fließen seinem Vaterland nicht oder doch nur als fremde Stoffe zu. Damit ist das Mandatsgebiet als Rohstoffquelle praktisch illusorisch geworden. Für den Siedler selber kommt das Mandatsgebiet nur dann in Frage, wenn er über ein Vermögen verfügt, das ihm auch in der Heimat eine Existenz sichert. Nur wenn er, auf selbständige Existenz verzichtend, in eine untergeordnete Stellung geht, hat er in Tanganjika eine Verdienstmöglichkeit. Aber auch diese Stellen sind zahlenmäßig sehr beschränkt.

Es ist also unter den jetzigen Umständen das alte Deutsch-Ostafrika in keiner Weise als ein Ersatz für Kolonien oder als ein volkswirtschaftlich wertvolles Siedlungsgebiet für uns anzusprechen.

KARL KOETSCHAU

Ein Freund Nietzsches

Besser konnte um die Wende des vorigen Jahrhunderts kaum ein Platz für einen Monumentalbau ausgesucht werden, als ihn die Großherzogin Sophie von Sachsen für ihr „Goethe- und Schiller-Archiv" bestimmt hatte. Sie, die immer bedächtig bei sich selbst überlegende, auf Sachverständige gern, doch mit eigener Kritik hörende und dann klar und entschlossen zu ihrem Ziel vorwärtsschreitende Frau, nicht nur dem Geblüt, auch der Artung nach eine Prinzessin aus oranischem Hause. Für sie hätte wohl Goethe das Wort wiederholt, das er, einen vielfach bewährten, in sich geschlossenen Charakter zu ehren, wie eine hohe Auszeichnung der nahe befreundeten Betty Jacobi verlieh: „die herrliche Niederländerin". Von jener Geistesburg, die sich ragend über den Ufern der Ilm erhebt, sind so viele Sendboten in alle Welt hinausgezogen, werden, da unerschöpfliche Schätze dort aufgespeichert, noch so viele neue ausgehen, daß der Segen, der in den Grundstein des Hauses mit versenkt worden ist, sich immer weiter ausbreiten muß, so lange noch deutsches Wort im Kulturleben der Welt sich durchsetzen wird, das heißt: jetzt und immerdar.

So oft ich auch schon den Blick von dieser Höhe der Altenburg über die Stadt Weimar wandern ließ, schlang sich ein Gedankenband zu jener, man kann mit einiger topographischen Freiheit sagen, gegenüberliegenden zweiten, zum Silberblick, auf dem eine andere Frau, diese freilich von der Unruhe einer schwer auf ihr lastenden Idee und ihrer Verwirklichung ständig bis ins höchste Alter umgetrieben, mit nie nachlassender Energie ein geistiges Bollwerk errichtete: „Das Nietzsche-Archiv". Gewiß, zwei ganz verschiedene Welten sind hier wie dort in ihren Zeugnissen geborgen. Auch in diesem Fall darf man einen Vergleich nicht zerfasern. Aber unterdrücken kann ich ihn dennoch nicht, da etwas durchaus Weibliches sich in beiden Fällen schöpferisch bewährt hat: eine vor keinem Opfer zurückweichende, wahrhaft mütterliche Fürsorge. Natürlich bleibe ich mir bewußt, daß ich das zu ewiger Gültigkeit zusammengemauerte Gedankengefüge Goethes neben eines stelle, das im raschen Wandel gärender Jahrzehnte eine gelockerte Struktur aufweisen muß. Niemals kann es heißen: hie Goethe, hie Nietzsche. Dazu fühlte sich der Jüngere, aus dem gleichen Boden humanistischer Kultur emporgewachsen, wenn auch einer angelesenen, durch eigene Gedankenarbeit erforschten, nicht aber einer durch Anschauung errungenen, viel zu tief dem Altmeister verpflichtet. Und auch dieser hätte dem Nachgeborenen bei manchem klugen Wort, nicht zuletzt, sobald es mahnend an die Deutschen gerichtet war, zugestimmt, wenn er auch — wie Jacob Burckhardt — schaudernd dem „Gratwandler" nachgeblickt und seinen Absturz befürchtet haben würde. Auf Gipfelhöhen standen beide. Der Jüngere wußte, daß eine unüberwindbare Kluft ihn von dem über höherem Berge strahlenden Gestirn trennte, das mit untrübbarer Klarheit sternengleich einer ganzen Welt vorleuchtet. Wir haben, wie so oft in unserer Geistesgeschichte, ohne Partei zu

nehmen, mit jedem von beiden uns abzufinden. Auch hier mußte sich jeder „nach dem Gesetz vollenden, nach dem er angetreten".

Warum aber spreche ich denn von diesen Zusammenhängen, wo ich über eine Freundschaft Nietzsches berichten will? Gewiß nicht, um für das alte und das neuere Weimar (nebst seinen beiden literarischen Archiven) eine symbolische Verbindung zu konstruieren, die ein jeder, der auf der einen oder anderen Seite steht und auf deren Fahne eingeschworen ist, als zu subjektiv erdacht ablehnen kann und mag. Einmal in den Vergleich hineingeraten, frage ich mich vielmehr, fast magisch von den Worten „Freund" und „Freundschaft" angerührt, wie verhielten sich denn die beiden Männer zu diesen edlen Begriffen?

In wenigen Sätzen ist ein schwieriges Kapitel nicht abzutun. Von Nietzsches Freundschaften haben wir viel gehört. Wenn der Briefwechsel nach vorangegangenen Veröffentlichungen, die sich allerdings schon einige Kritik gefallen lassen müssen, in der „historisch-kritischen Gesamtausgabe" der Werke und in begleitenden, des Beiworts ebenfalls würdigen Bändchen ganz vorliegen wird, die als Jahresgaben der „Gesellschaft der Freunde des Nietzsche-Archivs" den Mitgliedern dargeboten werden, so wird sich das letzte Wort zu diesem Thema sprechen lassen, und das heute schon ziemlich gefestigte Ergebnis wird sich wohl stofflich bereichern, sicherlich nuancieren, aber in seinen Grundlinien nicht verschieben lassen.

Bei Goethe ist die Sachlage anders. Das reiche Material ist dank vortrefflicher Editionskünste längst ausgebreitet, Neues wird sich nach so viel fleißiger Sucharbeit kaum aufspüren lassen. Aber um eine darstellende Zusammenfassung sind die Biographen mit einiger Scheu herumgegangen, den einzigen Chamberlain ausgenommen, der den Mut hatte — ja: den Mut! — wenigstens in großen Zügen auch diese Seite des Goetheschen Lebens aufzuzeigen. Wer von so tiefer Verehrung für Goethe durchdrungen ist wie er, der weiß, daß er zur rechten Erkenntnis des Wesens seiner Persönlichkeit, die Schatten, die sie wirft, so gut wie das Licht, das von ihr ausstrahlt, zu beachten hat. Und da erhebt sich dann die Frage: konnte ein Genius wie Goethe, als welcher er ein großer Nehmer, ein Gebraucher und Verbraucher der Kräfte anderer sein durfte und es wirklich war, auch des Göttergeschenks einer Freundschaft teilhaftig werden? Oder liegt nicht vielmehr die Tragik gerade des geniehaften Wesens darin, daß das Geben und Nehmen herüber und hinüber nie in dem ausgewogenen Maße erfolgt, bei dem das Zünglein an der Waage stets wieder zur Mitte zurückschlägt, wie es doch das Gleichgewicht einer dauerhaften Freundschaft erfordert? Es ist für eine Untersuchung dieser Art eine völlig geklärte Übersicht über die Arbeit, über die Gedanken und Stimmungen jeder Epoche jenes langen und reichen Lebens erforderlich, eine genaue Kenntnis der Persönlichkeit der anderen, der Mit- und im weiteren Verlauf dann der Gegenspieler, auch, da die Grenzen zwischen Liebe und Freundschaft bei Goethe häufig genug flüssig sind, der weiblichen Partnerinnen. Mit einer philologischen Klarstellung des Goetheschen Wortgebrauches „Freund" kommt man diesmal nicht weit. Schon längst war das Wort eine im Verkehr des Alltags abgeschliffene Münze, und auch Goethe gab sie häufig genug weitherzig aus, ja er verwendete sie sogar bisweilen nur als eine Form der Höflichkeit, wenn

er den im übrigen wohl gewahrten Abstand zu einem anderen nicht gar zu deutlich hervortreten lassen wollte, der Höflichkeit also des gesellschaftlich erfahrenen Mannes, nicht der Höflichkeit des Herzens. Allein die psychologische Durchforschung kann die Frage klären, und vorausgehen muß ihr die Sichtung derer, die sich inniger Freundschaft Goethes sicher zu sein glaubten und doch oft nur wohl gelittene Mitarbeiter, dienende Weggenossen waren. Das aber ließe sich nicht in den engen Rahmen eines Aufsatzes pressen. Ein Buch — nicht wahr, wie fürchterlich, noch ein Buch: Goethe und ...! — würde sich formen müssen.

Daneben nun wiederum Nietzsche. Er hat ein viel stärkeres Bedürfnis nach Freunden, nach Freundesliebe und Freundestreue als Goethe. Er sucht nach ihnen und sucht sie, wenn er sie gefunden, fast ängstlich festzuhalten, die Ranken seines ganzen Daseins um ihr Herz schlingend und es mit ihnen umklammernd. Man möchte fast einen Gradmesser des Genies darin erkennen, daß Goethe, in seinem übermenschlichen Maß, der Gletscherregion der Einsamkeit sich nähern darf, ohne zu erstarren, ganz vom eigenen Licht durchleuchtet und durchwärmt, bestimmt, näher und näher dem Olymp entgegenzusteigen. Während Nietzsche, je weiter und mühsamer er, wenn auch noch so kühn, in die Einsamkeit hinaufklimmt, sich von ihr durchkälten läßt, der Begrenztheit seines Menschentums sich zwar nicht bewußt wird, aber an ihr zugrunde geht. — Er flüchtet sich, da er schon nicht Heros wie jener andere sein kann, in den Wahn der Gottgleichheit, um nunmehr an einem Frevel zu zerschellen. Man glaube doch nur ja nicht, daß er jemals der Gemütswärme hätte entbehren können, auch wenn noch so viele von der Härte des Denkens geformte Worte in seinen Schriften sich als Zeugnis dafür aufweisen lassen. Der grausam-unerbittliche Denker und fanatische Prophet Nietzsche, Prophet seiner selbst, ist ein ganz anderer als der Mensch Nietzsche. Konnte doch — um nur an dieses Eine zu erinnern — der Verächter und Verdammer des Mitleids so mitleidig sein, wie eine wahrhaft gefühlvolle Frau mit einem sehr zarten Herzen.

Je mehr sich Nietzsche von den Idealen seiner Portenser, seiner Studien- und seiner ersten Basler Professorenzeit löst, in der doch gerade seine Freundschaften für das ganze weitere Leben geschlossen zu sein schienen, je mehr er die Schopenhauersche Lehre nur als Durchgangsstadium, nur als Vorstufe seines Denkens bewerten muß und je weiter er sich von der Kunst Richard Wagners entfernt, um so weniger vermögen ihm noch die durch Verehrung eben dieser Ideale mit ihm verbundenen Freunde zu folgen. Der selbständige Nietzsche, der Zertrümmerer einer ihnen geläufigen Welt, in der sie sich soeben häuslich eingerichtet, der Former einer neuen, in deren dünner Höhenluft eben doch nicht jeder mit ihm atmen kann, kurzum der künftige Umwerter aller Werte, schreckt sie zurück, noch weiter mit ihm die gefährliche Bahn zu wandeln. Sie bleiben allmählich, einer nach dem anderen, zurück. Nicht alle brachten den Mut auf, wie R. von Seydlitz es schon 1879 tat, ein weiteres Zusammengehen mit ihm als Denker rundweg abzulehnen. Um die Bücher, die er ihnen zuschickt, reden sie verlegen herum, lenken vom Kern der Sache ab, und nachdem Nietzsche eine Weile mit starker Seele das nachsichtig ertragen, bricht sein Schmerz in einem noch immer zurückhaltenden Worte durch,

vor dem Klügsten von allen, vor dem gleichwohl noch immer innig geliebten und ihn innig wieder liebenden Freund Rohde: „Mein alter, lieber Freund, ich weiß nicht, wie es zuging: aber als ich Deinen letzten Brief las..., da war mir's, als ob Du mir die Hand drücktest und mich dabei schwermütig ansähest: schwermütig, als ob Du sagen wolltest: ‚Wie ist es nur möglich, daß wir so wenig noch gemein haben und wir in verschiedenen Welten leben!' Und einstmals... Und so, Freund geht es mir mit allen Menschen, die mir lieb sind: Alles ist vorbei, Vergangenheit, Schonung; man sieht sich noch, man redet, um nicht zu schweigen. Die Wahrheit aber spricht der Blick aus: und der sagt mir (ich höre es gut genug!): ‚Freund Nietzsche, Du bist nun ganz allein'." So zerbröckelten denn die Freundschaften, so zerbrachen sie auch bisweilen mit jähem Bruch, wenn der Unmut die Schranken gewaltsamer Zurückhaltung endlich zur Seite stieß. Aber keiner von allen konnte ihm je die guten Stunden vergessen, die er ihnen geschenkt, und an allen hat er, häufig bemüht, durch Mittelspersonen eine wenigstens äußere Verbindung mit ihren Lebenswegen aufrechtzuerhalten, in trauernder Treue festgehalten. Nur aus der Zeit des beginnenden Zusammenbruchs hallen völlig verzweifelte Worte zu uns:

„Nicht Freunde mehr — das sind — wie nenn' ich's doch? —
Nur Freunds-Gespenster!"

Gespenster? Der Einsame hat sie selbst heraufbeschworen, wenn er forderte, was den Begriff „Freund" nicht mehr rein ausdrückte: „Nur wer sich wandelt, bleibt mir wie verwandt." Heißt das nicht aber, daß er keine Freunde mit ihren berechtigten Ansprüchen auf Geltung ihrer Persönlichkeit mehr neben sich dulden konnte, ja sie nicht mehr haben *wollte*? Er wollte — — *Jünger*! Und ein Brief aus eben dieser Zeit der Bitternis enthüllt uns ganz ohne poetisch einschränkende Klausel vollends die Qual des Vereinsamten: „Rede mir nicht von ‚Freunden'. Sie werden allesamt ohne Ausnahme, von Jahr zu Jahr immer mehr ein Gänsefußbegriff. Oder darf ich Seydlitz, Gersdorff und Gast ausnehmen?" Er hätte vor den Fragesatz einige Gedankenstriche setzen können. Denn wer gewohnt ist, ihn beim Briefschreiben sich gegenwärtig zu halten, merkt, wie eine Weile die Feder stockt, ehe er sich aus der Reihe der Freunde nun diese Trias herausucht. Nicht, daß sie die auszeichnende Auswahl nicht verdient hätte. Eine Zeit der Spannung mit dem Freiherrn von Seydlitz war überwunden; es vereinte beide hernach sogar das brüderliche Du. Aber, wie wir schon wissen, Nietzsches Philosophie war dem immer sehr einfach und unkompliziert denkenden Manne schon längst als ein Ab- und Irrweg erschienen, dem Wagner-Anhänger war seine Abkehr von Bayreuth mindestens eine Unverständlichkeit; nur das Menschliche zog beide noch gegenseitig an, dieses jedoch so stark, daß alles Meister-, alles Jüngerhafte nunmehr ganz beiseitebleiben, der Überlebende aber dem Freunde in reinem, tiefem Glauben das Wort nachrufen durfte: „Ich habe keinen — *keinen*! — vornehmeren Menschen kennengelernt als ihn." Weiter: Peter Gast ist aus Nietzsches Leben seit der Mitte der siebziger Jahre so wenig wegzudenken wie Eckermann aus dem des greisen Goethe. Sie waren jedoch beide, wenn man diese Wortverkoppelung wagen darf, „dienende Freunde". Mit wahrhaft deutscher Dienstmannen-Treue

ältester Prägung hingen sie dem Erwählten bis zur Selbstaufopferung eigener Fähigkeiten an. Und Gersdorff? In dem Verhältnis zu Nietzsche steht er Seydlitz wieder viel näher als Gast, und jene Briefstelle hat die Namen ganz ihrem zur Zeit geltenden inneren Werte gemäß aufeinander folgen lassen.

Indem wir ihn uns näher zu betrachten nunmehr anschicken, gebührt zuvor noch ein Wort des Dankes der „Gesellschaft der Freunde des Nietzsche-Archivs". Sie erweist sich als eine besonnene Dienerin der Sache, wenn sie damit begonnen hat, der „historisch-kritischen Gesamtausgabe" der „Werke und Briefe" eine Reihe von Bändchen an die Seite zu stellen, in denen Briefe der Freunde a n Nietzsche uns vorgelegt werden. Sie etwa an den passenden Stellen in einem Kommentar zu des Philosophen Briefbänden abzudrucken, würde deren Umfang allzusehr haben anschwellen lassen, so erwünscht auch dieses Nebeneinander gewesen wäre, hätte wohl auch deren verhältnismäßig rasche Erscheinungsfolge aufgehalten, die jetzt so glücklich wie lehrreich mit den Werken einen chronologischen Gleichtakt zu halten sucht. Fünf Bändchen der Freundesbriefe, jedes Jahr eines, sind seit 1936 erschienen: die ersten drei, „Die Briefe des Freiherrn Carl von Gersdorff an Friedrich Nietzsche", mustergültig herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Karl Schlechta, werden durch ein viertes, nicht weniger fürsorglich von Erhart Thierbach betreutes Ergänzungsbändchen mit Briefen Gersdorffs an Erwin Rohde, Richard und Cosima Wagner, Peter Gast, Elisabeth Förster-Nietzsche und Carl Fuchs, die Jahre 1872–1903 umspannend, zu einem Kreis zusammengeschlossen, in dem die Ausstrahlung des Mittelpunktes, Nietzsches, erst das bedeutende Kraftfeld dieser Zeit und dieser Menschen klar aufzeigt. (Das fünfte Bändchen, der erste Teil der Briefe Cosima Wagners an Nietzsche, kommt für uns heute nicht in Betracht.)

Gersdorff im Bilde und in seiner Handschrift kennenzulernen, dazu helfen uns die ersten drei Bändchen. Liebhaber der Graphologie, doch keineswegs sachkundiger Deuter, lese ich aus den verschiedenen Jahrzehnten entstammenden Schriftzügen die gleichen Grundzüge heraus: einen den Wissenschaften und den Künsten aufgeschlossenen, im Verkehr mit den Menschen offenen, ja bis zur Preisgabe seiner selbst offenen Mann, dem das Schicksal bei fortschreitenden Jahren manche Nervenprobe auferlegt hat, ohne ihn vorerst ins Wanken zu bringen. Aber vielleicht mache ich einen methodischen Fehler, lege ich in die Handschrift hinein, was ich aus anderen Zeugnissen über ihn weiß. Zu den Bildnissen kann ich mit besserer Berechtigung, da ich deren so viele habe studieren müssen, den Leser hinführen, wenn auch das Material, Lichtbilder von 1865, 1871, 1873 und selbst noch eines von 1898, fast wie Palimpseste, entziffert werden müssen. Aus der Photographie des Einundzwanzigjährigen blickt uns ein frischer, innerlich ganz sauberer junger Mann an, der viel beobachtet, ruhig wohlwollend die Menschen wertet, mit rasch, auch zum Scherz sich öffnenden Lippen und, wenn mir auch die neuesten Physiognomiker aus dem Ablesen am Schädelbau einen Fehler anmerken werden, mit einer Gedankenklarheit kündenden Stirn, über die allerdings bisweilen eigensinnige Absonderlichkeiten leicht hingehuscht sein mögen, wenn sie sich dort auch nicht dauernd festsetzten. 1871 eine entscheidende Wandlung: der aus dem Krieg

unlängst heimgekehrte, mit einem recht großen Feldzugsvollbart ausgestattete Siebenundzwanzigjährige thront als „Weltkind in der Mitten", wie er selbst auf der Rückseite des Lichtbildes zitiert, zwischen dem (stehenden) „Propheten rechts", Nietzsche, und dem (gleichfalls stehenden) „Propheten links", Rohde. Aber der Thron ist das wacklige Atelierrequisit einer Photographenbude der Leipziger Messe, die den drei Freunden einige vergnügte, alkoholisierte Tage gebracht hatte. Da alle drei nicht in dieses Milieu paßten, wollen wir uns lieber dem gleichen, um zwei Jahre älteren, vollbärtigen Mann zuwenden. Vollbärte — das mag dem Physiognomiker Fritz Lange zugegeben sein — sind Masken. Aber der Mund ist noch genügend sichtbar, so daß man die Bekanntschaften mit Herbheiten des Daseins von ihm ablesen kann, und der Blick ist so beredt, daß wir, ohne gezwungene Deutung, nun dem Wandlungsprozeß vom unbefangenen Jüngling zum gereiften Mann folgen können, der sich ebenso sicher auf dem soliden Boden des Elternhauses wie auf dem gefährlicheren Parkett der großen Gesellschaft zu bewegen versteht. Und der Vierundvierzigjährige, mit kürzerem Kinn- und Backen- und mit modisch in die Höhe gebürstetem Schnurrbart, angetan mit der kaiserlichen Kammerherrnuniform, ist nun ganz der Vertreter einer gebildeten Aristokratie jener Tage, wie er von Anbeginn der Freundschaft Nietzsche zur Vorstellung eines Idealtyps dieser Klasse gedient haben mag. Hätte er ihn — es handelt sich um das Jahr 1898 — noch sehen können, seinem liebevoll besorgten Blick wäre freilich nicht entgangen, wieviel Kummer sich inzwischen durch die Pforte dieses anscheinend so ausgeglichenen Lebens eingeschlichen und sich, allem Glanz und aller Wohlhäbigkeit zum Trotz, in ihm festgenistet hatte. Falten und Dauerschatten um die tiefer liegenden, matter gewordenen Augen sprechen ihre deutliche Sprache.

In der Oberlausitz war das Geschlecht der Freiherren von Gersdorff beheimatet. Alt-Seidenberg war der Sitz des Majorats, und im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde ihm noch das große Rittergut Ostrichen und das kleinere Besitztum Wilka angegliedert. Es war Familientradition, sich immer in den Dienst der Landschaft zu stellen; für die tüchtige Art der Gersdorffs spricht es, daß sie sich in ihren Ehrenämtern, die keineswegs nur eine Auszeichnung, sondern sehr oft auch eine Arbeitslast darstellten, vortrefflich bewährten. Mit den Herrnhutern fühlten sie sich nahe verbunden, wenn sie ihnen auch nicht angehörten, und so hatte denn auch eine klare, schlichte Frömmigkeit zum festen Grundbau des Hauses beigetragen. Diese enge Verbindung mit der Heimat hatte den Großvater unseres Gersdorff jedoch nicht gehindert, in weimarische Dienste zu treten. Ernst Christian August war, man kann wohl sagen, ein Regierungsbeamter aus Passion. Unter Carl August stieg er bis zum Staatsminister auf, hatte ihm beim Wiener Kongreß geholfen, die Erhebung des Herzogtums zum Großherzogtum durchzudrücken, und war eng, oft im Kampf mit seinem Fürsten, an der Ausbildung des Verfassungsstaates Weimar beteiligt. Seitdem ist die enge Verbindung der Lausitzer Freiherren mit Thüringen und seinen Adelsfamilien, aber auch mit der Kultur der klassischen Zeit gepflegt worden, wie denn der Sohn des Ministers, Carl Ernst August Christian, eben deshalb, nach Erwerb von Ostrichen und während des Umbaus seines Herrenhauses, jahrelang in Jena lebte, dort studierte und schließlich

mit dem für jene Zeit außergewöhnlichen Thema promovierte: „Über Wesen und Begriff der öffentlichen Meinung".

In Jena wurde ihm von seiner Gattin, einer Gräfin Waldner-Freundstein, am 26. Dezember 1844 der dritte seiner Söhne, unser Carl Friedrich Anton Hermann Werner, geboren. Er war von vornherein für eine wissenschaftliche Laufbahn bestimmt. Vermutlich auf Anregung der wahrhaft frommen Mutter wurde für den ersten Unterbau der Erziehung des Knaben das Herrnhutische Niesky gewählt. Dann wurde er dem Stoyschen Institut in Jena anvertraut, das mit seinen spartanischen Gebräuchen und seinen Herbartschen Grundsätzen einen auf das ganze Leben nachwirkenden Einfluß auf seine Schüler gehabt haben muß, wie ich von manchem alten thüringischen Landsmann mehr als einmal, wenn auch nicht immer mit Begeisterung vorgetragen, zu hören bekam. Die entscheidenden Jahre der Bildung erlebte Carl in Schulpforta, wo er als Extraneus im Hause des rühmlich bekannten Literarhistorikers Koberstein die ihm eigene Neigung zu vielseitiger Ausbreitung seiner Anlagen pflegen durfte. Hier nun traf er auf den sonst sich gern absondernden Einspänner Nietzsche, der in dem Mitschüler aus gutem Hause mit seiner ungezwungenen Freiheit der Manieren, der schlichten Aufrichtigkeit seines Herzens, dem Hunger nach geistiger Nahrung aller Art, der Liebe zur Musik, die er durch sein Vorspielen auf dem Klavier zu klären suchte, gerade den fand, den er, der Anspruchsvolle, für seiner würdig zu intimerem Umgang hielt. Gersdorff begann im Sommer 1865 mit dem Studium der Jurisprudenz in Göttingen, fühlte sich von ihr ebensowenig ausgefüllt wie vom Korpsleben — Nachwirkung Stoyscher Einflüsse — war schon ein Semester später in Leipzig, um Germanistik zu studieren, vergrub sich aber weit mehr ins Studium Schopenhauers zusammen mit dem von Bonn gleichfalls zur sächsischen Universität übergetretenen Nietzsche. Ein scharfer Brief gegen christlich-orthodoxe Lehren vom 31. März 1866 enthielt die Gefahr des Zwiespalts, in den er mit seiner Familie zu geraten drohte. Dank dem Bedürfnisse nach Aufrichtigkeit, von der Mutter wie dem Sohne geteilt, kam es, was gleich hier erwähnt sei, einige Jahre später zu einer Aussprache, die ihn überbrückte, ein schönes Zeugnis für die Duldsamkeit der Eltern, die das Festhalten an einer Überzeugung achteten, wie für die Mäßigung eines Sohnes, der genau wußte, wo die Grenzen für den Frieden eines Hauses gezogen seien. Der Schopenhauersche Pessimismus, der Gersdorff zum Werber und Sammler von Anhängern des Philosophen machte, und von dem ihn auch Nietzsches spätere, schopenhauerfremde Lehren nicht abbringen konnten, hat für ihn erst nach einer Schule langer Duldungen in den letzten Lebensjahren seine Bedeutung verloren, wo er fast wie ein Neumütiger in dem Christentum seiner Kinderjahre Beruhigung suchte, Choräle, wie einst in früher Morgenstunde die Mutter zur Einleitung der Tagesarbeit, spielte und seine Töchter im gleichen Glauben so erzogen zu sehen wünschte, wie ihn einst die Hoffnung seiner Eltern für ihn ersehnt hatte.

Die Kriege von 1866 und 1870/71 haben ihn, obwohl es eine Weile so schien, nicht beim Soldatenstande festgehalten. 1867 hatte er mit dem ihm eignen Ernst sein Offiziersexamen gemacht, aber er sah in diesem Dienst doch

nur „eine gute Vorschule für das Staatsleben", und es bedeutet kein unsicheres Schwanken, wenn er zwischen den beiden Kriegen zur Rechtswissenschaft zurückkehrt und mit besonders feinem Verständnis der damals jungen Wissenschaft, der Nationalökonomie, eifrig obliegt. Ehe der siebziger Krieg ausbrach, tat er, auch diesmal nach gut bestandenem Examen, Dienst beim Berliner Stadtgericht. Inzwischen hatten sich die Familienverhältnisse geändert. Der wegen seiner klaren Entschlossenheit schwärmerisch geliebte älteste Bruder Ernst, den er sich bei allen Charakterfragen als hehres Vorbild genommen, war an den Folgen einer zunächst nicht bedenklich scheinenden Kriegsverletzung, die er bei Sadowa empfangen, den Seinen entrissen worden, und wer unserem Gersdorff recht ins Herz schauen will, muß den schönen Brief vom 12. Januar 1867 lesen, in dem er vor seinem Freunde Nietzsche die Totenklage hält. Der zweite Bruder, Theodor, hingegen, eine in dieser festgefügten Familie auffallend schwankende Gestalt, war in der Heilanstalt Illenau, geistig völlig umnachtet, 1872 gestorben. So war denn Carl der künftige Majoratserbe und stand abermals vor einem Berufswechsel. Für ihn, der alles mit höchstem Ernst angriff, was von ihm gefordert wurde, war eine fachgemäße Ausbildung eine unbedingte Selbstverständlichkeit. In Gnadenberg bei Bunzlau lernte er als „Stoppelhopser", wie er sich damals gern lächelnd unterschreibt, von Grund auf praktisch die Landwirtschaft, und auf der Akademie zu Hohenheim erwarb er die nötigen theoretischen Kenntnisse. Bei der Wahl dieser Hochschule dürfte die Nähe von Basel und Bayreuth, wo das Wagnersche Paar ihn jederzeit, dankbar für seine, man kann wohl sagen, impressarioartige Tätigkeit für den Festspielgedanken, als bevorzugten Gast gern empfing.

Menschen von Gersdorffs ernster Lebensauffassung spielen nicht mit der Liebe; sie können aber bis in die Grundfesten ihres Wesens von ihr erschüttert werden. Der Zweiunddreißigjährige lernt in Bayreuth eine italienische Gräfin Nerina F. kennen, und die bekannte „Idealistin" Malvida von Meysenbug, eine schlechte Menschenkennerin, spielt dabei eine sicher nicht so gewollte, aber sehr unglücklich auslaufende Vermittlerrolle. Es braucht hier nicht auf Einzelheiten eingegangen zu werden. Genug, Gersdorff werden, wie Cosima Wagner einmal ganz richtig sagt, von einem „monströsen Tratsch" die besten Jahre verbittert. Nur die eigenen Eltern bewahren, sowenig sie die Wahl gutheißen mögen, eine klare Haltung, beraten den Sohn, ohne ihm zu zürnen, und überzeugen ihn schließlich, daß eine Eheschließung mit der Geliebten ihm selbst und dem Geiste seines Hauses zuwiderlaufe. Aber die innere Verpflichtung, der auch von ihrer Familie bekämpften Freundin, deren im Grunde geschäftstüchtiges Wesen er noch immer nicht durchschaut hat, weiterhin beizustehen, bleibt ihm eine Ehrensache, unter deren Durchführung er noch lange zu leiden hat, auch materiell. Sicherlich war die schlimmste Folge dieser Tragödie jedoch der Bruch mit seinem Freunde Nietzsche. Von Fräulein von Meysenbug als Vermittler in einem tollen Hin und Her von Briefen angerufen, läßt er ein bitterböses, bei im ganzen richtiger Auffassung der Sache hofmeisterndes Schreiben, ein wahres Ultimatum, an den gereizten, ja überreizten Gersdorff abgehen, der zwar

mit dem Wort entgegnet: „Du hast im guten Glauben geschrieben", dann aber fortfährt: „die Kränkung ist groß und die Ungerechtigkeit unerhört. Aber der Irrtum entschuldigt. Leb wohl."

Nun tritt eine vierjährige Pause im Briefwechsel ein, bis Gersdorff seine Verlobung mit Martha Nitzsche, der Tochter des Rittergutsbesitzers auf Gohlis bei Leipzig, unter kurzer Beifügung eines Grußes dem Freunde anzeigen kann. Die wenigen erhaltenen Briefe, die noch gewechselt werden, klingen freilich anders als vordem. Der enthusiastische Ton, den man vorher immer durchhört, ist bei beiden verhallt. Aber Gersdorff dachte viel zu gerecht, um nicht noch einmal als ein Reuiger auf die Ursache der Entfremdung zurückzukommen: „Es sind jetzt bald 10 Jahre her, daß Du mir einen wahren Freundschaftsdienst erweisen wolltest: ich war zu verblendet, Dich zu verstehen. Aber Du hattest recht. Die Italienerin möchte heute noch an meinem Leben zehren, von welchem ich viele Jahre als Don Quijote ihr geopfert habe." Und Nietzsche gibt in seiner Antwort, dem letzten Brief, der sich von ihm erhalten hat und der Gersdorff bei seinem Geburtstag endlich wieder einmal begrüßen sollte, ganz zum alten Ton zurückfindend, der Sache einen rührenden Abschluß: „Es scheint mir, daß ich Dir diesmal einen Geburtstag geschrieben habe? Ganz wie ehedem, in unserer ‚guten, alten' Zeit? (Ich bin Dir wirklich nie einen Augenblick untreu geworden.)"

Gersdorff war zweimal verheiratet; aus jeder Ehe stammt eine Tochter. Zur zweiten Ehe reichte dem Witwer eine Angehörige der Familie, Marianne von Gersdorff, die Hand. Es war still in Ostrichen geworden. Ganz gegen seine ursprünglich gesellige Natur zog sich der Hausherr mehr und mehr von seiner Umgebung zurück. Eine Katastrophe warf ihren Schatten voraus: 1904 traten beängstigende Wahnvorstellungen bei ihm auf. Mochte er sich an Illenau und den Bruder Theodor erinnern? Den nervösen Zusammenbruch vor Augen, stürzte sich der ritterliche Kämpfer in der Nacht vom 19. zum 20. August aus einem der Fenster der Brotbaude. Erinnern wir uns vor diesem tragischen Ausgang nicht des Overbeckschen Wortes, daß diese Todesart „nicht gegen ihn spreche, sondern er für sie?" — — —

Man trennt sich ungern von den Briefen des Freiherrn Carl von Gersdorff. Nicht allein, weil sie die Kenntnis von Nietzsches Leben, dessen endgültige Beschreibung erst noch zu leisten ist, um intime Details bereichern. Auch nicht nur, weil die Stellung Nietzsches zu Schopenhauer und zu Wagner bisher noch nicht eine gleich wirkungsvolle Spiegelung im klaren Kristall einer so reinen Seele fand. Viel wertvoller ist wenigstens mir die Bekanntschaft mit einem wahrhaft Adligen, mit einem, um goethisch zu sprechen, adligen Naturwesen, mit einem Aufrechten und Echten, einem reich Gebildeten, allen Oberflächlichkeiten des Lebens Ab- und all seinen Tiefen Zugeneigten, dessen Wesen man trotz „Irrungen — Wirrungen", die auch ihm nicht erspart blieben, mit dem Hamletwort kurz und scharf, aber auch kurz und gut umreißen kann: He was a man, take him for all in all.

Anpassung der Linienführung ans Gelände

EDITH EBERS

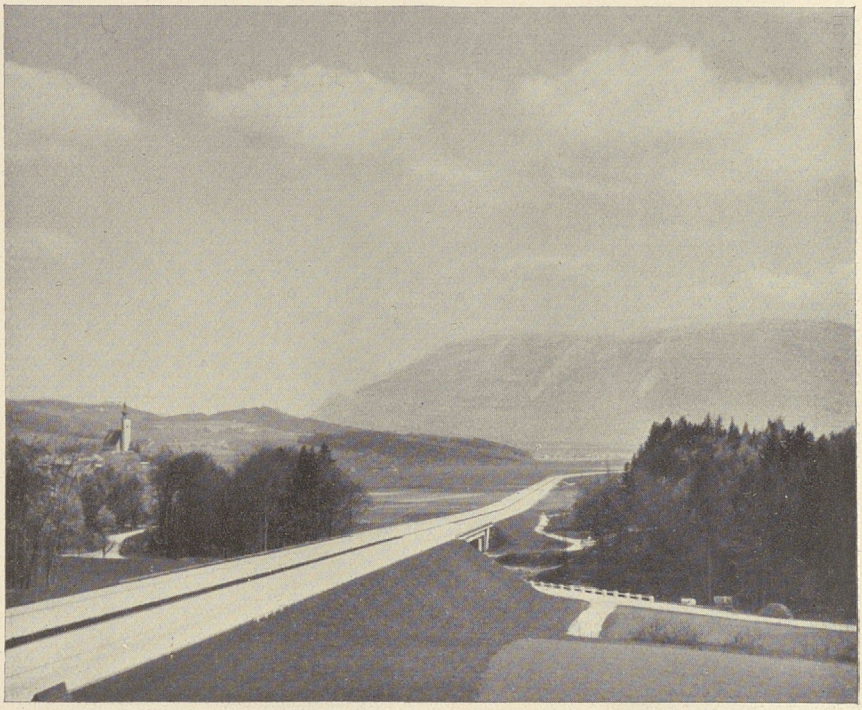
Die Eingliederung der Autobahn in die Landschaft

Auf schönen Autobahnstrecken zu fahren, ist nicht nur ein motorsportliches oder ein Schnelligkeitserlebnis. Noch schöner als das Fahren ist häufig das Schauen: ein reicher Wechsel unberührter deutscher Landschaftsbilder bietet sich dem Auge dar. Am Straßenrande ist nichts von dem, was ältere Straßenzüge häufig verunstaltet, zu finden. Drähte, Masten, Reklamen, häßliche Bauwerke fehlen. Der Fahrende kann im Vorbeigleiten ungestört harmonische deutsche Natur- oder Kulturlandschaft genießen.

Trotzdem ist es nicht nur die Möglichkeit, die Schönheit der deutschen Landschaft in sich aufzunehmen, welche die Fahrt auf vielen Autobahnstrecken zu einem er-

lesenen Genusse macht. Es ist nicht nur das Landschaftserlebnis an sich im Blick hinaus in die Weite. Innige Fäden knüpfen sich zwischen der heutigen Straße und der Landschaft. Man hat es verstanden, die Straße mit einem Gewebe solcher Fäden zu umhüllen, das aus allem gesponnen ist, was Natur und Kultur einer Landschaft zu geben vermögen. Wenn die Technik bis vor einigen Jahren rein zivilisatorisch eingestellt war, dem praktischen Zweck also Natur- und Kulturgut

Weiche Linienführung



Weiche Linienführung. Die Dammböschungen sind ausgerundet

unbedenklich opferte, so sucht sie heute – wenigstens an den Straßen – vieles von diesem höchsten deutschen Gut in ihr Denken, aber auch in ihr Bauen hineinzunehmen, um neue kulturelle Bindungen zu gewinnen.

Ein leichtes Vorbeigleiten am harmonisch gewachsenen Landschaftsbild, ein Ausblick auf Bergesgipfel, Siedlung und Baumgestalt wird dadurch erreicht, daß der Autobahnerbauer die Straße an unverdorbene Landschaftsbilder hinführt. Darüber hinaus aber geht noch ein Bestreben, eine neue Art von Harmonie zwischen Straße und Landschaft zu finden, Harmonie, die an musikalische Empfindungen erinnert. Einklang mit der Landschaft und ein Gegenklang zu ihr wird gesucht und damit ein künstlerischer Gesamteindruck gewonnen, der, wie auch auf anderen Gebieten des künstlerischen Schaffens, das Wichtigste ist.

Die zuerst gebauten Strecken der Reichsautobahnen besitzen noch viele Kilometer lange Gerade. Sie tragen noch den Stempel des rein Technischen an sich. Ermüdungserscheinungen, welche die Fahrer mehr als die Wagen trafen, zeigten aber, daß hier die Technik an die Grenzen des biologisch Möglichen und psychisch Tragbaren geraten war, die es feinfühlig zu beachten galt.

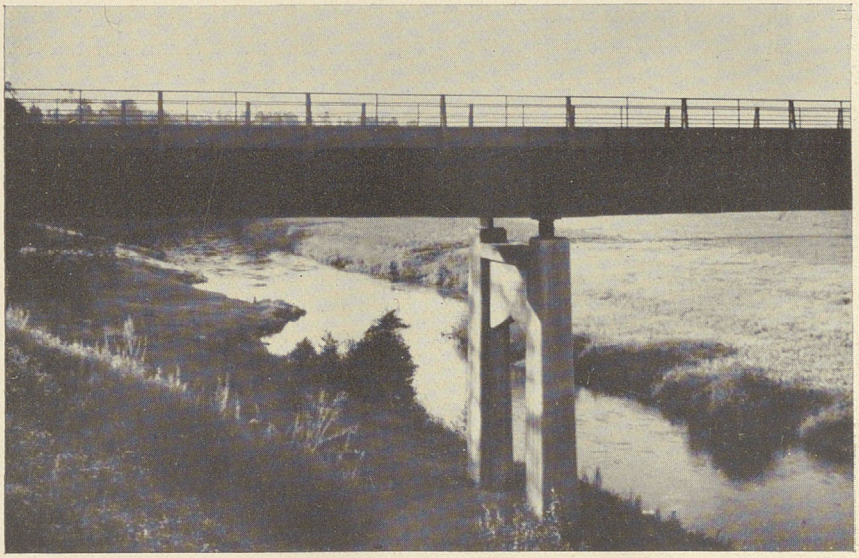
Welch viel größere seelische Durchblutung und Ernährung belebt den Fahrer, der im Auf und Ab, aber auch im Hin- und Herwogen der Landschaft mitschwingen kann. Ihre Vielfalt und ihr Reichtum geht mit in ihn ein. So ent-

schloß man sich, die Linienführung der Autobahnen der Landschaft anzupassen. Weich ausbuchtende Kurven schmiegen sich jetzt an Berg und Hügel an, und die Melodie der Landschaft erklingt, ganz körperlich erfühlt, im Unterbewußten des Fahrenden.

Und deutsche Landschaft ist es: verschieden in allen Gauen dem Fahrer nahegebracht durch das Herantreten des Bodengebundenen, Bodenwüchsigen an die Straße. Neu entstehende Waldsäume, aus bodenständigen Bäumen und Büschen aufgebaut, machen jeweils das Lebendige einer Gegend, den kargen wie den satten oder üppigen Charakter ihrer Natur sichtbar. Schöne alte Einzelbäume, im Grünstreifen oder am Straßenrande, dienen als besondere Blickpunkte. Weich geformte, von Hand überarbeitete Einschnitts- und Dammböschungen, die kaum mehr erkennen lassen, wo die Maschine erstlich Kanten schlug, rahmen den sorgfältig gewählten Bildausschnitt ein. Man verzichtet auf die Anlage von Straßengräben und ersetzt sie durch Untergrund-Entwässerungen usw., um die Straßen und ihre Benutzer nicht von der Landschaft abzutrennen.

Durch diese und andere Maßnahmen der Linienführung, Bepflanzung und Geländeausformung entsteht ein symphonischer Gesamteindruck, der — wenn auch

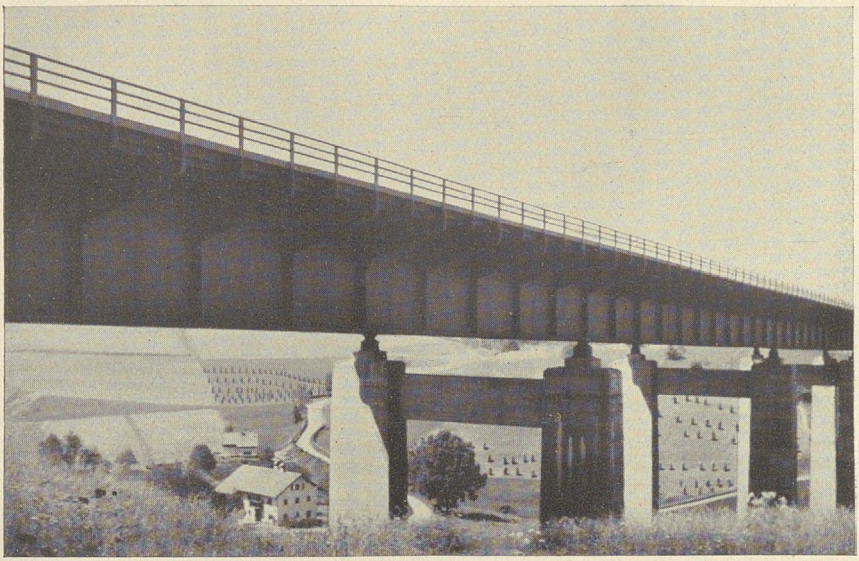
Baum und Autobahn. Der Straßengraben fehlt



Viadukt über unberührtem Flußtal

noch längst nicht überall gefunden — doch da, wo er verwirklicht wurde, eine völlig neue Beziehung zwischen einem technischen Werk und der Landschaft hervorbringt.

Besonderen Reiz haben in diesem Gesamtklang Gegensatzwirkungen, kontrapunktische Harmonien. Wenn die mächtigen Eisenträger der großen Viadukte mit

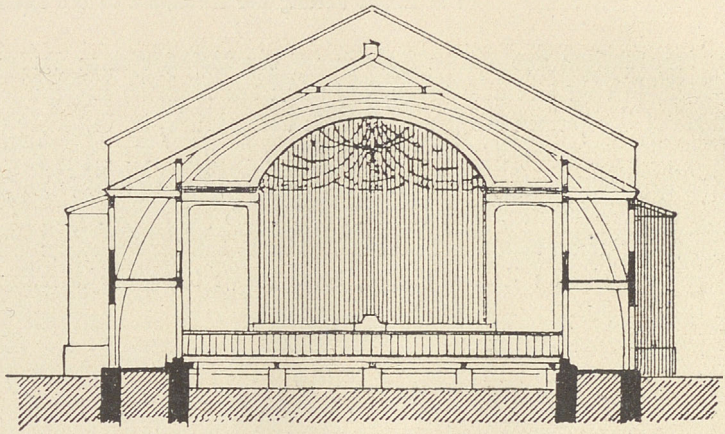


Alte und neue Straße *Photo: Dr. Edith Ebers*

ihren herben, kantigen und glatten Formen auf den Besucher einen starken Eindruck machen, so liegt dies auch daran, daß sie zu den natürlich ausgezackten und ausgebuchteten Uferformen des Flusses, den sie überspannen, im Gegensatz stehen. Das liebenswürdig gegliederte Ufer, dessen eigene Vielfalt die organisch belebte Natur spiegelt, weist mit großer Bestimmtheit erst auf das eigentliche Wesen des Erdachten und Errechneten, seine kühle Klarheit und gesammelte geistige Kraft hin. Man staunt, wenn man einmal beobachten kann, daß der ästhetische Eindruck nicht mehr befriedigt an Talübergängen, deren Flüsse durch Regulierungsmaßnahmen entstellt sind.

Oder jene Wirkung, die da zustande kommt, wo eine gewundene alte Straße, an der Haus und Baum im kulturlandschaftlichen Raume vom historischen Werden berichtet, in Gegensatz zur Autobahn kommt. Der Eindruck der sieghaften Macht der Technik wächst an diesem Gegensatz; aber auch die Eigenwüchsigkeit, das Seelenvolle, Liebenswürdige und Trauliche des Alten kommt doppelt zur Wirkung. Zwei Seiten des Seins berühren sich: ein besonderer Reiz für das Auge, aber auch eine Mahnung zugleich, sie beide gelten zu lassen.

So wachsen sich an den Autobahnen Technik und Landschaft entgegen. Es entsteht ein zwangloses Eingebundensein technischer Anlagen in deutsche Heimatlandschaft, die, indem sie aus ihrem Reichtum schöpfen, ihn auch sichtbarlich immer wieder darstellen.



Das Goethe-Theater. Werkzeichnung nach Doebber, Lauchstädt und Weimar

EDWIN REDSLOB

Lauchstädt

Ein Tempel der Goethe-Zeit

Goethe hat drei Bühnen gebaut: das alte und das neue Komödienhaus in Weimar sowie das Sommertheater in Bad Lauchstädt bei Halle. Der erste Bau brannte im Jahre 1825 nieder, der dann errichtete Neubau wurde zu Beginn unseres Jahrhunderts pietätvoll abgerissen. Ein Zeugnis aber blieb bestehen: das Goethe-Theater in Lauchstädt. Durch zwei Jahrzehnte, 1791 – 1811, hat der Dichter – mit kurzer Unterbrechung durch die Kriegsläufte – hier Sommer für Sommer die Weimarer Schauspieler gastieren lassen, auf damals kursächsischem Boden, vor einem Publikum, das zumeist aus Halle, dazu aus Leipzig und aus den kleinen Städten des östlichen Thüringen kam. Der Erfolg war so groß, daß im Jahr 1802 vom Weimarer Staat hier ein besonderer Bau errichtet wurde, aus Fachwerk, wie das Festspielhaus in Bayreuth.

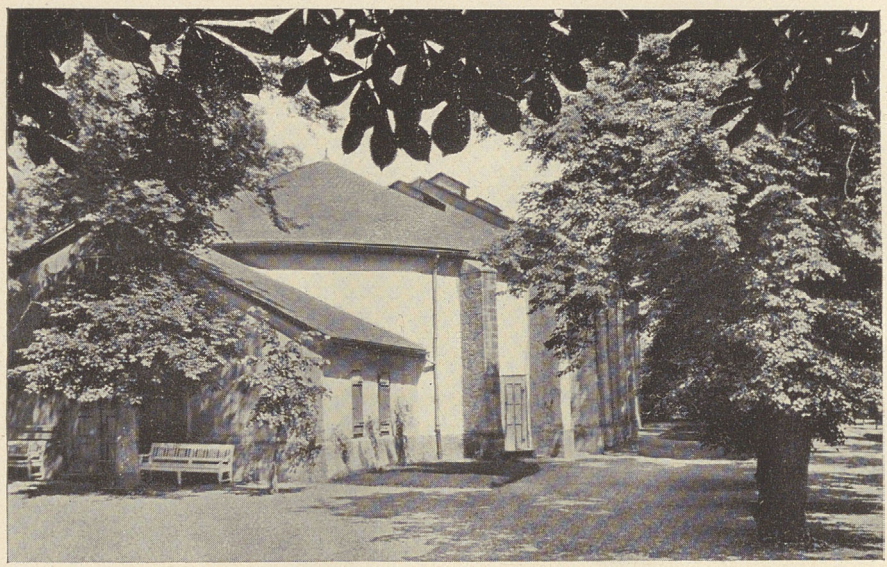
Die Ausmaße der Bühne waren so gewählt, daß die Weimarer Dekorationen ohne weiteres verwandt werden konnten. Der Entwurf stammt von Schinkels großem Vorläufer, dem Berliner Friedrich Gentz, der auch den Neubau des Weimarer Schlosses errichtet hat, eines der wichtigsten Werke des deutschen Klassizismus. Der Lauchstädter Bau ist ein Meisterwerk: in der wunderbaren Ausgeglichenheit der Proportionen spürt man die feine, man möchte sagen noble Hand des Meisters, vor allem aber in der „stillen Größe", mit der dem griechisch breiten Giebel die flache Überwölbung des Zuschauerraumes eingefügt ist. Mit bescheidensten Mitteln hat die künstlerische Gestaltung hier eine ausgewogene Geschlossenheit erreicht, deren Harmonie der inneren Bedeutung des Baues entspricht: ein Tempel Weimars zu sein.

Der Einweihung maß Goethe programmatische Bedeutung bei. Er schrieb dafür ein besonderes Festspiel, das beziehungsreiche, aus der Atmosphäre von Lauchstädt entwickelte allegorische Stück „Was wir bringen", das auch bei Aufführungen unserer Zeit seine Wirkung stets bewahrt. Das Stück beginnt mit einer realistisch gehaltenen Szene, wie das bürgerliche Rührstück der Zeit sie verlangte; das Motiv von Philemon und Baucis, das Goethe im zweiten Teil des Faust verwandte, taucht zum erstenmal auf: eine bemerkenswerte Tatsache. In die bescheidene Hütte des alten Paares tritt eine bunte Gesellschaft ein, deren mit echt Goethescher Freude an Zauberkünsten geschilderte Hauptfigur sich als Gott Merkur entpuppt und nun allerlei „Bedeutendes" verkündet: das Bekenntnis zum Klassizismus, der an Stelle imitierter Wirklichkeit eine edle Verbindung von Wahrheit und Schönheit erstehen läßt:

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehn,
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden.

So erhebt sich aus leicht begonnener Unterhaltung die höchste Sprache der Kunst, die Sprache der Götter: „Sterne, auf einen Bettlermantel gestickt", schrieb Schiller an seinen Freund Körner nach Dresden. Doch hat er sich deutlich an dies Vorbild gehalten, als er im Jahr 1805 als Festspiel für den Einzug des Weimarer Erbprinzen und seiner jungen Gattin, der Zarentochter Maria Pawlowna schrieb: „Die Huldigung der Künste".

Kurleben im 18. Jahrhundert



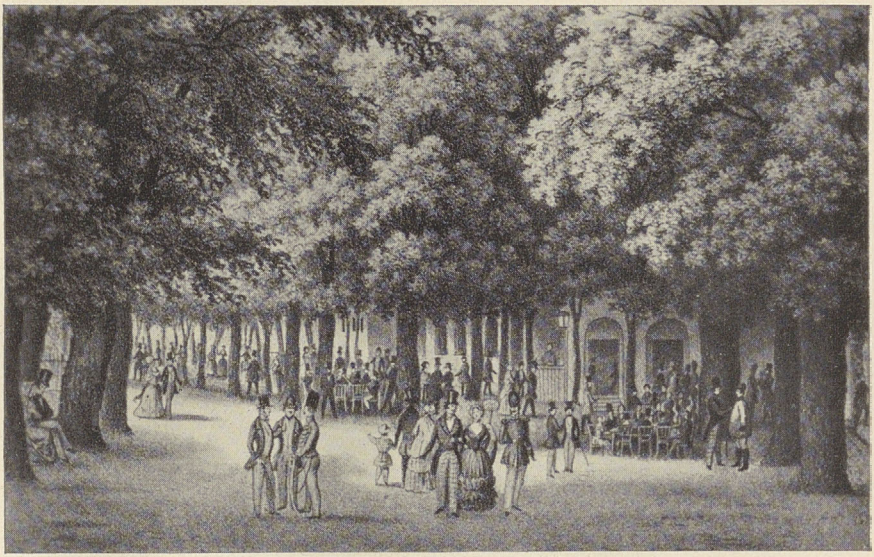
Das Goethe-Theater zu Lauchstädt, 1802 erbaut

Zur Eröffnungsfeier des neuen Bühnenhauses war eine glänzende Gesellschaft versammelt. Von Halle kam Friedrich August Wolf, der wissenschaftliche Wegbereiter der Klassiker in allen Fragen der Antike, dazu der Komponist des Festspiels, Reichardt, der als Freund der ersten Romantiker im Geistesleben der Zeit eine bedeutsame Rolle spielte. Von Jena erschienen die Philosophen Schelling und Hegel und aus dem Heerlager der Romantik Caroline Schlegel und beide Brüder, die das „allerliebste, höchst interessante Vorspiel" begeistert aufnahmen. Aus Weimar war Goethe selbst mit Christiane und seinem Sohn August gekommen sowie Heinrich Meyer, sein Berater auf dem Gebiet der bildenden Kunst.

Auf das Vorspiel, darin die berühmtesten Weimarer Kräfte, Malcolmi und Carl Augusts erwählte Freundin, die Jagemann, mitwirkten, folgte Mozarts Oper „Titus", in der neben den genannten Künstlern Benda als römischer Kaiser auftrat. Die Vorstellung begann um fünf Uhr, so daß am Abend noch Zeit für Christianes wichtigsten Teil der Lauchstädter Veranstaltungen blieb: zum Tanzen!

*

Was der Olympier in Lauchstädt bot, war mehr als Unterhaltung: es war das Ergebnis seiner Arbeit für die Bühne, war eine Probe des einheitlichen Ensemble-Spiels des Weimarer Theaters und somit in jeder Hinsicht Programm. Für das Theaterpersonal aber, das Goethe auch im Sommer gern zusammenhielt, war es eine wichtige Schulung vor einem besonders empfänglichen, aber auch kritischen Publikum, das stets neu gewonnen werden mußte. Die Weimarer Schauspielschule war auf Dauer und Tradition gestellt; auf gepflegtes Zusammenspiel legte



Lauchstädter Kurleben um das Jahr 1847

Goethe den größten Wert. „Das angeborene Naturell soll sich mit Freiheit hervortun, um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Anleitung einer höheren Bildung entgegenführen zu lassen." Das war des Meisters oberstes Gesetz. So ist es kein Zufall, daß er bald nach der Eröffnung des Lauchstädter Neubaus, im Jahr 1803, die Regeln für Schauspieler formulierte, die in der Forderung des Klassizismus gipfeln: Kunstwahrheit, nicht Naturwahrheit!

Zugleich lag ihm daran, daß die Schauspieler mit einem gebildeten und anregenden Publikum, wie der vornehme Badeort es bot, ständig zusammenkämen, wobei sie „durch Enthusiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen sich selbst gesteigert würden". Vor allem aber verfolgte er durch die Gastspiele in Weimars weiterem Umkreis eine Ausstrahlung des dort Erreichten auf ein größeres Gebiet. In Lauchstädt war ihm die Nähe von drei damals führenden Universitäten Mitteldeutschlands wichtig, von Jena, das um 1800 auf der Höhe seines Ruhmes stand, von Leipzig, der Hauptuniversität von Kursachsen, von Halle, wo Männer wie Friedrich August Wolf, Schleiermacher und Steffens wirkten, und das noch immer seinen Platz als erste Universität von Preußen behauptete. Waren aber zur ersten Blütezeit der Hallenser Hochschule, um 1700, Universität und Bühne Feinde gewesen, so daß zumindestens den Studenten der Gottesgelahrtheit der Besuch des Theaters streng verboten war, so übersetzte jetzt Niemeyer, der Kanzler und Theologe der Universität, ein Lustspiel des Terenz, damit es von Goethes Schauspielern in Lauchstädt aufgeführt werde. Damit war die Bühne als eine moralische Stätte im Sinne Schillers anerkannt und den Studenten als Tempel geöffnet.

Goethe legte auf ihre Anteilnahme besonderen Wert, da ihm die Jugend das angenehmste Publikum war:

Noch sind sie gleich bereit zum Weinen wie zum Lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein:
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Und die Jugend war dankbar. Arnim, Eichendorff, Gustav Freytag, die Historiker Dahlmann und Raumer haben hier entscheidende Eindrücke von der Weimarer Kunst empfangen, viele Studenten und junge Schauspieler sind in Lauchstädt

Richard Wagner, Jugendbild

Goethe begegnet, beglückt sahen sie Schiller, der im Jahr 1803 der ersten Aufführung der „Braut von Messina" beiwohnte. Der Ausbruch eines Gewitters brachte bei dieser Aufführung zunächst einige Verwirrung, um zuletzt um so erschütternder den Eindruck der Darstellung zu erhöhen, die in einer jubelnden Huldigung für den Dichter ausklang. Des klassischen Philologen Wolf großer Schüler Böckh hat noch im Jahre 1859, als er zur Feier von Schillers hundertstem Geburtstag die Weiherede hielt, in ergreifenden Worten an die unmittelbare Verbindung mit dem Dichter erinnert, die Lauchstädt der akademischen Jugend Deutschlands gebracht hat. In Eichendorffs Tagebüchern und Dichtungen wird die große Zeit von Lauchstädt lebendig, und in der Schilderung der klassischen Epoche Deutschlands im letzten Band von Gustav Freytags Ahnen läßt der Dichter seinen Helden das Lauchstädter Theater eifrig besuchen.

So hatten die Klassiker Weimars nahe Halle, Wittenberg und Leipzig den Ort gefunden oder besser: sich geschaffen, der die Saat ihrer Arbeit und ihrer Ideen über den Bezirk des Weimarer Herzogtums hinaus ganz Deutschland nutzbar machte.

*

In seiner geschickten Art, jeden Menschen auf den rechten Platz zu stellen, hat Goethe dabei auch seiner Gefährtin Christiane Vulpius bei der Lauchstädter Unternehmung den rechten Platz angewiesen. Ihrer Neigung, sich im Wirbel der tanz- und trinkfreudigen Geselligkeit rings um die Schauspieler zu verlieren, legte er gewissermaßen Zügel an, indem er sie nutzte. Er gab Christiane die Mission, gleichsam seine Gesandtin bei dem lustigen Volk der Komödianten zu sein. So fühlte sie sich im Strudel der Geselligkeit nicht in Gegensatz zu dem auf Würde bedachten Geheimbderath, sondern als seine Vertreterin. Sie nahm sich zusammen und nützte, indem sie eine Verbindung zwischen dem gestrengen Intendanten und seinen Schauspielern und Sängern schuf, zugleich dem ganzen Unternehmen. Er-

Minna Wagner, geb. Planer

freut über ihre Einreihung in seinen Arbeitsbereich schreibt er ihr, die ihm aus Lauchstädt häufig nach Weimar berichtet hat: „Ohne Dich könnte und möchte ich das Theaterwesen nicht weiterführen." In der Güte seines Herzens übersieht er in ihren Briefen die auf dem Boden des Weimarer Dialektes phonetisch erwachsene Rechtschreibung, wenn sie etwa dem Dichter der Iphigenie am Tag nach der Aufführung seines Dramas mitteilt, sie sei in „Effeseniche" gewesen.

Aus den zwei Jahrzehnten Lauchstädt-Weimarer Theatergeschichte ragen drei Tage besonders hervor: 1802 die Einweihung des Neubaus mit der programmatischen Verkündigung des Klassizismus, im folgenden Jahr die Huldigung für Schiller nach der Erstaufführung der „Braut von Messina", im Sommer 1805 die Trauerfeier, die Goethe dem verstorbenen Freund gerüstet hat. Nach mancherlei anderen Plänen hat er für die Feier in Anschluß an eine Teilaufführung der Maria Stuart Schillers Glocke szenisch gestaltet. Die Bühne stellte die Werkstatt des Glockengießers vor: der unter wechselnder Rezitation vorgenommene Guß der Glocke gab die sichtbare Handlung, während zum Schluß Amalie Malcolmi, die vordem als Maria Stuart aufgetreten war, den Epilog

zu Schillers Glocke vortrug, das Hohelied auf die Freundschaft der beiden Großen von Weimar. Eine tiefe Ergriffenheit bemächtigte sich der Zuschauer, von denen ja viele noch zwei Jahre vorher dem Dichter der „Braut von Messina" hier gehuldigt hatten. Sie empfanden die unmittelbare Nähe des Heimgegangenen, als von der Bühne, die seine Triumphe gesehen, die Worte erklangen:

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht,
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht ...

So ist Lauchstädt zum Tempel der deutschen Klassiker geworden, zu der Stätte, da Goethe nicht nur ein Publikum, sondern seine Gemeinde fand. Hier reichten sich der Norden und der Süden Deutschlands die Hand, hier griff Weimar nach Preußen und Preußen nach Weimar, mit den Mitteln des Geistes das kommende Deutschland bereitend.

*

Unter den Personen, die im Jahr 1803 im Lauchstädter Sommertheater Schillers „Braut von Messina" sahen, befanden sich auch Richard Wagners Eltern. Dem Leipziger Aktuar und der aus dem nahen Weißenfels stammenden Bäckerstochter, in deren beider Herzen die Begeisterung für die Bühne lebendig war, muß der Besuch ein großes Erlebnis gewesen sein. Es ist anzunehmen, daß die Mutter ihrem zehn Jahre später geborenen Sohn noch oft erzählt hat, wie sie in Lauchstädt die erste Aufführung eines Schillerschen Stückes erlebte und den Dichter noch mit eigenen Augen sah.

So lockte im Jahre 1834 den noch nicht 21jährigen Musiker die Aussicht, in Goethes Theater einen Sommer hindurch als Kapellmeister zu wirken. Als er vor dem neuen Direktor stand, erkannte er an diesem Nachfolger Goethes freilich den Wandel der Zeiten: aus einem Tempel Goethes war ein Unterhaltungsetablissement geworden, ein richtiges „Sommer-Theater" mit dem Charakter einer „Schmiere", deren Direktor sich in erster Linie als Kassierer empfand. Ohne Probe sollte der junge Musiker mit der Magdeburger Truppe und der Merseburger Kapelle den Don Juan dirigieren.

Schon ist er zum Verzicht und zur Rückreise nach Leipzig bereit, da wird ihm gesagt, er könne im gleichen Hause mit dem schönsten Mädchen von Lauchstädt wohnen. Er sieht Minna Planer, die beste Schauspielerin der Truppe, sieht sie und bleibt. Ein Idyll beginnt, schwermütig vertieft durch Leid: die Krankheit, die den Meister durch sein ganzes Leben geleiten sollte, die Gesichtsrose, entstellt ihn. Von allen gemieden, sitzt er mit geschwollenem Gesicht im Zimmer und sucht sich bis zur nächsten Opernvorstellung zu heilen. Da pflegt ihn Minna, und als er tief unglücklich ist wegen der ansteckenden Krankheit, küßt sie ihn, um zu zeigen, daß ihr von dem geliebten Manne nichts Böses kommen

könne. Er aber erlebt, was zum Grundmotiv seines Schaffens wurde: Erlösung durch Liebe.

Ludwig von Hofmann: Entwurf zu Goethes Satyros für Lauchstädt

Da er sich von Minna nicht trennen kann, bleibt er bei der Truppe, er fährt mit ihr nach Rudolstadt, und zwar auf dem Umweg über Weimar; zwei Jahre nach Goethes Tod steht er vor dem verstummten Haus am Frauenplan. Dann ist er eine Zeitlang in dem Orte, an dem der junge Schopenhauer, im Geburtsjahr Wagners, sein erstes Werk verfaßt hat. Wie alles von Schopenhauer, hat Wagner es später mit Eifer studiert: die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde! Rudolstadt wird ihm ein Ort der Qual infolge der Eifersucht, die Minna ihm bereitet. Aber so kettet sie ihn ganz an sich, er heiratet sie, sie wird die Gefährtin seiner schwersten Jahre, ohne seine Größe zu verstehen.

Es will scheinen, als habe Lauchstädt nicht nur durch Minna Planer eine entscheidende Rolle im Leben des Meisters gespielt. Als er das Wagnis unternahm, das Festspielhaus für sein musikalisch-dichterisches Werk, das er ursprünglich in Weimar hatte erstehen lassen wollen, in Bayreuth zu errichten, als er das weiterführte, was Goethe mit kühnem Griff für die Dichtung in Lauchstädt begonnen hatte: fern vom Getriebe der Großstadt ein Sommer-Theater von kultisch-festlichem Charakter, da mag die Erinnerung an Lauchstädt in ihm nachgewirkt haben.

*

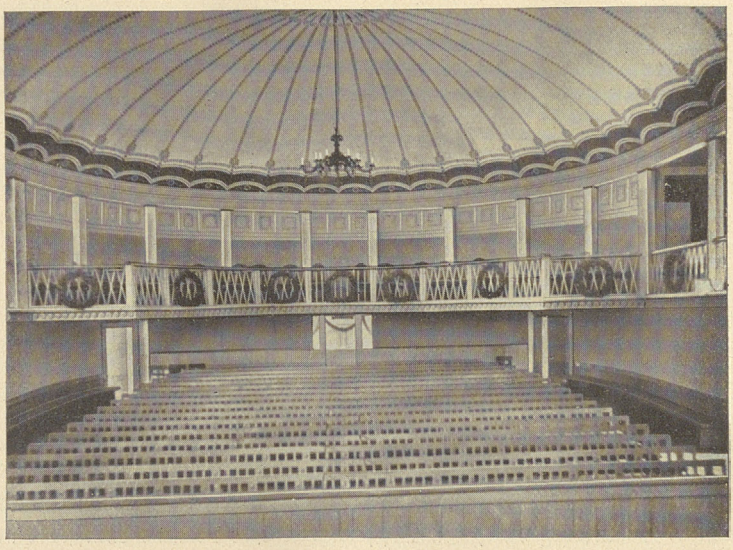
Es ist undenkbar, daß große Stätten der geistigen Kultur völlig ins Nichts zurücksinken können. Daher erlebte auch Lauchstädt seine Wiedergeburt. Sie ging diesmal von der Universität Halle aus, wo der Vertreter des Griechentums, Karl Robert, zu Beginn unseres Jahrhunderts Goethes Theater eine neue Entfaltung brachte. Ein Höhepunkt war die Aufführung von Goethes Pandora vor einer Bühnendekoration, in der Ludwig von Hofmann, damals in Weimar, den festlich klassischen Charakter seiner Kunst in den Dienst der Bühne stellte. Goethes Bühnendichtung schien eigens für den Rahmen von Lauchstädt geschaffen: die Aufführung wurde der Anlaß zu einer neuen Besinnung auf festliche Kunst. So ist es kein Zufall, daß die Wiederbelebung des chorischen Stiles der Bühne seit dieser Aufführung und der ihr folgenden Feier von Glucks zweihundertstem Geburtstag durch den Orpheus mit dem Namen Lauchstädt auf das engste verbunden ist.

Es folgte noch manche Aufführung — unvergeßlich Gabriel Schillings Flucht von Gerhart Hauptmann — an welche bei allen Teilnehmern die Erinnerung meist stärker nachwirkend blieb, als an manche noch so bedeutsamen Bühneneindrücke eines Großstadtwinters. Enttäuscht über den Mißerfolg der Uraufführung

seines Glashüttenmärchens „Und Pippa tanzt" hatte Gerhart Hauptmann sein nächstes Werk dem Zufall einer Berliner Premieren-Sensation nicht wieder aussetzen wollen — da hörte er von Lauchstädt, von der intimen Wirkung seiner Bühne, von der Kunstgemeinde, die hierhin von Halle und den Saalestädten, von Leipzig und von Weimar im Sommer zusammenströme; er gab sein Werk Lauchstädt, und die Uraufführung, die hier veranstaltet wurde, führte den Dichter wieder der Bühne zurück.

Weitere Ereignisse folgten: das im 19. Jahrhundert endlich erwachte Verständnis für Wert und Größe der Goetheschen Festspiele und lyrischen Dramen ist ganz wesentlich von der neubelebten Bühne Lauchstädts ausgegangen. Eine Entdeckung war vor allem die Aufführung des Scherzspiels, das der junge Goethe noch in Frankfurt schrieb: Satyros oder der entfesselte Waldteufel. Mit Figurinen, die Ludwig von Hofmann geschaffen hatte, und die den wunderbaren Einklang seiner Kunst mit Goethes antikischen Dramen offenbarten, wurde das lustige Spiel vom Waldteufel, der sich als Gott ausgibt und allerlei Verwirrung anrichtet, zu einem heiteren Erlebnis. Es war, als ob ein Stück Griechentum, karnevalistisch fast, in nüchterne Gegenwart einbräche.

So bewährt Lauchstädt auch in unserer Zeit die Lebenskraft einer Tradition, die Goethe an der nördlichsten Stelle seiner aktiven Wirksamkeit, am Gelenk zwischen Mitteldeutschland und dem Nordosten, klug bereitet hat, ein Stück Weimar zum Staat Friedrichs des Großen tragend.



Das Lauchstädter Goethe-Theater. Blick in den Zuschauerraum

PAUL FECHTER

Knut Hamsun

Zum 80. Geburtstag am 4. August

Er ist schon fast ein Mythos geworden. Unser ganzes Leben ist von ihm erfüllt, seit wir in jungen Jahren zuerst auf seine Bücher stießen: er hat uns begleitet vom Hunger bis zu August Weltumsegler — und was er gab, war immer das gleiche und immer neu, nicht mehr Dichtung, sondern wesentlicher Teil des Lebens selber, das von ihm aus immer neue Deutung, Durchleuchtung, in aller Härte neue Schönheit bekam.

Blickt man heute auf die Gestalt dieses Dichters zurück, so ist es seltsam schwer, für sein Wesen die bannende Formel oder auch nur die knappen Sätze zu finden, mit denen man die Besonderheit seiner Art und seines Werks umschreiben könnte. Für Ibsen, für Dostojewski, für Kipling ist es viel leichter; für Hamsun ist es fast unmöglich. Vielleicht liegt es daran, daß er in seinem Letzten unaussprechbar ist wie die letzten Wirklichkeiten des Lebens — vielleicht hat man die sechzehn Bände Weltruhm, die vor seiner Realität stehen, zu oft und in zu verschiedenen Lagen des Daseins hervorgeholt, um jenseits des großen, farbig schwebenden Lebensbildes die scharfen Linien der Grundstruktur des Wesens noch eindeutig sehen zu können. Vielleicht aber hat das auch eine besondere Ursache, die nämlich, daß Hamsun selbst immer mehr einen Weg gegangen ist in Bereiche, in denen eben die Faßbarkeit des gewohnten Lebens aufhört und die Bezirke einer Wirklichkeit beginnen, die weit hinter der üblichen auch großer Dichter liegt.

Es gibt einen Roman von Hamsun aus seinen mittleren Jahren. Er heißt „Kinder ihrer Zeit", gehört nicht zu seinen populärsten Werken und ist eines der aufschlußreichsten seiner Bücher, vielleicht das aufschlußreichste. Es erzählt die Geschichte der Ehe des Leutnants Willatz Holmsen mit seiner schönen schlanken Frau Adelheid, die aus Hannover stammte — und ist die wunderbarste und traurigste Geschichte einer Liebe, die nach Stifters Prokop geschrieben wurde. Wenn man diesen Roman liest, steigt immer wieder eine Formel für seinen Dichter auf, gerät man immer wieder in Versuchung, ihn mit einer Kennzeichnung nach der Art der alten anonym gebliebenen Maler zu umschreiben. Man möchte ihn den Meister des unbemerkten Lebens nennen, weil er mit einer unheimlichen Gabe des Sehenkönnens die Momente auffaßt und ergreift, in denen der eigentliche Lebensablauf jenseits der Worte und der Handlungen sich vollzieht. Kinder ihrer Zeit ist ein Roman ohne Worte, gegen die Worte, gegen die Taten. Der Leutnant und seine schöne Frau lieben sich im Grunde: sie kommen über die Breite des Haares, von der Stifter spricht — und die bei ihnen allerdings ein gut Stück breiter geraten ist — nicht hinweg, können vom gesprochenen, in der Handlung sichtbar werdenden Leben nicht den Weg finden zum Unsichtbaren, Stummen, Eigentlichen. Sie verzehren sich, und das Dasein verweht, das Leben wird sinnloses Schauspiel, hinter dem die Seelen lautlos klagen, und das Glück, das so nahe war, zer-

fällt — eben weil die Momente des wirklichen Lebens, die die Lösung geben könnten, unbemerkt bleiben und nur von ihrem Meister mit traurigen bösen Augen aufgezeigt und mit einer unnachahmlichen Kunst sichtbar oder wenigstens bemerkbar gemacht werden.

Es war ein weiter Weg zu dieser Kunst, den Hamsun gehen mußte. Am Anfang steht ein Buch, von dem man glauben könnte, daß es diesen Weg fast hätte versperren können, der Roman „Hunger". Ein hartes Stück Selbstbiographie steckt in ihm — und ein hartes Stück Selbstpsychologie, Bericht über Vorgänge in der eigenen Seele. Sie sind sachlich, objektiv, ohne Beschönigung gefaßt: sie bewegen sich im Bereich des eigenen isolierten Daseins, stehen noch am Rande der Erkenntnis, daß Leben immer nur im Wechselspiel zweier Seelen aufsteigt. Einmal, am Schluß des dritten Teils, erhebt bereits der späte Hamsun sein Haupt, in der seltsamen Szene mit dem Mädchen, in dem der Kampf zwischen dem bemerkten und dem unbemerkten Leben schon für Momente das eigentliche Thema wird. Vieles aber ist von der Zeit gebannt, vom Jahrzehnt der Psychologie, die einmal in seltsamer Verkennung der eigentlichen Aufgabe vor das wirkliche Reich der Dichtung geschoben wurde. Man begreift, daß Hamsun von hier aus einmal den beinahe impressionistischen Versuch des Redakteurs Lynge unternehmen konnte: die Analyse mußte weiterwirken und die Welt des späten Ibsen, die Atmosphäre der Christiania-Bohème konnte nur in der eigenen Arbeit aufgelöst und unwirksam gemacht werden. In der „Neuen Erde" versinkt schon diese alte Welt, steigt das Bild des Hamsun auf, der für das letzte Menschenalter mit Kipling der letzte große Maßstab wirklicher Dichtung war.

Man müßte einmal im einzelnen den Weg nachgehen, den diese Entwicklung Hamsuns genommen hat. Es ist ein sehr männlicher Weg und eine sehr männliche Entwicklung: ein Mann ging ihn, der auch des eigensten Lebens berauschtes Kind war und um des Herzens rätselvollen Gott wußte. Es gibt in der großen europäischen Dichtung der modernen Zeit keinen, der so viel wie Hamsun von der Liebe und ihrer furchtbaren Macht gewußt und ausgesagt hat. Sie ist zuletzt das eigentliche Thema seiner Dichtung: ihre Tragik und ihre Lächerlichkeit, ihre trauervolle Größe und ihre fürchterliche Ironie geben den nie verklingenden Grundakkord. Schmerzlich und böse zugleich zeichnet er Fluch und Gnade dieses menschlichen Schicksals: zart und mit letztem Verstehen und auf der anderen Seite mit fast haßerfüllter Kälte läßt er die Schattenbilder seiner Frauen und Mädchen aufsteigen, an denen seine Männer, die an seinen Männern zerbrechen, zerstört werden. Neben Eva, dem strahlenden Stückchen Natur, steht Edvarda mit den ausgetretenen Schuhen und der armen, bösen, suchenden Seele — der Zeichner Paul Holz hat sie mit einer Genialität der Vision erfaßt und hingestellt, daß man sie nur noch mit seinen Augen anzusehen vermag. Viktoria, die sterbend einen der schönsten Briefe der neuen Dichtung schreibt, gesellt sich Rosa aus den Benonigeschichten, neben Ingeborg Torsen aus der Letzten Freude steht Frau Gihle aus der Komödie „Vom Teufel geholt" — und man fragt sich, wer wohl neben Hamsun eine solche Fülle unverhüllten Lebens hingestellt hat. Frank Wedekind bleibt

als einziger – aber seine geniale Einseitigkeit begrenzte von vornherein den Ausschnitt und ließ nur die eine, allzu schmale Seite sichtbar werden.

Neben diesen Schatten aber wandern die Gestalten seiner Männer, ebenso fremd einander und feindlich wie die der Frauen: die heimlichen Selbstbildnisse vom Agronomen Nagel und dem Leutnant Glahn bis zu dem Erzähler der „Letzten Freude", bis zu Benoni und Minutte – und zwischen ihnen steht Mack, Kaufmann Mack, Pan im weichen Vorhemd, und Hamsun läßt das Schicksal mit ihnen spielen, solange, bis der Ekel den alternden Dichter packt und er mit böser Lust das unbemerkte Leben ans Licht zerrt und seinem Zorn Luft macht. „Ich habe von Menschen geschrieben" – das ist die eine Seite; auf der anderen aber steht: „Ich habe dieses während einer Pest um einer Pest willen geschrieben. Ich kann die Pest nicht aufhalten, nein, sie ist jetzt unüberwindlich – aber ich arbeite ihr entgegen, so gut ich kann." Über dem Analytiker und Impressionisten reckt sich wie bei Raabe der hassende Kämpfer auf: neben den gestaltenden Dichter tritt der zornige Gegner des „neuen Geists", der schon in jungen Jahren die „Neue Erde" schrieb mit dem wilden Haß gegen die moderne Literatur und noch mehr gegen die modernen Literaten, an denen das wirkliche Leben, das ihm zuletzt doch immer die Frauen waren, zerbricht und elend zugrunde geht. Unter allem Unmittelbaren, nur dem Lebendigen Verbundenen steigt der fast politische Haß gegen die verfluchte kompakte liberale Majorität auf. Hamsun hat in seiner Amerikazeit zu viel von den Segnungen dieser Welt am eigenen Leib erfahren, um nicht die Zerstörungen zu sehen, die diese Pest im eigenen Land an Männern wie an Frauen anrichtet. Aus diesem Haß gegen alle Zivilisation erwuchs Hamsuns berühmtester Roman, der „Segen der Erde", das Hohelied des ewigen natürlichen Kampfes mit der Natur und der Haßgesang gegen alles städtisch spekulierende, bürgerliche Unternehmertum, das Leben und Mennschen verdirbt und zerstört.

Aus Glauben und Skepsis wächst Hamsuns Welt, und Glauben und Skepsis sind ihre formenden Mächte. Ein lyrischer Mensch, getragen vom Glück der Hingebung an alles Lebendige, wirklich Gelebte, stößt überall in Welt und Menschen auf die Katastrophen des Unlebendigen – zuletzt sogar in sich. Er kann den Gegensatz nicht lösen, so stellt er ihn fest, konfrontiert die Wirklichkeiten des Gefühls und der Gefühllosigkeit mit böser Lust an der Härte und erschlägt selbst die Reste des Glaubens, die das Leben ihm ließ. Ibsen, der den gefangenen Skorpion im Bierglas auf seinem Schreibtisch stehen hatte, während er arbeitete, und zusah, wie er ohnmächtig sein Gift verspritzte, hat kaum je so bittere Hohnbilder des Daseins gestaltet wie Hamsun etwa in den Szenen um die Gestalt der alternden Frau Gihle, die nicht vom Leben lassen kann. Hinter dem Jammer der Kreatur wird eisige Mitleidslosigkeit sichtbar – die merkwürdigerweise die Frauen noch härter schlägt als die Männer. Denen gesteht seine Härte noch einen Rest von Gefühl, zuweilen von ergreifender Schönheit zu, wenn etwa der Siebzigjährige den Rucksack mit den Kleidern Ingeborg Torsens wieder ordnend packt: mit den Frauen scheint er zuweilen eine späte Rache auszumachen zu haben: die wunderbare Szene zwischen August Weltumsegler und der Hexe Aase in Ham-

suns letztem Buch „Aber das Leben lebt" spricht dafür. Der Mann, der das schwebend sehnsüchtige Gedicht von Viktorias Liebe schrieb, endet als böser Spiegel der Welt – und freut sich noch an dieser Rache am Leben.

Das Leben, das unbemerkte, ist Hamsuns eigentliches Thema und Kern seiner Dichtung. Daneben entfaltet sich in seinem Werk, was man bei uns oft übersieht, ein gut Teil allgemeiner nordischer Welt. Wenn man zwischen zwei Büchern von ihm einen Band etwa von Jonas Lie vornimmt, stößt man mit halbem Erstaunen auf dieselben Gestalten, dieselben Typen: was heute, da Hamsun der letzte viel gelesene Norweger ist, als seine Welt und seine Schöpfung erscheint, erweist sich zum guten Teil als nordisches Allgemeingut – genau, wie die schöpferische Funktion des Klatsches, die so oft Hamsuns Werk durchzieht, von Ibsen bis Strindberg, von Lie bis Kielland Gemeinbesitz der Enge des Nordens ist. Hamsun weiß auch um die Dämonie dieser Macht, er kennt ihre lebenformenden Kräfte und baut ein gut Teil seines Geschehens auf ihr auf. Trieb, Lebenslüsternheit, Wille, Theater des eigenen Selbst: daraus wächst die eine Hälfte des Daseins: die andere bestimmt das Gerede, der Klatsch, die Freude an ihm und die Furcht vor ihm, in dem sich die Reaktion der Welt auf das doch bemerkte Leben zuerst niederschlägt. Was ihn über all das hinausträgt, das allzu Nordische sekundär werden läßt, ist sein Wissen um das Draußen, um die Welt jenseits der Meere, sein Erlebnis der Tatsache, daß Mensch und Leben überall von gleicher Art und gleicher Bitternis und Torheit sind. Von hier aus wächst ihm ein Teil seiner harten Sachlichkeit zu. Überall in der Welt wie im Werk Hamsuns herrscht zuletzt Pan: die Menschen bis zu den verbogensten vollbringen ihre Taten wie nachtwandelnde Vollstrecker seines Willens, auch wenn sich das Absolute in ihnen noch so seltsam verkleidet. Dies Panische faßt und erfüllt und trägt alle – mit Ausnahme des Dichters. Er gestaltet es, aber er nimmt sich aus, vor allem in seinem späten Werk. Noch seine Bürger, man braucht nur an Mack zu denken, leben aus dem Willen dieses Absoluten: er selbst aber steht je länger desto mehr der Welt wie seiner Welt zwar wissend, hindurchblickend, aber zugleich fremd und abgetrennt gegenüber. Es hat kaum je einen weniger pantheistischen oder gar pan-entheistischen Dichter gegeben als ihn.

Sehr eigen ist die Wirkung, die Knut Hamsun im Lauf seines langen Lebens geübt hat. Er war zweimal aktuell: einmal bald nach 1900, ein zweites Mal heute; einmal mit seinem frühen Werk, einmal mit seinem gesamten. Als er mit „Hunger", „Pan", „Viktoria" zu uns kam, wurde er mit Begeisterung aufgenommen: Nachfolger fand er eigentlich nur einen – den jungen Bernhard Kellermann. Der erlag diesem Vorbild so sehr, daß er in seiner „Ingeborg" den Pan und die Viktoria zu gleicher Zeit noch einmal schrieb. Er wurde von der Welt Hamsuns in einer Weise aufgesogen, die die Kraft des Norwegers eindeutig aufzeigte: die fremde Dichtung erwies sich als stark wie ein Stück des Lebens selber. Dann kam, ausgefüllt mit den Kämpfen um die moderne Form, das expressionistische Zwischenspiel – und dann setzte die zweite Phase des Hamsun-Einflusses ein, in den Jahren nach dem Krieg. Die war nun wesentlich anders als die erste: was wirkte, war jetzt viel weniger die dichterische Welt des Norwegers

als seine Technik und Sprachmelodie. Ein Mann wie Friedrich Griese geriet in seinem Frühwerk so in den Bann dieser Melodie, daß er völlig aus der Klang- und Sprachwelt Hamsuns dichtete, obwohl das Gegenständliche, das sehr anders geartet war, und seine Bewältigung eigentlich völlig andere Aufgaben stellte. Ähnlich lag der Fall bei den Anfängen Waggerls, obwohl er auch vom Thema her schon Beziehungen zu dem Vorbild erstrebte, oder bei Wiechert: die Melodie des heimlichen Lebenslyrikers Hamsun war offenbar so stark, daß sie das ganze Zeitalter verspätet mit sich riß. Der alternde Hamsun saß bereits über dem Letzten Kapitel, schrieb die drei Bücher um August Weltumsegler: für die Jungen hieß seine Welt „Viktoria" und „Pan", und allenfalls „Segen der Erde" — dies Buch hat im wesentlichen vom Gegenständlichen und von der Tendenz her gewirkt, ein gut Teil der Romane mit der Rückkehr zum Boden in die Welt setzen geholfen. Das Eigentliche des Dichters Hamsun, seine ungeheure Kraft der Erfassung des Wirklichen, der innersten Wahrheit des Lebens, seine Gabe, die heimlichen Punkte zu sehen, an denen jenseits aller fälschenden Öffentlichkeit wirklich gelebt wird, das wirklich Entscheidende sich vollzieht — seine unbestechliche Energie der Wahrheit und seine Fähigkeit, den ewigen panischen Quell des Lebens hinter allen traurigen und lächerlichen Pseudoformen zu sehen — diese eigentliche Substanz und das eigentlich Besondere Hamsuns blieb ohne Wirkung. Es muß vielleicht auch ohne Wirkung bleiben: es ist eben darum so groß und einzig, weil es unnachahmbar ist. Wer diesen Weg gehen will, muß seinen eigenen Pfad zum Wirklichen, seinen legitimen Zugang zu Pan finden und die Vorgänge erkennen, in denen für ihn das Leben unbemerkt seine Nacktheit enthüllt.

In einem von Hamsuns letzten Büchern, dem Roman „Der Ring schließt sich", der Geschichte von Abel, dem Sohn des Leuchtturmwärters, findet sich die seltsame Feststellung: Leben ist im Grunde nur einmal, in der Frühe; mißlingt es da, so ist das weitere Schmutz, Häßlichkeit, lächerliche Wiederholung — Theater. Wenn man heute, da Hamsun das hohe biblische Alter erreicht, auf sein Werk zurückschaut, steht dieser Satz wunderlich zwiespältig in dessen Gefüge. Gewiß, auch bei Hamsun ist das Leben in den Werken der Frühe, im „Pan", in der „Viktoria", den „Mysterien". Aber die späteren haben nichts von Wiederholung, Schmutz, Theater — nur daß sie, das läßt sich nicht leugnen, erfüllt sind von der Stimmung, die in dieser späteren Einsicht lebt. Irgendwann einmal hat vielleicht das Leben des Autors an diese Erkenntnis, und nicht nur an diese Erkenntnis gestreift und von ihr aus seine Färbung bekommen, deren Widerschein nun über dem Glanz des Spätwerks liegt. Das ist vielleicht möglich: da aber hört die Diskussion auf. Wir haben vom Werk, nicht vom Leben und Schicksal des Mannes Hamsun zu reden. Das gehört ihm allein: unser ist, was er schuf. Und das ist so viel, daß wir heute im Grunde weder zu fragen noch zu rechten haben, sondern vor der großen Form, die die Wahrheit im Schaffen dieses Mannes annahm, uns zu neigen und dem zu danken haben, der die Qual und die Mühsal all dieser Verwirklichung im Zeitraum dieser achtzig Jahre auf sich nahm.

FRANZ ZEISE

Bazaine

Der Hochverrat eines Marschalls

Jene unter den hohen Offizieren und Politikern, die 1873 den Saal des Kriegsgerichts zu Versailles schadenfroh betreten hatten, weil ja dort ein einstmals Mächtiger abzuurteilen war, sahen sich, schon von der ersten Stunde an, in ihren perfiden Erwartungen enttäuscht. Der Angeklagte, der Marschall François Achille Bazaine, benahm sich nämlich ganz unvorhergesehen. Gleichmütig lehnte seine massige Gestalt im Gebänk, und die kantigen Schultern drohten, den kleinbürgerlich unscheinbaren Zivilanzug zu sprengen. Der feste Blick musterte unbeteiligt das Gewimmel hämischer Mienen. Im fahlbraunen, etwas aufgedunsenen Gesicht war der kleine Knebelbart pechschwarz nachgefärbt, sorgfältig wie stets, wie einst vor Metz, wie früher in Mexiko. Und an noch einem andern Zug erkannten die Offiziere den Bazaine von damals wieder: mitunter und ganz unerwartet schlug die steinerne, ja sture Ruhe des Marschalls in fürchterliche Wutausbrüche um. Die dicken gebräunten Fäuste umklammerten dann das Gebänk. Knackte und krachte es nicht unter diesem Raubtiergriff? Rörend, heulend sogar gellte die sonst tiefe, etwas knarrende Stimme auf. Die vielen Feinde im Saal rückten erschauernd enger zusammen, und selbst ein so erprobter Feldherr wie Mac Mahon, der Gerichtspräsident war, hatte Mühe, diesem Wutorkan mit olympischer Stirn zu begegnen. Die wenigen Freunde im Saal aber mochten sich heimlich mit den Ellenbogen anstoßen. Was für eine unverwüstliche Kraft steckte doch in diesem Manne! Welche gute Haltung bewahrte er, selbst dann wenn er die Contenance zu verlieren schien! Dann kam der Tag der Urteilsverkündung. In der Galauniform eines Marschalls von Frankreich, einer von Goldstickereien und Ordenssternen gleißenden, lauschte Bazaine dem Spruch des Gerichts. Sein Gesicht blieb unbewegt, kantig, wie aus einem Holzblock herausgehauen. Seine kleinen grauen Augen blitzten etwas spöttisch auf, will man gesehen haben. Belustigte es ihn insgeheim, daß die Stimme des Präsidenten Mac Mahon zitterte, als er verlas, der Angeklagte sei, weil er die Festung Metz fahrlässigerweise dem Feinde ausgeliefert habe, zum Tode verurteilt worden? Das ist wohl möglich. Bazaine hatte einen trockenen, grausamen Humor, der in der Form ungeschlacht war und aus dem heimlichen Gefühl geistiger Überlegenheit, aber auch des Dünkels stammte. Und möglicherweise war es ebenfalls eine Art von Humor, ein hilflos zynischer, als in dem vor Spannung fiebernden Saal seine Stimme aufklang, mißmutig knarrend, aber ohne eigentliche Erregung. Er protestiere gegen das Urteil, meinte unwirsch der Marschall, denn er sei unschuldig. Die Geschichte werde ein gerechtes Verdikt über ihn fällen! So etwa sprach Bazaine. Er verneigte sich eckig und wurde von den Gendarmen nicht ohne Ehrfurcht abgeführt, während hinter seinem breiten Rücken Tumult ausbrach. Was für ein Mann! meinten die wenigen Freunde. Welcher Schurke! riefen die

vielen Feinde. Manche Jahre mußten vergehen, bis man erkannte, daß Bazaine beides war, und daß er mit etwas mehr Glück ein Nationalheld geworden wäre – wenigstens der nationale Heros einer Partei. Bis dahin galt der Fall Bazaine als einer der verwickeltsten in der Geschichte.

Wie so vielen Ehrgeizigen wurde auch Bazaine der eigene Charakter zum Schicksal, und sein Wesen ist viel schwieriger, als man gemeinhin annimmt und als er selber es wahrhaben wollte. Er gab sich gern als einen Haudegen, gab immer wieder zu verstehen, daß er dies sei, was jedoch alle, die ihn näher kannten, befremdete, da er zwar, wie jeder Haudegen, Güte mit Brutalität zu vereinen wußte, ohne aber das breite, lärmende Wesen eines solchen Kerls zu besitzen. Wie Wallenstein war er verschlossen bis zur Unaufrichtigkeit, kalt und klug, wobei es unentschieden bleibe, ob sich diese Eigenschaften in solcher Prägnanz durch den engen Kontakt mit Napoleon III. entwickelt haben könnten. Wie Wallenstein schätzte er einen gewissen Nimbus, der, wie bekannt, durch Übertreibung eines Charakterzugs auf Kosten der andern zu entstehen pflegt. Aber er war doch kein Wallenstein. Er besaß nicht dessen Rätselhaftigkeit, dessen selbstsicheres Herrentum. Dumpfen und beengten Geistes war Bazaine bei aller Klugheit ein Kleinbürger mit Ranküen, der Vornehmheit an andern nicht so leicht verzieh, der Kränkungen nicht vergaß, Jahre hindurch, und sich plötzlich blitzschnell und grausam wie aus dem Hinterhalt rächte. Er hatte einen Hang zur Konspiration und auch eine gewisse Begabung dazu.

Bazaine einen Verräter schlechthin zu heißen, ist widersinnig. Er verteidigte die Festung Metz vier Wochen länger, als es militärische Autoritäten überhaupt für möglich gehalten hatten. Er war kein Landesverräter, wohl aber ein Hochverräter, und zwar in zweifacher Hinsicht. Seine Verschwörung begann aber nicht erst im belagerten Metz als die der Geschichte bekannte antirepublikanische Konspiration, sondern schon vor Metz, in den ersten Augusttagen 1870, wo es ihm durch sein militärisches Verhalten gelang, das Kaiserreich schwer, wenn nicht gar tödlich zu treffen. Lehnt man die letzte Annahme, die einer heimlichen Aktion gegen Napoleon III., ab, bleibt der Fall Bazaine ein Rätsel. Seine Operationen vor Metz sind dann Stümpereien und unmöglich mit dem Gesamtbilde eines Feldherrn zu vereinen, der von den deutschen Armeen mit Aufbietung aller Kräfte buchstäblich niedergerungen werden mußte.

Nun spricht allerdings zunächst jede Einzelheit aus dem Leben des Marschalls gegen die Annahme einer antibonapartistischen Verschwörung. Bazaine, der als einfacher Soldat in einem afrikanischen Fremdenregiment seine Laufbahn begonnen hatte, war ja eine Kreatur des Kaisers oder, wie man sich zugleich taktvoller und spöttischer ausgedrückt hat, eine „Erfindung Napoleons III.". Dies soll wohl heißen eine Entdeckung, denn es ist ja geschichtsnotorisch, wie sehr der Kaiser tüchtige und skrupellose Männer förderte, um sich aber mitunter in seiner melancholischen Art über die Seltenheit lauterer Charaktere in seiner Umgebung zu wundern. Seiner Eitelkeit schmeichelte es jedoch, daß alle seine Paladine ihm in diesem oder jenem Wesenszug entweder von vornherein glichen, oder daß sie sich ihm gefällig anglichen und jene Mischung von Verschlagenheit, Brutalität

und blindem Gehorsam zeigten, die der Imperator forderte, sanft und verträumt zwar, aber unheimlich zwingend trotz allem.

Bazaine jedenfalls verfiel dem rätselhaften Bann des Kaisers. Er war gefügig genug, „die Mütze aus jedem Dreck zu holen", wie Bismarck, unter Hinwendung zu einem andern höfischen Personenkreis, diesen hündischen Gehorsam kennzeichnete. 1863 vertraute ihm der Kaiser das Kommando über die Division in Mexiko an, die als Schutzeskorte für den neugewählten habsburgischen Kaiser Maximilian gedacht war. Diese Mission war schwierig. Sie hätte einem diplomatisch veranlagten General übertragen werden müssen und nicht einem Haudegen, der Bazaine damals im wesentlichen noch war. Er machte sich in dem weltbekannten mexikanischen Abenteuer, als es sich darum handelte, die Expedition geschickt zu liquidieren, einfach unmöglich, und zwar dadurch, daß er anfangs die Räumung verzögerte, weil er für seine Person die Diktatur erhoffte, und daß er dann den Rückberufungsbefehl mit einem Male wortwörtlich befolgte, mit einer strammen Kehrtwendung sozusagen, anstatt mit einem staffelweisen Rückzug. Er empfand keine Skrupel, Maximilian im Stich zu lassen. Sein Kaiser befahl; er, der Marschall — denn in diesen Rang war er mittlerweile erhoben worden — gehorchte blindlings. Probleme waren für ihn nur dazu da, um niedergeritten, zusammengehauen zu werden. Dies hatte er ja getan. Darum reiste er jovial nach Frankreich. Arm war er an der Küste Mexikos gelandet, ein schlichter Divisionär; nun war er Marschall und Millionär, überdies mit einer schönen Mexikanerin verheiratet, und Pepita — dies ist ihr Name — war auf ihren Halbgott von Gatten recht stolz.

Sucht man den Einfluß dieser Frau auf Bazaine zu ergründen, die nunmehr zwar nicht die offene Szene, aber die Hintertreppe der Geschichte betritt, so muß man sich zunächst damit bescheiden, festzustellen, daß Pepita vorläufig nichts weiter als die Beute des mexikanischen Feldzugs war, ein willenloses, blindlings ergebenes Geschöpf. Und dies ist nicht verwunderlich. Auf eine überzüchtete, verwöhnte Frau aus altspanischem Geschlecht, die bisher nur prahlerische und unzuverlässige Kreolen oder Mestizen kennengelernt hatte, mußte der kerngesunde, bauernschlaue und draufgängerische Bazaine faszinierend wirken. Er war ja der einzige tatkräftige Kerl von gutem Blut in diesem Lande eines wüsten Rassenmischmaschs, ein stiernackiger Mann, der mehr war, als er schien, bei dem alles eindeutig und gewalttätig war wie ein Säbelhieb oder Pistolenschuß. Wagten es Kreolen- oder Mestizengenerale, frech zu werden, blitzte es in den tiefliegenden, grauen Augen des Marschalls eigentümlich kalt und spöttisch auf, und die „Dagos" kuschten. Selbst das tolle, spöttische Geschlecht der französischen Offiziere, das ihrem verliebten Chef einige Nächte lang Ulkserenaden dargebracht hatte, parierte widerspruchslos, als es sah, was für ein Mann der Marschall im Feuer war, wie er einmal bei einem Stocken des Angriffs unter den wüstesten Flüchen Degen und Revolver fortwarf und nur mit einer Reitgerte in der weißledern bekleideten Hand aus dem Laufgraben vorstürmte, worauf natürlich die ganze französische Linie vom Rausche des Elans gepackt wurde und in Bewegung geriet. Wie der Heiligenschein mexikanische Madonnen umstrahlt, grell und

bizarr, umgab nunmehr der Ruf der Unbesiegbarkeit und Tollkühnheit den Marschall. In einem Lande mit alten kriegerischen Traditionen bedeutete dies sehr viel. Bedenkt man schließlich noch, daß sogar die österreichischen Aristokraten am Hofe Maximilians, die für die Mexikaner, schon aus fernen dynastischen Erinnerungen her, der Inbegriff aller Vornehmheit waren, Bazaine schmeichelten, so mußte nicht allein in den Augen Pepitas der Eindruck entstehen, daß dieser vierschrötige Plebejer es verdiene, wie ein Ney oder Murat der Ahnherr einer ruhmreichen Familie zu werden.

Aber Paris, in das der Marschall zurückkehrte, war zur Enttäuschung Pepitas anderer Meinung. Galt Bazaine in Mexiko als der ungekrönte Kaiser des Landes, so hieß ihn diese überfeinerte Welt einen wilden Mann, den General Bummbumm aus der Offenbach-Operette; bald wurde dieser bisher nur geflüsterte Hohn auch in der Kammer oder Presse laut ausgesprochen, ohne daß die vornehme Gesellschaft Bazaine ihre Salons öffnete und der Hof anders als mit nur geheuchelter Teilnahme auf diese Angriffe reagierte. Nun wird dieser an und für sich bereits komödiale Zug noch durch die Ironie des Umstandes gewürzt, daß der Marschall selber, besonders weil er zum Kommandanten der Kaisergarde ernannt war, seine allgemeine Unbeliebtheit gar nicht so deutlich gemerkt haben würde, hätte die wachsame und argwöhnische Intelligenz seiner Gattin, die allmählich in der Ehe geistig führend wurde, ihn nicht auf die groben und feinen Kränkungen hingewiesen. So konnte es nicht ausbleiben, daß der Charakter Bazaines, in seiner Stellung zum Kaiser, sich zu komplizieren begann, und daß Pepita auf den Weg aller geltungssüchtigen Damen gedrängt wurde, nämlich auf den des Klatsches, der Verleumdungen und politischer Ränke. Wie weit nun gar ihre Geltungssucht mit der Herrschsucht einer anderen Spanierin, der Kaiserin Eugenie, kollidierte, dies sei nur der Überlegung anheimgestellt, nicht als Faktum behauptet.

In dieser überreizten Atmosphäre, die noch dadurch verschärft wurde, daß Pepita ein Kind erwartete, mußten die Julitage 1870 den Marschall nervenmäßig stärker strapazieren, als es einem Feldherrn bei einem Kriegsausbruch ohnehin geschieht. Wie in allen verfallenden Regierungssystemen war ja zunächst einmal die innere Front, der Wettstreit um den Oberbefehl, weit wichtiger als die äußere. Und hier erlebte der schwerfällige Bazaine eine Niederlage: nicht er, sondern Marschall Leboeuf wurde Generalstabschef. War schon dies geeignet, den Marschall zu reizen, so wuchs seine Mißstimmung gefährlich, als der zweitwichtige Posten, das Kommando über die Südarmee, dem Marschall Mac Mahon anvertraut wurde, und als nun gar er, Bazaine, den Befehl über die Kaisergarde abzugeben hatte — der nun General Bourbaki anvertraut wurde — ohne daß das versprochene Kommando über die zu schaffende Rheinarmee fast vier Wochen lang in etwas anderem bestand als in der Befehlsgewalt über das 3. Korps, da war der Feldherr in ihm schwer gekränkt, der Patriot tief getroffen. In dieser Zeit nämlich, vom 15. Juli bis zum 12. August, ging durch die Unschlüssigkeit des Kaisers, eine entscheidende Offensive durch die Rheinpfalz zu unternehmen, die Initiative des Angriffs auf die deutschen Armeen über, und unter der nun-

mehr anjagenden deutschen Sturmflut brach die Armee Mac Mahons in Stücke auseinander.

Jetzt erst wurde Bazaine zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannt. Ihm unterstanden fünf Korps, darunter die Garde, von denen aber nicht weniger als drei Korps, die Augenzeugen der Niederlagen bei Weißenburg und Wörth, schwer demoralisiert waren. „Aus Pflichtgefühl", schreibt der Marschall in seinen Erinnerungen, „übernahm ich mit dem Oberkommando der Rheinarmee eine schon recht verfahrene Situation." („... une situation déjà bien compromise.") Sie verschlimmerte sich noch dadurch, daß sich der Kaiser noch jetzt in die Leitung der Operationen mischte und in das Hauptquartier einen Aufpasser setzte, den General Jarras als Stabschef. Hatte Bazaine im Gegensatz zum Kaiser den Offensivgedanken noch nicht aufgegeben? Erwiesen ist, daß eine Angriffsbewegung im Hauptquartier erörtert und zur Empörung der Offiziere von Napoleon, der den Rückzug auf Châlons anordnete, abgelehnt wurde. Erwiesen ist ferner, daß Bazaine, unter entschuldigenden Hinweisen auf die noch ungenügende Anzahl von Pontonbrücken über die Mosel, diesen Rückzug mit einer beinahe zweitägigen Verzögerung antritt, am Morgen des 14. August, zu welchem Zeitpunkt jedoch bereits das Korps Goltz (Armee Steinmetz) ungestüm nachdrängt und die Nachhut des 3. französischen Korps gefährdet. Beachten wir wohl, daß jetzt nicht etwa bloß das 3. Korps kehrtmacht, um seine Arrieregarde herauszuhauen, sondern daß gegen alle militärische Logik — denn der operative Leitgedanke ist doch der Rückzug auf Châlons — auch das 2. und 4. Korps, die schon jenseits der Mosel sind, ins Gefecht eilen. Nicht der Ausgang dieses wohl mit einem Unentschieden endenden Treffens bei Borny-Colombey ist wesentlich, sondern die jetzt eingetretene weitere Verzögerung des Abmarsches. Er erfährt, zur Verblüffung des Beschauers, eine weitere Verlangsamung durch die Rückführung der ganzen Streitmacht von 200000 Mann, bis Gravelotte, über eine einzige Straße, obwohl weiter nördlich sich noch andere Chausseen darbieten, die auch vom Stabschef Jarras ursprünglich berücksichtigt worden sind, bis der Marschall Gegenbefehl erteilt hat, was zu unbeschreiblichen Marschverwirrungen führt. Man liest von entsetzten Stabsoffizieren, die mit verhängten Zügeln ins Hauptquartier sprengen, man hört von einem Korpsgeneral, der sein goldbesticktes Käppi entrüstet zu Boden pfeffert, während über dieser Panik, steinern wie ein Götze, die gebieterische Ruhe Bazaines schwebt und alle so bezwingt, daß der Glaube an einen planvollen Sinn in diesem chaotischen Durcheinander allmählich aufdämmert.

Nun hat Bazaine tatsächlich einen perfid großen Leitgedanken. Um nicht nach Châlons zu müssen, wo er weiterhin dem Kaiser, den er und nicht er allein für einen Landesverderber hält, unterstellt wäre, operiert er mit einem organisierten Chaos. Sein Marschbefehl, der vom 13. August datiert ist, jedoch erst am Abend des 14. August endgültig ausgeführt wird, ist entweder das Werk eines Wahnsinnigen oder eben der Beginn einer Verschwörung. Die aber liegt vor, und damit entschlüsselt sich der rätselhafte Fall Bazaine: die Rheinarmee erreicht Châlons deshalb nicht, weil ihr Marschall, seit der Aufgabe des Offensivgedan-

kens, den Feldzug für verloren hält und ihn samt dem daran schuldigen Kaiser zu liquidieren wünscht. Verhielte es sich anders, könnte er ja noch am 16. August, als zwischen Châlons und Metz die Sperre des Korps Alvensleben liegt, mühelos durchbrechen. Da aber eine offensive Bewegung jetzt eine Wiedervereinigung mit dem Kaiser ergäbe, führt Bazaine die weiteren Operationen als Abnutzungsschlachten, bis er seine Absicht erreicht und mit der Rheinarmee um Metz eingeschlossen wird. In einer dieser entscheidenden Stunden trifft ein Telegramm Pepitas ein. „Haben Sie gesiegt?"

Bazaine hätte, was den geheimen politischen Sinn seiner Strategie betrifft, bejahend antworten können. Die Armee Mac Mahons hat ohne die Rheinarmee keine Widerstandskraft und muß in Sedan kapitulieren. Das Kaisertum wird gestürzt. Nun denkt Bazaine an seinen zweiten Schlag, er will die chaotische Demokratie in Frankreich durch eine Militärdiktatur ablösen. Bismarck scheint der Grundidee dieses Plans nicht abgeneigt zu sein. Sei es aber, daß er den Gedanken des autoritären Regimes mehr dynastisch auslegt, bonapartistisch möglicherweise, womit sich aber Bazaine innerlich nicht einverstanden erklären kann, wenn er auch nach außen hin ein gewisses Interesse heuchelt, oder sei es, daß der Marschall die über Mittelsmänner geleiteten Besprechungen zu dilatorisch führt, kurzum, die Verhandlungen werden abgebrochen: Bazaine hat sein Spiel verloren und muß am 28. Oktober kapitulieren. Seinem verhaßten Rivalen Mac Mahon gelingt es, die vom Kriegsgericht ausgesprochene Todesstrafe in zwanzig Jahre Festung umzuwandeln. In abenteuerlicher Flucht, wobei er aus dem Zitadellenfenster an einem zusammengeknüpften Bettuch herunterklettert, entkommt 1874 der 63jährige Bazaine von der Verbannungsinsel Ste. Marguerite bei Cannes. Er lebt bis 1888 in Madrid. Sein Sohn, den ihm Pepita in der Kriegsgefangenschaft zu Kassel schenkte, wurde bei der Geburt auf französische Erde gebettet: in einem mit Perlmutt ausgelegten Kästchen hatte der Marschall den ihm so teuren Heimatboden mitgebracht.

Altdeutsches Schattenspiel

VI.

Der Vielfalt der Speisen entsprach die der Getränke. Noch wir geben bei Diners verschiedene Weinsorten. Aber im Quantum waren die Vorfahren uns über. Beim Empfang des Herzogs 1569 tranken Hofleute und Ratsherren zu Braunschweig fünfzehn Faß Märzbier, acht Tonnen Weißbier, zwei Faß Einbecker, vier Faß Braunschweiger, über sieben Ohm Rheinwein. Um dieselbe Zeit leerten Leipziger Hochzeitsgäste über dreitausend Eimer Wein. Das scharfe Essen macht durstig. Im Trinken war man geübt. Das Bier spielte im Mittelalter eine große Rolle, seitdem die Patres gelehrt hatten, es mit Hopfen zu brauen. Jede norddeutsche Stadt war stolz auf ihr Bräu. Das von Danzig, Wismar, Bremen, Zerbst, Bernau ging bis in den hohen Norden. „Bockbier" heißt ursprünglich Bier aus Einbeck. Ein Einbecker Meister gründete 1614 das Hofbräuhaus in München.

Im Hause wurde nicht nur geschlachtet, sondern auch gebraut und gekeltert. Wer über den eigenen Bedarf erzeugt hatte, durfte davon ausschenken. Ein Maibusch über der Tür verkündete, daß „frisch angestochen" war. Bier und Wein gehörten zum täglichen Leben. Bei Konferenzen wurde nicht Mokka, wie heute, sondern Mosel gereicht. Das Bier war im Süden nicht beliebt. Auch Thüringer, Meißner, Lausitzer freuten sich ihrer selbstgezogenen Rebe. Die Lust der gotischen Zeit an verfeinerten Genüssen brachte es mit sich, daß man auch Wein und Bier gern heiß und gewürzt trank. Maitrank mit Waldmeister und Glühwein mit Nelken sind noch beliebt. Aromatische warme Getränke vertraten die Stelle des Likörs. Auch gehandelt wurde mit Wein. Ulms Blüte beruhte zum guten Teil auf dem Export des Rebensaftes. Dem Weinfälscher drohte Todesstrafe. Trotzdem hörte das Panschen nicht auf. In den Schenken gingen die Ratsherren prüfend ein und aus und ließen, wo sie „böses Bier" fanden, den Fässern die Böden ausschlagen.

Allen anderen Völkern waren Deutsche und Engländer im Trinken voraus. Selbst Karl der Große war machtlos gegen die Sauferei. Die Krieger der Ottonen scheinen nur im Suff tapfer gewesen zu sein. Ein Chronist sagt, sie wären nüchtern voll Angst und hinfällig. Anders waren die maßvollen Ritter der höfischen Zeit, unter denen es verpönt war, Trinklieder zu dichten. Später sagte der Humanist Poggio von den Deutschen: einst kämpften sie mit Waffen, jetzt mit Wein und Völlerei. Weder ein Schwein noch ein Stier, heißt es, könne soviel herunterschlucken wie ein Sachse. Wer bei einem Gelage nicht mittun wollte, wurde durch Zutrinken, das er erwidern mußte, betrunken gemacht. Ohne Erfolg haben um 1500 sechs Reichsgesetze sich gegen das „säuische" Zutrinken gewandt. Die Kirche verbot es. Luther schrieb gegen den deutschen „Saufteufel". Die Kavaliere erwiderten ihm, bei Hofe und auf hohen Schulen lege man nur mit

Saufen Ehre ein. Als der Liegnitzer Herzog mit seinem Gefolge völlig betrunken am hellen Tage in tollem Aufzuge durch die Straßen Nürnbergs zog, kamen die Spanier und Italiener aus des Kaisers Gefolge dazu und sahen es an. Der Kaiser, heißt es, war übel damit zufrieden, daß den Deutschen vor andern Nationen solch grausamer Spott widerfuhr.

Die oberen Stände des Mittelalters versäumten es, in diesem Punkte den anderen mit gutem Beispiel voranzugehen, obwohl ihnen bewußt war, wie auch dem niederen Volk – das mitunter seine letzten Heller vertrank – Wein und Bier den Sinn erregten. Die Räte zu Lübeck und Nürnberg hatten ein scharfes Auge auf die Schenken, wo das Volk hinterm Kruge über die Obrigkeit lästerte, wenn es sich auch sonst duckte. Manchmal sprengte die Macht des Bieres alle Bande. 1513 war die Mumme in Braunschweig so gut geraten, daß die Bürger auf der Gasse gegeneinander und sogar gegen den hohen Rat „keiften und haderten, als ob sie Weiber wären".

Wenn wir uns heute zum Speisen niederlassen, so ist der Tisch bedeckt mit Eßgerät aus Porzellan, Steingut, Glas. Jeder hat seinen oder seine Teller, dazu Messer, Gabel, Löffel in allen Größen. Im Mittelalter sah manches anders aus. Porzellan und Steingut gelangten erst im 18. Jahrhundert zur Verwendung. Glas für Fenster und Gefäße hat das Mittelalter wohl erzeugt, doch hat man damals vornehmlich aus Geschirren von Ton, Holz und Metall gegessen und getrunken. Schöne Tischtücher mit eingewebten Mustern, mit Stickerei und Borten waren im Gebrauch, ebenso Mundtücher. Im Schein hoher Kerzen glänzte die Tafel vom blanken Zinn der Becher, Krüge, Schüsseln und Teller. Einen Teller hatte anfangs nicht jeder, oft mußten zwei Gäste von einem essen. 1517 gab es Gerede in Nürnberg, als Anton Tucher sich hundert Zinnteller bestellte. Beim Bauern aßen alle aus der gemeinsamen Schüssel. Brei wurde mit Brot oder Löffeln geschöpft. Messer, oft in zierlichen Köchern verwahrt, brachte jeder mit. Das Fleisch erst noch auf eine Gabel zu spicken, galt lange als „Ziererei" oder „welsche Posse" oder „Sünde". Ein Medici besaß zu Luthers Zeit bereits ein vollständiges, künstlerisches Besteck. Aber Karl V. und noch Louis XIV. waren berühmt wegen ihrer eleganten Art, mit zwei Fingern zu speisen. Wer zu hastig war, biß sich ins „eigene Fleisch". Mancher fuhr mit dem Messer in den Mund. Zur Sicherheit wurde es oben abgerundet. Zwischen den Gängen wurde Waschwasser für die Hände gereicht.

Wer als Knabe im Ritterdienst unterwiesen wurde, lernte auch Essen und Trinken. Denn später speiste er mit den Damen zusammen, die in der Gesellschaft den Ton angaben, und da galt es, sich in guten Manieren hervorzutun. Aus den Schulbüchern der Tischzucht geht hervor, daß man Suppe fein leise und mit dem Löffel, nicht vom Teller mit dem Munde „schlabbern" sollte wie ein „Kalb", auch nicht saufen wie ein „Ochse" oder mit dem Finger ins Salzfaß greifen, dem Nachbarn etwas vom Teller nehmen oder die Nase am Tischtuch abputzen. Man durfte nicht einmal Nüsse mit den Zähnen knacken und Äpfel vom Stiel aus schälen. Die Ritter wollten sich vom Bauern in allem scheiden. Sie lernten auch „tranchieren" und Servietten falten.

Nach dem Sturz der Hohenstaufen, als das Vorbild des Kaiserhofes nicht mehr so wirksam war, verfiel die Tischzucht. Später hat Maximilian das ritterliche Wesen erneuert. Man turnierte wieder, stiftete Ritterorden, entsann sich seines Stammbaums, ging auf Minnefahrten und ließ die höfischen Epen sammeln. Die Deutschen waren stolz darauf, daß ihre Zucht höher stand als die der Franzosen. Sie waren gegen Frauen der Feinde ritterlich. Sie werden wohl auch manierlich gespeist haben! Hernach aber, in Luthers Tagen, als diese Welle vorüber war, gab der heilige „Grobianus" beim Adel den Ton an. Fürstliches Pläsier war es, aus unsauberem Geschirr zu trinken. Unfläterei war die Mode der Zeit, Till Eulenspiegel ihr Ausdruck. Die Frau verlor den Zügel. Im Hintergrunde drohten die Hexenbrände. Damals sagten Fremde, die Männer haben es in Deutschland zu gut.

VII.

Im Rahmen der bürgerlichen Kultur sind auch die Schenken und Gasthäuser aufgeblüht. Vordem brauchte ein Reisender nur bei einem Volksgenossen anzuklopfen, um Herberge und Haferbrei zu bekommen. Fahrende Ritter wurden überall auf Burgen freundlich empfangen. Gäste waren willkommen, weil sie Neues mitbrachten. Doch durften sie nicht zu lange weilen, ein „dreitägiger Gast" war „jedermann zur Last". Der Pilger nahm sich die Kirche an; gründete Hospize wie das auf dem Sankt Bernhard. Doch auch damals machte mancher einen Beruf daraus, gegen Geld Quartier zu geben oder Wein zu schenken. Mit der Zunahme des Verkehrs mehrten sich die Gasthäuser, wo der Kaufmann ausspannen und übernachten konnte. Der wohlerhaltene „Riese" zu Miltenberg gilt als älteste deutsche Herberge. In den volkreichen Städten schossen die Schenken aus dem Boden. Die Bürger saßen gerne abends beim Schoppen zusammen, lieber als zu Hause. Auch arme Leute hatten den Groschen fürs Wirtshaus übrig. Im kleinen München des 15. Jahrhunderts sollen an dreihundert Schenken gewesen sein! In dem reichen Erfurt gab's auf jeder Gasse fünf bis sechs Kneipen.

Der Rat beaufsichtigte die Wirte. Ihr Gewerbe war konzessionspflichtig. Sie sollten die Gäste höflich und billig bedienen. Ein Fleischgericht durfte zu Freiburg nicht mehr als vier Kreuzer kosten. Im Winter um acht, im Sommer um neun mußte der Wirt den „Zapfen streichen". Mindestens einmal wöchentlich auch seine Becher säubern. Borgen gegen Pfand oder Ankreiden war erlaubt, weil Bargeld oft knapp war. Aber Fremden entgegenlaufen und ihnen das eigene Haus empfehlen, war streng verboten. Damals brachte der Gast sein Essen mit und nahm vom Wirt nur Trank und Quartier. Metzger hielten da und dort „Garküchen". Zu Luthers Zeit erst gab es Gaststätten mit vollem Verpflegungsbetrieb, ja sogar Fürstenherbergen wie die „Drei Mohren" in Augsburg.

Unter den Wirten gab es soziale Unterschiede. Die bloßen Kneipwirte waren nicht sehr geachtet. Bessere Bürger gingen lieber in ihre Herrenstuben und Klublokale. Dorthin brachten sie auch ihre Damen mit. Nach dem Souper wurde getanzt. Der Bürgermeister erschien und achtete darauf, daß die jungen Gesellen sich „züchtig" hielten. Diese Herrenklubs waren sehr exklusiv. Adelige, reiche Kaufleute, hohe Beamte trafen sich in diesem Kasino. Manche wohlhabende Bür-

gersfrau heiratete einen armen Patrizier, nur um auf der Herrenstube mittanzen zu dürfen. In den Vereinshäusern der Zünfte ging es nicht minder ehrbar zu. Eines „Bruders" Frau, die in bösem Rufe stand, wurde da nicht geduldet. In den gemeinen Schenken verkehrte mehr das unzünftige Völkchen der Fahrenden und Niederen. Die Fahrenden haben die Poesie des Wirtshauses geschaffen und es damit auch für den Bürger verlockend gemacht, der sich hier nun wie ein Aventurier vorkam.

Das Mittelalter war reinlich! Ebenso gern wie ins Wirtshaus ging man ins Badhaus. Dienern gab man kein Trinkgeld, sondern ein „Badgeld". Den im 19. Jahrhundert fast vergessenen Komfort eines eigenen Badezimmers kannten damals viele Bürger. 1489 gab es in Ulm 168 private Bäder. Daneben besaß jede Stadt ihre öffentlichen Badeanstalten, so hatte Ulm deren elf, Frankfurt fünfzehn, Wien fast dreißig. Da wurde warm gebadet, geschwitzt, massiert, da ließ man sich schröpfen und scheren, zwischendurch wurde geklatscht und über die Obrigkeit räsoniert. Das Ganze gehörte dem „Bader". Er und sein — meist weibliches — Gesinde standen nicht im besten Ruf. Die Bader galten als Lügner und Kuppler. „Sie wissen", hieß es, „alle neue Mär." König Wenzel hatte ihnen ein Zunftwappen verliehen, trotzdem war der Beruf nicht „ehrlich".

Sorge bereitete dem Rat dies Badeleben auch deshalb, weil dabei zuviel Holz verfeuert wurde. Deutschland wäre kahl geworden, wenn der Holzhieb — denn auch die Flotte der Hanse fraß den Wald — so weitergegangen wäre. Da verfiel Peter Strohmeier, findig wie alle Nürnberger, darauf, Wald zu säen. Seit dem 15. Jahrhundert begann die Wiederaufforstung Deutschlands. Aber der Badelust der Nation machten bald danach das Auftreten der Syphilis (1495) und die Strenge der Reformatoren ein Ende. Sie haben sich vor allem daran gestoßen, daß Männlein und Fräulein sich gemeinsam im Bade vergnügten. Das Familienbad ist eine alte deutsche Sitte, gegen die schon der heilige Bonifaz eingeschritten ist. Weder Kirche noch Polizei haben diese Sitte je ganz unterdrücken können.

Ebenso lustig und ungezwungen ging es in den modischen Badeorten zu. Im 14. Jahrhundert kamen Leuk, Wiesbaden, Ems, Karlsbad auf. Berühmt war Baden in der Schweiz wegen seiner komfortablen Anlagen. Da saß man stundenlang einträchtig nebeneinander im „Jungbrunnen", sang und musizierte oder speiste an schwimmender Tafel. Danach wurde auf der Wiese Ball geschlagen und getanzt. Jede Gewandschneidersfrau sehnte sich danach, auch mal ins Bad zu verreisen.

Außer der Badestube fehlte im Hause besserer Bürger nicht der gotische Waschschrein in der Ecke der Stube, wo man sich Hände und Gesicht spülte. Seifensieder hat es schon unter Karl dem Großen gegeben. Ums Jahr 1000 war die Seife von Marseille bekannt. Kavaliere brachten ihren Damen feine Venediger Sorten mit. Zum Abtrocknen nahm man die deutschen Handtücher, deren Export bis nach Südamerika ging. Die Deutschen waren sauber. Erst als die Franzosen, wie in den Tagen des Rokoko, den Ton angaben, wurde Waschen und Baden unfein.

Auch der sportliche Geist der Neuzeit ist schon dagewesen! Der alt-

deutsche Bürger war kein Stubensitzer. Das Mittelalter war nicht vom Geist der Aszese beherrscht. Das Volk freute sich seines Leibes und übte ihn. Wehrsport war für jeden nötig. Die Bürger wollten sein wie die Ritter. Aber wer Handel trieb und Steuern zahlte, war nicht turnierfähig. So veranstalteten die Geschlechter unter sich auf dem Markt ein „Stechen", was freilich den Adel als eine Anmaßung sehr verdroß. 1280 luden die Magdeburger „alle Kaufleute, die Ritterschaft üben wollten" zu sich ein. Als Preis des Kampfspieles war eine schöne Frau ausgesetzt. Alle jungen Leute waren begeistert. Die von Goslar kamen mit kostbaren Satteldecken, die von Braunschweig ganz in Grün gekleidet. Den Preis errang ein alter Kaufmann von Goslar, „der nahm das Mädchen mit sich und verheiratete es". Auch das Jagen wurde den Bürgern verübelt. Wer es darin dem Adel gleichtun wollte, den verspotteten sie als „Sonntagsjäger".

Die Turnierübungen waren ohne praktischen Wert für den Ernstfall. Die Bürger, im allgemeinen mehr auf das Brauchbare eingestellt, zogen es vor, sich im Armbrustschießen auszubilden. Die Schützenfeste kamen auf, wo es galt, „den Nagel auf den Kopf zu treffen" oder „den Vogel abzuschießen". An die Stelle der Armbrust trat dann die Büchse. Gegen äußere und innere Feinde mußte man geübt und gerüstet sein. Turnierten die Junker, so übten sich die Bäcker und Weber im Fechten. Es war eine Zeit erbitterter Klassenkämpfe zwischen großen und kleinen Bürgern. Hamburger Schneider trugen den Harnisch. Nur mit dem Seitengewehr sollten Meister und Geselle sich auf der Gasse sehen lassen. Der Jüngling legte das Schwert an zum Zeichen „der Mannheit".

Die Fechtkunst blühte. Der altdeutsche Ausdruck für Fechten „schirmen" ist in die romanischen Sprachen übergegangen; vgl. französisch escrimer. Die Reichsverbände der Fechter veranstalteten Wettkämpfe, wo es blutig zuging. Es gab auch eine schulgerechte Ringkunst. Dürer als Sportzeichner hat über hundert ihrer Stellungen festgehalten. Auf dem Sportplatz vor dem Tor wurden Steine gestoßen, Speere und Bälle geworfen. In England ist diese alte volkstümliche Freude an Leibesübungen unverkümmert geblieben. 1608 entstand dort der erste Golfklub. Bei uns haben die Reformatoren auch dies fröhliche Leben gehemmt. Luther war kein Sportsmann. Die Humanisten überschätzten die lateinische Grammatik. Die Polizei schloß die Schützenplätze. Der Bürger sollte arbeitsam, nicht wehrhaft sein. Nur Kavaliere und Studenten pflegten die „ritterlichen" Künste des Reitens und Fechtens. Jahn hat dann den Sportgeist des Mittelalters erneuert.

Selbst in der häuslichen Unterhaltung wollten die Menschen des Mittelalters an Kampf erinnert werden. Der ritterlichen Welt Indiens und Persiens entstammen Schachbrett und Karten. Sie beide sind mit ihren Königen, Reitern, Knechten (Buben), Pferden (Springern), Elefanten (Läufern), Soldaten oder Bauern Kriegsspiele, wo eine Armee der anderen geordnet gegenübersteht und jede ihre Farbe trägt. Kreuzfahrer haben diese Spiele in Europa eingeführt, bürgerliche Künstler sie geschmackvoll hergestellt. Zu Nürnberg war Hans Sebald Behaim ein geschätzter „Kartenmacher". Ulmer Spielkarten gingen in alle Welt.

VIII.

Nur die Frau hat heute das ungeteilt herabfließende Gewand der Antike bewahrt. Der Mann trägt die „Hose der Barbaren". Unsere Vorfahren konnten in ihrem kälteren Klima dies Kleidungsstück nicht entbehren. Dazu trugen sie einen Kittel ohne Knöpfe, wie er in der blauen Fuhrmannsbluse fortlebt. Daneben erhielten die langen Gewänder der Geistlichen, die Krönungsmäntel der Könige den feierlichen Stil der Alten. Das Repräsentative der Toga, die nur der freie Bürger trug, pflanzte sich in ihnen fort. Vornehme Laien der salischen Periode legten herabwallende byzantinische Kleider an. Zur Zeit der Minnesänger wurde der altübliche Männerrock, die Tunika, so lang, daß die Ritter sich kaum von den Damen unterschieden. Sie trugen dazu lange Haare mit Zöpfen und waren rasiert. Das Geistige dieser Menschen prägte sich in ihrer Tracht aus, die den Umriß des Leibes verhüllte. Sie waren manierlich, pflegten Zähne und Nägel und suchten den Frauen in schönen Farben zu gefallen. Seit den Kreuzzügen brachten die Händler Musselin, Seide, Samt, Atlas vom Orient herüber. Man lernte in Karminrot und Lila, mit Indigo und Sandelholz färben. Jeder Ritter trug Handschuhe, aber nicht an, sondern in der Hand, da es höchst unschicklich war, jemandem die Hand im Handschuh zu reichen. Der Bauer durfte nur Fäustlinge tragen. Die oberen Stände hielten darauf, daß der kleine Mann seine Niedrigkeit durch unscheinbare Tracht sichtbar machte. Schwarz oder grau waren seine Farben. Glanz, Schönheit, Größe, Anmut, Geist sollten nur bei den Oberen zu finden sein, alles Niedere roh, plump, formlos, klein und häßlich bleiben. Gott hat jedem Stand sein Hosenzeug zugewiesen. Wer als Bauer feines Tuch trägt, versündigt sich.

Dann wechselte die Mode. Die Männer gaben etwa mit dem 14. Jahrhundert endgültig das seit der Antike beliebte, ungeteilt herabfließende Gewand auf, das sich in der Laienwelt nur als Talar bei Richtern und Lehrern gehalten hat. Männer- und Frauentracht traten damit in einen vorher unbekannten Gegensatz. Die Männer erschienen nur mehr in Jacke und Hose, d. h. im Waffenrock. Die neue eng anliegende Panzerung — die jeder, auch der Bürger, trug — nötigte sie, sich entsprechend praktisch zu kleiden. Freilich gestaltete das Selbstgefühl der Bürger Jacke und Hose sofort wieder zu einem Prunkgewand. Das Geld gab ihnen die Möglichkeit, sich phantastisch zu putzen. Die Männer waren ärger als die Frauen. Jede Saison brachte Neuheiten. Keiner wollte „altfränkisch" aussehen. Man teilte das Gewand kreuz und quer in verschiedenfarbige Felder. Die eine Hose war blau, die andere rot. An der Jacke hingen Glöcklein. Der Knopf begann seine dekorative Rolle zu spielen. Durch das ausgeschnittene Tuch der Ärmel schimmerte die weiße Leinwand des Hemds. Einer wollte den anderen übertrumpfen. Zur scheckigen Tracht zog man bunte Schnabelschuhe an, die beim Gehen gleichfalls klingelten. Die feinen Leute hatten weiches, gefüttertes Schuhwerk, während der Bauer seinen derben „Bundschuh" aus Holz oder Rindsleder trug.

Wenn diese neue Tracht mit ihren knappen Formen und leuchtenden Farben die Figur des Mannes kokett unterstrich, so ließen Taille und Mieder auch die

Gestalt der Frau mehr hervortreten. Abermals verkündeten die Prediger den baldigen Weltuntergang, diesmal, weil der Busenausschnitt tiefer geworden war. Die Frauen führten die Schleppe ein und ließen sie sich von Pagen nachtragen. Hüte der Frauen kannte man anfangs nicht, nur Kopftücher und Hauben. Sie waren den verheirateten Frauen vorbehalten, während die Mädchen, bevor sie „unter die Haube kamen" ihr Haar frei trugen. Kopftuch und Haube wurden zu kleidsamen „Umrahmungen des Gesichtes" gestaltet. Auch hier gefiel sich die Zeit in phantastischen Sprüngen der dekorativen Mode. Zeitweilig trugen die Damen eine Art Zuckerhut auf dem Kopf, von dessen Spitze ein feiner, langer Schleier herabwehte. Später kamen für Männer und Frauen Samthüte und Baretts auf mit Straußenfedern und Edelsteinen. Mancher trug ein kleines Vermögen auf seiner Mütze. Der Hut war ein Zeichen der Freiheit und Herrschaft. Daher behielt man ihn im Zimmer auf. Wer jemanden grüßte, nahm den Hut ab. Das hieß soviel wie „Ihr Diener". Doch wurde das Hutabnehmen erst unter Ludwig XIV. üblich. Später bewahrten nur die Hüte der Frauen die Farben- und Formenlust alter Zeit.

Die Mode schlägt immer ins entgegengesetzte Extrem um. War man als Mann im 15. Jahrhundert eng und knapp gegangen, so schufen die Deutschen der Lutherzeit im behaglichen Selbstgefühl eine neue, geschlitzte Nationaltracht, in der man sich lässig bewegen konnte. Die Hosen wurden so ungeheuerlich weit, daß die Pfarrer gegen den „Hosenteufel" ihre Stimme erhoben. Die weltliche Obrigkeit trat besonders dem Prunk der unteren Stände entgegen. Drei Reichsgesetze, unzählige Verfügungen der Landesregierungen und Stadträte suchten die Kleiderfrage zu regeln. Der Adel neidete dem Bürger die goldenen Tressen, Besätze, Stickereien. Die Ritter wollten nicht leiden, daß die Frauen und Töchter der Kaufherren „besser und köstlicher" gekleidet waren als ihre eigenen. Manche Junker von „altdeutschem Schlage" fanden den Prunk „des Adels unwürdig"; er sei den „Kaufwuchern" zu überlassen. In den Städten wollten die Patrizier allein in Seide und Pelzwerk stolzieren. Keine Bürgersfrau, bestimmte der Rat von Speier, soll ihren Rock oben mit Pelz, Buntwerk, Seide oder Taft, was breiter ist als zwei Finger, verbrämen, keine einen gestreiften Rock tragen. Kein Schuster durfte einem Bürger geschnäbelte Schuhe machen. Die Länge der Schleppe wurde in Sachsen auf zwei Meter festgesetzt. Auch in der Kirche galt die Ordnung der Kleider. Des Sonntags saßen zu Dinkelsbühl die Senatoren in schwarzseidenen, die Konsulenten in scharlachroten, die Physici in grünen Mänteln neben dem Hochaltar. Das Ergebnis dieser Ordnungen wird auch anderweit dasselbe gewesen sein wie zu Lübeck, wo Bürgermeister Brömbse zu einer derartigen Verfügung des Rates bemerkte: „wart wenig geholden".

Rundschau

Stabilisierung der Unsicherheit. Das politische Ringen weist in den letzten Wochen ein besonderes Kennzeichen auf: bestimmte Verhandlungen, von denen Entscheidungen erwartet werden, kommen nicht vom Fleck. So ist die einzig mögliche Meldung über die englisch-französischen Verhandlungen in Moskau die, daß sie in keiner Weise weitergekommen sind. Dasselbe muß man auch von den englisch-japanischen Verhandlungen in Tokio sagen, die freilich in den letzten Tagen angeblich ein freundlicheres Gesicht zeigen, weil England hier zum Nachgeben bereit zu sein scheint. Die Japaner nutzen ihre starke Position auch dadurch aus, daß sie immer weitere Häfen Chinas besetzen. Roosevelt hat eine weitere Niederlage dadurch erlitten, daß der Kongreß die Behandlung der Abänderungsvorschläge zur Neutralitätsfrage trotz persönlichen Einsatzes des Präsidenten auf die nächste Session vertagt hat. Was nicht ohne Rückwirkung auf Großbritanniens Haltung bleiben kann. Dem Welthandel bekommt die Verlängerung der ungewissen Lage durchaus nicht gut.

Zur 150. Wiederkehr des Geburtstages von James Fennimore Cooper. In der ganzen Welt gibt es, außer der Bibel, kein Buch, das gelesener ist als die Lederstrumpfgeschichten, und keinen Verfasser, um den sich die Leser weniger gekümmert haben. Dabei hat Cooper eine zweifache sehr reale Bedeutung: für die Weltliteratur und für sein eigenes Land, die USA. Cooper führte den Indianerroman in die Weltliteratur ein, und nicht seine Schuld ist es, daß er im schnellen Degenerationslauf bis zur Schundliteratur herabgewürdigt wurde. Balzac sagt von Cooper: „Wäre er ein solcher Meister der Charakterdarstellung gewesen wie der Naturschilderung, er hätte das letzte Wort unserer Kunst gesagt." Wir Deutschen haben besonderen Grund, Cooper zu verehren, da er Adalbert Stifters Vorbild war. Die Lederstrumpfgeschichten stellen einen unsterblichen Beitrag dar zur Zurück-zur-Natur-Literatur, deren vitalste Figur Lederstrumpf ist. (So auch Chingachgook und Unkas). Lederstrumpf ist der Mensch, wie er aus der Hand der Natur kommt, unverdorben durch das Leben in Menschensiedlungen; von absoluter Gleichgültigkeit gegen alle Unterschiede, die nicht auf persönlichem Verdienst, d. h. Charakter, beruhen; der, weil er die Ordnung, die in allem ist, erkennt und sich ihr unterordnet, nichts in Unordnung bringt, so daß er, 85jährig, bereit und fertig, fast königlich stirbt, abfällt vom Baum des Lebens wie eine reife Frucht. Für sein eigenes Land hat Cooper noch eine besondere Bedeutung neben der, sein meistgelesener, wenn auch sozusagen anonymer Schriftsteller zu sein. Er hat es nämlich gewagt, gegen den Strom zu schwimmen und mit eindeutigen Worten Schäden seiner Zeit darzustellen. Denn Cooper wollte weder die Lederstrumpfgeschichten schreiben als pathetisches Heldenepos „des sterbenden roten Mannes". (Zu Coopers Zeiten waren die Indianer eine höchst wirkliche Gefahr und wurden Rothäute genannt.) Noch wollte Cooper eine Folge von Episoden aus der Geschichte der amerikanischen Kolonisation geben. Was er wollte, war: seinem Volke im Lederstrumpf und in seinen anderen Romanen, die wenige von uns kennen, einen Spiegel vorhalten,

in dem es erkennen sollte, wie es alle geistigen Schranken seit dem Kriege gegen England durchbrochen habe und die wohlgefügte Ordnung der feudalistischen Zeit, das aristokratische Prinzip in der Regierung über den Haufen geworfen habe im Drange der westlichen Expansion; unter dem folgereichen Einfluß der Erfindungen, dem verhängnisvollen der Utopien des französischen Naturrechts. Und was habe es an die Stelle der früheren kulturerzeugenden Ordnung gestellt? Die Vergottung der Majorität, den Cant der Volkssouveränität, Demagogie und prahlerisches leeres Geschwätz, sinnlose Unruhe der Massen, kulturelles Banausentum und das Evangelium des Fortschritts — kurz alles das, was die Basis des modernen Lebens, nicht nur in Amerika, unsicher gemacht und in Unordnung gebracht hat. Eine „moralische Verfinsterung" nannte Cooper diese Wandlung. Empörung und Abneigung gegen die demagogische Revolution Jacksons und gegen das Wesen der Wallstreet-Whiggery veranlaßten bei dem Republikaner Cooper sein Werk, den Lederstrumpf.

Frieden durch Freude. Nach dem in der letzten Zeit leider auch auf dem sportlichen Gebiete die verschärfte Spannung und die Entfremdung unter den Völkern in einigen unerfreulichen Fällen sich bemerkbar gemacht hatte, war der einstimmige Entschluß des Internationalen Olympischen Comités, dem Deutschen Reiche die Leitung der V. Olympischen Winterspiele zu übertragen, eine große Überraschung. Diese Entscheidung ist vom deutschen Volke einmütig begrüßt worden, denn hier gibt sich die Möglichkeit, der Welt überzeugend zu beweisen, daß das deutsche Volk jede Gelegenheit mit Eifer wahrzunehmen gewillt ist, die abseits der Politik im Dienst einer großen Idee die Völker einander wieder annähern kann. Alle Sportler können gewiß sein, in Deutschland eine Aufnahme zu finden, die das innere Beteiligtsein des ganzen Volkes am großen Gedanken des olympischen Wettkampfes beweist. Trotz der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit und trotz der großen Leistung bei der Durchführung der letzten Olympischen Winterspiele, die unüberbietbar schien, werden alle Vorkehrungen ohne jede Rücksicht auf die Kosten in mustergültiger Weise getroffen werden, so daß die V. Olympischen Winterspiele die letzte vollgelungene Leistung noch übertreffen werden. Wettbewerbe sollen stattfinden im Eiskunstlauf, im Eisschnellauf, im Eishockey auf ganz neuen Bahnen und im Bobrennen auf der neu zu gestaltenden, ihrer Gefahren beraubten Bahn. Für das Skilaufen und Skispringen können nur Demonstrationen stattfinden, aber sie werden in einem Ausmaß durchgeführt, daß der Skisport trotzdem zu seinem vollen Rechte kommt. Alles, was unter der Leitung des Deutschen Reichssportführers, des Präsidenten des Organisationskomitees Dr. v. Halt und des Generalsekretärs Dr. Diem ins Werk gesetzt wird, geschieht im Geiste echter Kameradschaft und wahren Sportes, so daß man mit Sicherheit erwarten darf, daß durch die Freude am sportlichen Wettkampf in echtem Sportsgeist die Annäherung der Völker untereinander gefördert werden wird.

Dynamische Literaturwissenschaft. Im Jahre 1921 gab der bekannte Schweizer Literaturhistoriker Emil Ermatinger ein Buch heraus mit dem Titel „Das dichterische Kunstwerk" (Leipzig, B. G. Teubner), in dem er mit der ganzen Klarheit seines Urteils und der Feinheit seiner weltoffenen

Orientiertheit im Grunde gegen alles, was damals Mode war oder Mode zu werden drohte, in einträglicher und scharfer Weise Stellung nahm, um den ewigen Wesensgesetzen des wahrhaft Lebendigen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Ermatinger setzte der historisch-positivistischen und der vorwiegend durch eine geistig-philosophische Haltung bestimmten Literaturgeschichtsschreibung seine dynamische oder organische Methode entgegen. Das Buch hat damals viel Widerspruch bei den Betroffenen, aber ebensoviel Zustimmung bei denen gefunden, die an die ewigen Gesetze des wahren Lebens glauben. Diese Gesetze entwickelte Ermatinger aus dem Gedankenerlebnis, dem Stofferlebnis und dem Formerlebnis. Er ging davon aus, daß das dichterische Schaffen wie alles Leben als Erleben, als ich-bedingte Schöpfung von Leben betrachtet werden muß. Er sah die Weltanschauung des Dichters, Stoff und Form im dichterischen Werk nicht als starre Größen, sondern als Betätigung und Wirkung organischen Lebens an. Gibt es ein stärkeres Zeugnis für die Richtigkeit seiner Ansicht als die Tatsache, daß nun in der 3., eben erschienenen Auflage seines Buches er an der Grundhaltung nichts zu ändern brauchte? Die Änderungen, die er vornahm, dienten nur dazu, den Unterschied zwischen Psychologismus und wahrem geistigem Schaffen noch schärfer und klarer herauszuarbeiten. Dieses Buch — und das ist wohl das Beste, was wir sagen können — läßt sich dicht neben Wilhelm Diltheys entscheidendes Werk „Das Erlebnis und die Dichtung" setzen.

Gegen die Napoleon-Legende. In der Hochflut der neuen Napoleon-Literatur — uns lagen jüngst nicht weniger als 15 Neuerscheinungen vor — sollte man ein zeitgenössisches Urteil nicht überhören, das in besonderem Maße geeignet ist, das neuerdings wieder bengalisch beleuchtete Bild des Korsen in das nüchterne Licht der Wirklichkeit zu rücken. Die Problematik jeder späteren Geschichtsschreibung wird niemals klarer, als wenn man das Zeugnis urteilsfähiger Zeitgenossen zu ihrer Kontrolle heranzieht. Graf Schlabrendorf, der von 1750—1824 lebte und — zugegeben — ein hassender Gegner Bonapartes war, hat in einem zweibändigen Werk „Napoleon Bonaparte, wie er leibt und lebt, und das französische Volk unter ihm" (anonym erschienen in Petersburg 1814 bei Peter Hammer dem Älteren) sehr bemerkenswerte Feststellungen über die Gefühle des französischen Volkes niedergelegt, aus denen wir nachstehend einige zitieren. „Den leidensten Gehorsam gegen seine Befehle wollte er gleich frühzeitig der Jugend eingeprägt wissen, und er vernachlässigte kein Mittel, alles so zu gestalten und zu verdrehen, daß es zur Erreichung seiner Zwecke hinwirkte. Nichts that er halb; alles setzte er mit der größten Strenge im weitesten Umfange durch und wollte durch Furcht und Schrecken jeden Gedanken von Widerspenstigkeit im Aufkeimen vernichten. Wer ihm nicht augenblicklich Gehorsam leistet, über den fährt er in der ganzen Wuth seines Zornes her. Er verträgt keinen Widerspruch und jeder seiner Befehle soll ohne Widerrede befolgt werden, so grausam, ungerecht und unzweckmäßig er auch ist. Er glaubt, daß durch Einwendungen seiner Gewalt Abbruch geschehe und zermalmt alles, was ihm nicht die unbedingteste Unterwürfigkeit beweiset. Seine Aussprüche sieht er als Orakel an, die unfehlbar seyn und er wähnt in seinem Übermuthe, daß er sich alles er-

lauben und die Menschen zu allem zwingen dürfte. Den Geistlichen, wie den Laien sann er die blindeste Befolgung seiner Gebote an und er tobte fürchterlich, wenn jemand nur den Schein des Nichtgehorsams annahm. ...“ „Das Geistige vermag mehr als die Waffen und das Moralische mehr als alle physische Macht und Napoleons Sturz ist vorzüglich durch seine frevelhaften Eingriffe in das Reich des Gewissens und des Geistes mit bewirkt worden. Alles verabscheuet den Machthaber, der Geister lenken will, wie Maschinen, und der die Meinungen ausprägt, wie die Münzen.“ ... „Um eine Geneigtheit, alles seinen Absichten zu opfern, hervorzubringen, nahm er zu jedem Mittel seine Zuflucht. Lug und Trug wurden gebraucht, wie man die Nationaleitelkeit aufregte; Zwang, wie List bediente man sich, um Menschen auf das Schlachtfeld zu führen oder ihnen ihr Eigenthum zu entziehen. Alles mußte dem eisernen Willen des Beherrschers weichen und der Beamte, der am schnellsten die härtesten Maßregeln durchsetzte, erhielt Belohnungen. Im Jahre 1813 wurden in jedem Zeitungsblatte die freiwilligen Geschenke der Franzosen gerühmt, die sie ihrer Regierung machten. Die Maires schickten gedruckte Briefe folgenden Inhalts herum: ‚mit Vergnügen ersehen wir Ihre patriotischen Gesinnungen und nehmen die angebotenen 5 bis 600 Franken u. s. w. an. Auf dem Bureau der Mairie können Sie von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags Ihren Betrag gegen Quittung entrichten. Sollten Sie denselben nicht in den bestimmten Fristen abliefern, so wird man ihn mit Gewalt eintreiben lassen.‘ So zwang man die Bürger zu geben, was man öffentlich als freiwillige Geschenke rühmte und so äffte man das Publikum...“ „Der Druck der Geister, den Bonaparte ausübte, war eben so schmälich als verderblich. Kein Gedanke durfte ohne seinen Willen das Licht der Welt erblicken; allenthalben verstümmelten Censoren die Bücher und wachten Spione. Die Wissenschaften geriethen in Verfall und die Bildung der Nation wurde gehemmt. Nicht als Lobreden auf Napoleon sollten erscheinen, und nichts, als was er für sein System als träglich hielt, durfte gedruckt werden. Alle Jahre wurde dieser Geisterdruck größer, und als er unglücklich war, artete er in eine Art von Wuth aus....“ „Die Worte bekamen eine andere Bedeutung, Laster wurden Tugenden, Verbrechen als Heldenthaten gepriesen. Alles war mit Spionen übersäet: nirgends blieb eine Bewegung unbelauscht, jede Miene, jede Empfindung, jeder Seufzer fand seinen Verräther. Alle Verhältnisse der Familien wurden ausgekundschaftet, alle Geheimnisse entweihet und nichts unbetastet gelassen. Einer bewachte den Andern und kein Anverwandter war vor dem Andern gesichert. Der Argwohn durchdrang alle Getriebe der Staatsmaschine und vernichtete alles frohe Leben. Die Furcht hat aus den muntern und fröhlichen Franzosen ein düsteres und trauriges Volk gemacht und alle Freude verscheucht....“ Diese Äußerungen sind eine gültige Erklärung für die Tatsache, daß Napoleon im Herzen des französischen Volkes – im Gegensatz zur französischen Armee, solange er siegreich war – sich keinen Platz erworben hat. Und das erklärt auch, daß bei aller Anerkennung der Gloire, die der Kaiser der französischen Nation verschaffte, sein Hauptdenkmal in Paris ihn in eine Höhe rückt, die zu gleicher Zeit eine Entfernung bedeutet.

ARNOLD ULITZ

Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung

(Fortsetzung)

Die Mehlspeise, die so schön nach Rum geduftet hatte, war völlig verzehrt, und Frau Ruda wie auch die Pfarrköchin hatten gehörig mitgeholfen. Frau Ruda äußerte, daß die gleiche Speise mit Arak noch leckerer und sozusagen vornehmer schmecke.

Nun kam Veronika und fragte: „Wollen Sie Huhn oder Ente?" Es war natürlich freundlich gemeint, aber es klang wie Schimpfen. „Bitte, Huhn!" entschied sich die Breslauer Dame und sagte zu ihrer Freundin so laut, daß Veronika es hören konnte, sie finde es zum Totlachen, daß man hier einfach ein Stück Huhn auf den Teller gelegt erhalte, zugegeben, ein sehr großes Stück, aber doch zum Beispiel Schenkel statt Brust.

„Wo bleibt mein Sohn, der Kaplan?" fragte Bauer Ciaja in der Scheune, natürlich konnte es ihm niemand sagen. Da nahm er ein schönes Stück Huhn, das auf des Sohnes Teller schon erkaltet war, und tat es in eine mitgebrachte Tüte. Ach, der arme Alte mußte auch noch den Schweinebraten, der auf das Huhn folgte, einpacken, denn Karlik war inzwischen im Lehrerhaus und tröstete zwei Unglückliche, die einander vorwarfen, sie hätten einst dem Kinde keinen Wunsch abgeschlagen, und so sei es gekommen, daß auch der Mann sich keinen Wunsch versagte, bis er im Gefängnis endigen mußte.

Der Garten sei wieder frei für andere traurige Herzen, hoffte Alois Pokorny, und ging nochmals dem Tränenbänklein zu, aber wieder war es besetzt, freilich nicht von Trauernden, sondern seine eigene Schwester, die dicke Paula schmiegte sich an die stattliche Brust des Müllergesellen Willusch. Und Alois wurde noch schwermütiger als zuvor und lehnte sich gegen einen Baum in genau der gleichen Haltung, wie er Herrn Schablowsky gesehen hatte, und wollte soeben bitterlich weinen, da hörte er heftige Stimmen.

Fritz Woitinek und Olga Wanjura stritten sich, und Fritz mußte etwas Freches gesagt haben, denn die marianische Jungfrau gab ihm eine Ohrfeige, daß er einen Schritt zurückflog. Er lachte schallend „hahaha", obwohl seine Backe gehörig brannte, und steckte gleichmütig die Hände in die Hosentaschen. Eine Frau konnte er selbstverständlich nicht schlagen, seine akademische Ehre schien ihm durch diese Mädchenhand in keiner Weise angetastet, und indem er pfiff „Du bist verrückt, mein Kind", verließ er den Garten, aber Olga ging noch auf und nieder und plötzlich brach sie in Tränen aus. Langsam schritt Alois auf sie zu, und nun geschah etwas Gewaltiges. Sie sah ihn, sie leuchtete unter Tränen wunderbar auf, sie schlug die Hände zusammen, als erblicke sie gradezu ein Wunder, und sagte zärtlich: „Sie, Herr Pokorny, grade Sie!" „Wieso?" fragte er unbeholfen. „Weil ich grade an Sie gedacht habe." „An mich?" Sie errötete herrlich und sagte mit gesenkten Augen: „Ja, an Sie!" Da wagte er den betäubenden Gedanken: „Sie ist wohl verliebt in mich?" Und im Nu vollzog sich ein

Wunder: er liebte sie, zum mindesten sah er, wie hübsch sie war. „Müssen Sie eigentlich immer oben im Hause sitzen, Fräulein Wanjura? In der Scheune könnte es so gemütlich sein, wenn ich nur eine Tischdame hätte!" „Ich glaube, der Kaffee kommt bald", antwortete sie, „lassen Sie eine Tasse für mich hinstellen." „Neben meine Tasse?" „Natürlich, wohin denn sonst?" lachte sie und lief fort.

Er wurde geliebt, er liebte. „Mein Gott!" sagte er laut und schlug sich vor die Stirn. Wieder sah er sich auf dem Pfade der Sünde, aber sein Herz war nicht mehr so schwer wie noch vor einer Stunde, vielleicht auch hatten ihn die Schnäpse gestählt, er hatte zwei ziemliche Gläser getrunken.

Ja, der Kaffee war da. Und Kuchen war da: Streuselkuchen, Mohnkuchen, Apfelkuchen, Pflaumenkuchen, und zum Kaffee gab es keine gewöhnliche Milch, sondern ölschwere Sahne. Der Kaffee kam Männern wie Frauen außerordentlich gelegen; für die vollen Mägen und nach dem Bier und dem Schnaps war er Arzenei. Nur die gute Smolka hatte ein kleines Mißgeschick, denn als sie ein schwarzes Klümpchen aus ihrer Tasse fischte, das sie für Mohn hielt, erkannte Frau Ruda, daß der Mohn zierliche, schwarze Beinchen hatte, und daß es sich also, kurz und gut, um eine Fliege handelte. Frau Smolka behauptete zwar, ihr sei plötzlich unwohl, und sie müsse unbedingt hinausgehen, aber als ihre Freundin brutal erklärte, sie lasse sich den Kaffee nicht kalt werden und bleibe für ihre Person jedenfalls hier, blieb auch sie und ließ sich nicht einmal eine neue Tasse geben.

Es war fast unnatürlich, wie rasch die Kuchen verschwanden. Schon tupfte Hochwürden Globisch mit angefeuchteter Fingerkuppe die allerletzten Krumen des Käsekuchens vom Tischtuch, vom Apfelkuchen lagen nur ein paar Apfelschnitze herum, der Briefträger Scholz hatte vom Pflaumenkuchen schon eine dunkle Zunge und sah sich vergeblich nach Resten der Lieblingssorte um. In der Not nahm er Mohnkuchen, von dem am meisten auf den Tisch gekommen und wenigstens noch ein paar Streifen übrig waren. Unangerührt stand nur die riesige Nußtorte, die Herr Bäckermeister Pokorny persönlich gebacken hatte. Die marzipanene Inschrift besagte: Hoch lebe das junge Paar. Als Frau Ruda spöttisch fragte, ob diese Torte nur zum Ansehen sei, antwortete der Bräutigam persönlich, und es war sein erster, wenigstens sein erster vernehmlicher Beitrag zur Unterhaltung: „Jawohl!"

Kaplan Ciaja kam grade noch zu einem Täßchen Kaffee in der Scheune zurecht; Kuchen hatte der Vater schon für ihn eingepackt und packte ihn nun wieder aus. Plötzlich stand Franzek hinter dem Geistlichen und fragte leise: „Dem Herrn Lehrer geht es wohl nicht gut?" „Nein, Herr Kosiol, und der Frau Lehrer auch nicht." „Ich habe im Garten Pergamentpapier gefunden, das bringt der Herr Lehrer immer zu Hochzeiten und Taufen mit und packt was für seine Frau ein. Ob ich ihm etwas rüberschicke?" „Heut nicht, lieber Herr Kosiol, heut wird ihnen nichts schmecken." Franzek neigte sich noch tiefer und flüsterte: „Der Sohn, ja?" Ciaja nickte, und Franzek dachte an seinen gefallenen Sohn und sagte: „Wunderbar sind des Herrn Wege!" „Wahrlich, so ist es!"

Alois Pokorny hatte vor dem sanften Kaplan keine so große Scheu mehr, die Welt war verändert, Olga Wanjura saß neben ihm. Sie hatten beide in ihrer Aufregung unmäßig viel Kuchen gegessen. „Nu natürlich", antwortete er ihr soeben auf eine Frage, „das theologische Studium ist immer erbaulich, aber ich habe schon manchmal gezweifelt, ob ich ein guter Priester werden würde." „Es geht doch nicht, daß alle Männer Priester werden", eiferte sie glühend, „das will der liebe Gott ja gar nicht haben." „Sie haben vollkommen recht, Fräulein Olga, ach, wissen Sie, mein Vater möchte mir vielleicht nachgeben, aber die Mutter ... Jesus, Maria, seit der Herr Ciaja die Primiz hinter sich hat, schrieb sie mir immerfort nach Breslau: ‚Beeil dich.' Ich bin froh, daß Ferien sind." „Ich ja auch!"

Er erschauerte ins Innerste, es war klar, sie liebte ihn. Wer weiß, wie oft sie ihm aus dem Fenster von Wanjuras Gasthaus nachgeschaut hatte, wenn er durchs Dorf spazierenging! Er hatte unsägliches Mitleid. „Es wäre schade, wenn ich nicht heiraten dürfte", sagte er heiser, und nach einer Weile fügte er tonlos hinzu: „Es gibt so schöne Mädchen!" „Die Mariechen Kafka zum Beispiel?" „Oh", lächelte er spöttisch, „die hat mir zuviel Sommersprossen, aber ich denke an eine andre!" Er sah sie bezwingend an, und sie war so sicher, daß er nur sie selber meinen konnte, daß sie vor jungfräulicher Scham und Glückseligkeit wortlos blieb, aber unter dem kreppapierenen Tischtuch, das sehr verrutscht war und tief herunterhing, berührte sie zärtlich seine Hand.

In dieser Sekunde schrie der junge Woitinek wie ein Wahnsinniger: „Hochzeit! Hochzeit!"

Es war wie ein Signal, alle in der Scheune brüllten verrückt wie er: „Hochzeit! Hochzeit!" Sogar der sanfte Kaplan sagte es wenigstens leise und lächelnd mit: „Hochzeit! Hochzeit!" So war es seit jeher in dieser Gegend, einmal kam die Stunde, wo die jubelgeladenen Seelen den Anlaß ihres Jubels beim Namen nennen mußten, und wo nur noch berserkerisches Freudelärmen half. Ja, sogar wer just vor dem hölzernen Häuschen in der Nähe der Jauchegrube wartete — und es waren immer zehn oder zwölf Damen und Herren durcheinander — und sogar, wer grade in diesem Häuschen saß, der schrie es mit: „Hochzeit! Hochzeit!"

So war's in der Scheune und im Hof, und der Ruf hatte sich ins Haus fortgepflanzt, die Gäste in den beiden Stuben standen auf, man sah einander flammend in die Augen, stieß die Gläser an und rief: „Hochzeit! Hochzeit!" Frau Ruda und Frau Smolka versuchten es gleichfalls, einander so feierlich fröhlich in die Augen zu schauen, aber Frau Ruda bog sich gradezu vor Lachen und hätte ihre Lieblingsredensart beinahe verwirklicht und sich totgelacht, und auch die Smolka kicherte unausgesetzt, denn beide hatten einen süßen, roten, waldwürzigen Schnaps getrunken, den man aus herzoglich ratiborischen Brombeeren gewann.

In die lärmende Stube trat zum erstenmal an diesem Tage die Hausfrau zu ihren Gästen, und als Witwe Smolka ihrer Freundin verriet, daß Kosiol seine Frau aus Zärtlichkeit immer Kosa, das heißt Ziege, nannte, war es um die feine Breslauerin nochmals geschehen, aber ihr Gegacker ging natürlich im allgemeinen Schreien unauffällig unter.

Die gute, alte Kosa ging auf das Brautpaar zu, das etwas blöde lächelte, und sagte: „Na, Kinderchen, da ist es ja so weit. Hochzeit! Hochzeit!" Hinter ihr kam Frau Cibulka, die so glücklich verheiratete Frau Bankfilialleiter. „Was, die ist auch noch da?" kreischte die Ruda und fragte sie gradezu: „Ja, wo haben Sie um Himmels willen die ganze Zeit gesteckt?" „In der Küche, bei der Tante. Hochzeit, Hochzeit, meine Dame!" „Ach, Frau Kosa ist Ihre Tante?" „Nein, aber ich sag' immer so. Wissen Sie, wo meine liebe Mutter starb, und mein Vater hatte doch die Gastwirtschaft und konnte sich um mich nicht kümmern, nicht wahr, ich weiß ja nicht, was da geworden wär', wenn ich nicht die Tante gehabt hätte! Sie war ja so gut zu mir, das kann ich Ihnen sagen. Da hab' ich eben in der Küche gesessen, und die Tante hat Märchen erzählt, vom Teufel und von Gespenstern, wunderschön. Und heut war's wieder so. Ich hab' in der Küche ein bißchen geholfen, und die Tante hat gebraten und gebacken und hat Märchen erzählt." Frau Ruda lachte: „Nein, wirklich, da muß ich sagen: ‚Hochzeit! Hochzeit!'" „Ja, nicht wahr", strahlte Frau Cibulka, „es ist doch einfach wunderschön! Wenn alle Menschen so glücklich sind, nicht wahr? Ich brauch' bloß von weitem lustige Leute zu hören, da bin ich immer gleich selber froh!" und dann wollte sie auf das Brautpaar zu, aber sämtliche Herren Pfarrer stellten sich nacheinander vor ihr und riefen: „Hochzeit, Hochzeit!", als sei es ein Gruß wie „Guten Tag, Guten Tag!" Der alte Woitinek wollte zu Bronislawa Kotulla „Hochzeit! Hochzeit" sagen, fiel aber vom Stuhl, und die Pfarrköchin begrüßte dafür über ihn hinweg den Förster Gnilka mit „Hochzeit! Hochzeit!", und Briefträger Scholz die Frau Bahnmeister Kafka, und sogar der schweigsame Pfarrer Kiok ging von einem zum andern, trank ihm zu und sagte das Freudenwort je zweimal.

Die Musikanten bliesen schon drunten vor der Mühle, und die Gäste brachen zum Marsch nach der Kneipe auf. Als letzte erschienen die marianischen Jungfrauen — Olga Wanjura hatte man aus der Scheune holen müssen — und, siehe, sie waren umgekleidet, sie waren nicht mehr nonnenhaft braun, sondern weiß, und nur das blaue Bändchen um den Hals, das Zeichen der frommen Jungfräulichkeit, trugen sie wie zuvor.

Nahe hinter dem Dorfeingang machte die Musik eine Pause, und der Kapellmeister Buchta lief rasch einmal in seinen Barbierladen, wo inzwischen der Lehrling, von keinem Kunden belästigt, den Roman „Kampf um die Millionenerbschaft" fast ausgelesen hatte. Buchta, sein Chef, warf ihm einen Entenflügel zu und eilte nach hinten ins Wohnzimmer, von wo er mit seiner Ziehharmonika wiederkam, einem wunderschönen Instrument mit mancher perlmuttener Verzierung. Das Tragband war farbenfroh bestickt, es war eine Gabe von Paula Pokorny, die jetzt mit Willusch, dem Müller, ging, und Buchta kannte keine Eifersucht; er besaß noch sieben andere Harmonikabänder, jedes von einem andern Mädchen, und konnte sich nicht entschließen, sich durch ein Band für immer binden zu lassen, denn er spielte gar zu oft zum Tanz in den Wirtshäusern und sah der schönen Mädchen und guten Partien gar zu viele.

Er jagte dem Hochzeitszuge nach, und viele riefen ihm zu: „Spielen!

Spielen", aber da hupte soeben das Auto des Doktors heran. Man bildete Spalier und schrie blödsinnig: „Hochzeit! Hochzeit!" und er schrie zurück. Kaum war er vom Staube in Richtung Gleiwitz verschluckt, da trabte der zweispännige Sonntagswagen Kosiols heran, und drinnen saßen, so schön und stolz wie König und Königin Josef Mazuga und seine Gemahlin, die sich nach Ratibor zum Photographen begaben. „Hoch! Hoch!" und „Heil! Heil!" brüllte das Spalier, die Musik spielte einen Tusch, Josef stand stramm im Wagen und dankte mit dem Deutschen Gruß, und Klara nickte leutselig nach beiden Seiten. Mariechen Kafka stellte fest, daß sie nicht das goldene Kreuzchen der sechs marianischen Freundinnen trug, sondern das große, das sie vom Vater Kosiol hatte. Sie kam nur zu wenigen spitzen Äußerungen hierüber, denn Buchtas kostbare Harmonika spielte an der Spitze des Zuges. Alle Augen lachten, alle Sangeskundigen räusperten den Straßenstaub aus der Kehle, es war ja das berühmte, wasserpolnische Lied vom Soldaten mit den beiden Mädels, und es war ein ganz klein bißchen unanständig, aber so ein kleines bißchen gehörte zu einer richtigen Hochzeit.

Ein Grenadier aus Beuthen,
Gut Freund mit allen Leuten
Und war so schön und war so schick,
Die Mädels waren ganz verrückt,
Tralatrala, tralatralala.

Die marianischen Jungfrauen in Weiß konnten anfangs nicht mitsingen, so schrecklich mußten sie kichern, weil sie schon jetzt an die letzte Strophe dachten, wo etwas so schrecklich Ulkiges vorkam, und alle lachten zwitscherig und silberig, am lieblichsten aber Olga Wanjura, die sich oft nach Alois umsah, der geradezu verwegen und jedenfalls ungeistlich wirkte und ihr sogar eine allerdings etwas verschleierte Kußhand zuwarf.

Hochwürden Globisch hätte an diesem natürlich auch ihm bekannten Liede wahrscheinlich Ärgernis nehmen müssen, zum Glück war er mit seinen Amtsbrüdern im Hause geblieben, wie auch die Brauteltern, Frau Cibulka und Bronislawa Kotulla. Bäuerlein Ciaja marschierte vergnügt im Zuge, nach seinem milden Sohne sah sich aber Mariechen Kafka vergeblich um.

Im schönen Park von Beuthen,
Versteckt vor allen Leuten,
Da fing das große Zanken an,
Zwei Mädels um den einen Mann.
Tralatrala, tralatralala.

Frau Ruda ließ sich von ihrer Freundin den Text übersetzen und konnte nicht begreifen, warum die Leute so albern lachten. Tankstellenwärter Mraczek sang seinen wundervollen Baß, und solange er sang, konnte er natürlich nur mit seinen großen, braunen Augen lachen, aber manchmal brach er mitten im Ton ab und kollerte ein abgründiges, gemütliches Gelächter, halb hu und halb ho.

Sie kratzen, Gott bewahre,
Sie zausen sich die Haare,
Sie schimpfen, spucken um die Wett'.
Soldat raucht ruhig Zigarett'.
Tralatrala, tralatralala.

Willusch schrie, das hätte er genau so gemacht wie dieser Soldat aus Beuthen, und Paula Pokorny drohte ihm lachend, obwohl es ihr Vater sah und sogar die fromme Mutter, die sich so sehr gefreut hätte, wenn sie Nonne geworden wäre. Studiosus Woitinek wollte Willusch unterfassen, erstens weil er betrunken war und gern einen Halt gehabt hätte, und zweitens, weil dann vielleicht ein Abglanz von Willuschens Draufgängertum auch auf ihn gefallen wäre, doch der Müller, der ihn nicht leiden konnte, schüttelte ihn einfach in den Straßenstaub hinab. Geistesgegenwärtig lachte der Student, blieb absichtlich längere Zeit sitzen und machte Grimassen, so daß niemand annehmen konnte, er sei beleidigt worden. Briefträger Scholz endlich half ihm und ging Arm in Arm mit ihm weiter, aber auch er tat es nicht aus Liebe, sondern nur, weil er sich ein bißchen verraten und verkauft vorkam, da alle ein Lied sangen, von dem er kein Wort verstand.

Der Kampf war unentschieden,
Da gab's ja niemals Frieden.
Er sprach: „Hab' länger keine Zeit,
Bin ja Soldat mit Pünktlichkeit.
Tralatrala, tralatralala.

Ihr seid zwei tapfre Streiter,
Ihr Mädels, haut euch weiter!
Ich muß jetzt fort, bin Grenadier,
Doch laß' ich euch die Hose hier."
Trala .....

Es war kein Gesang mehr, nur ein Kichern aus hundert Frauenmündern, ein Johlen aus hundert Männermündern. Einzig die Harmonika in der Hand des Barbiers blieb unbeirrbar, und endlich fanden sich wieder alle zu ihr hin.

Im Park an einer Tanne,
Hing Hose von dem Manne,
Marinka, die zuletzt gewann,
Zog selig diese Hose an,
Tralatrala, tralatrala.

Briefträger Scholz, dem der junge Woitinek den Text lallend übersetzte, schwenkte begeistert die amtliche Ledertasche über dem Kopf, obwohl das Allerschönste erst noch kam:

Im Park an einer Tanne,
Saß weinend Marianne:

„Ach, muß ich ganz allein ins Bett?
Wenn ich doch nur die Hose hätt'!"
Trala, tralahahahahaha.

Bauern und Bäuerinnen küßten einander. Willusch packte Paula im Gewühl und küßte sie. Alois schlüpfte gewandt in die lachende Gruppe der marianischen Jungfrauen, preßte Olga Wanjuras Hand und flüsterte: „Fräulein Olga, ich liebe Sie!"

Frau Ruda, der die Freundin den Text erläutert hatte, war fassungslos und erklärte das Lied für eine glatte Unanständigkeit, aber Johanna Smolka, die sonst immer etwas wie Furcht vor der selbstbewußten Breslauerin fühlte, ließ sich diesmal nicht beeinflussen; sie drehte ihren Hennenkopf glückselig hin und her und seufzte gerührt lächelnd: „Oh, Jesus, unser schönes Oberschlesien, unsere Heimat!" „Meine, Gott sei Dank, nicht!" „Ach, Martha, was willst du bloß, dein Vater war ja auch bloß Fleischer in Gleiwitz." „Wurstfabrikant, bitte!"

Mariechen Kafka brach plötzlich in wilde Tränen aus, und Olga Wanjura schämte sich ein bißchen, weil sie dachte, Mariechen habe den Vorfall mit Alois beobachtet und weine aus verletzter Keuschheit, aber sie weinte, weil sie einen Kaplan liebte, einen unerreichbaren Mann, unerreichbarer als ein König oder ein Filmschauspieler, ach, einen Mann, der schon die Weihen empfangen hatte. Ach, wenn er sie noch nicht empfangen hätte, so hätte sie ihm glühende Briefe geschrieben . . .

Der Kaplan war ihr ganz nahe, er war wieder im Lehrerhaus, an dem der Hochzeitszug vorüberlärmte. Die Schablowskys weinten nicht mehr, sie waren müde vor Kummer, aber als die Ziehharmonika Buchtas ertönte, begann die Frau nochmals zu weinen. „Nicht, nicht!" sagte Ciaja und legte die Hand auf ihre Stirn. Er hatte Wundertäterhände, Friede entströmte ihnen, und sie dachte: „Jetzt sterben!"

Im Giebelstübchen über den Schablowskys wohnte der Hilfslehrer Swoboda, und auch er hatte seinen Schmerz. Briefträger Scholz hatte ihm wieder einmal einen Doppelbrief gebracht, wieder war ein Novellenmanuskript abgelehnt, denn Swoboda war ein glückloser Dichter. Jetzt las er in seinem Grimm einen Kriminalroman und naschte Bonbons dazu, sehr giftig bunte, ganz billige, das Pfund zu vierzig Pfennig. Er kaufte sie immer in Ratibor, weil es ihm im Dorf doch peinlich war. Nicht einmal der Tumult des Hochzeitszuges lockte ihn ans Fenster, denn er verachtete alle bäuerliche Lust und sehnte sich nach Breslau, wo er hoffte, in Schriftstellerkreise eindringen zu können.

Im Kosiolhause war wunderbar wohltuende Stille, denn nach dem ungeheuren Freudenlärm wirkten die Geräusche, die in der Küche natürlich niemals völlig schwiegen, geradezu wie Stille. In Kesseln und Bottichen wuschen die Frauen Teller, Tassen und Gläser, und die Hunderte von Messern, Gabeln und Löffeln wurden geputzt. Köstlich war der Duft des geräucherten Specks, den Mutter Kosiol verschwenderisch zum Gulasch tat, und als dies geschehen war, konnte sie eigentlich ein Weilchen ruhen. Vergeblich drang die gute Cibulka in sie, sich doch ein bißchen aufs Bett zu legen, wenn auch in Kleidern, aber nein, das wäre wie

Sünde gewesen, in der Küche mußte sie bleiben, und so setzte sie sich nur und sagte: „Wenn ich zusehe, wie ihr alle fleißig seid, dann ist das schon Ausruhen für mich."

Auch Frau Cibulka war fleißig. Ihre hellgrüne Seidenbluse hatte sie ausgezogen, stand mit nackten, runden, schönen Armen und formte Fleisch zu säuberlichen Kugeln. „Nicht zu klein, Barbara, nicht zu zierlich", mahnte Mutter Kosiol, „du bist bei den Bauern!"

Eine Weile arbeiteten sie alle schweigend, nur die Mutter saß auf dem Küchenstuhl, legte die Hände in den Schoß und träumte. „Es ist so still wie im Walde", flüsterte Frau Cibulka. „Im Walde", sagte Helene, gleichfalls nur flüsternd, „im Walde, wenn so die Sonne scheint, möcht' ich jetzt ein bissel liegen, am besten unter einer Birke." „Mit wem denn?" kicherte Veronika, und Helene kicherte zurück, und auch Frau Cibulka freute sich an dem Spaß, doch alles blieb leise und behutsam, und sogar das Teller- und Tassenwaschen ging fast ohne Klirren. Da hörten sie vom Küchenstuhl her die freundliche Stimme der Mutter singen:

Kinder, Kinder, kommt gelaufen,
Kommt nur schnell in hellen Haufen,
Schnelle in den Wald.
Denn im Wald ist was geschehen,
Kommt, wir wollen doch mal sehen,
Ach, hat das geknallt!

Aber im Walde war ja nichts Großartiges geschehen, als daß eine Mücke vom Baum gefallen war und sich ein Bein gebrochen hatte. „Ach, hat das geknallt!"

Sie lachten so überwältigt, als kennten sie das Liedchen nicht schon von Kindheit an. Mutter Kosiol sah freundlich von Gesicht zu Gesicht, und auf Frau Cibulkas schwarzem Lockenkopf verweilte ihr Blick am Ende. „Jesus, wie schön dick du geworden bist", sagte sie, „und als Kind warst du ja so ein Krepierdel!" „Ich dank' auch dem lieben Gott für jedes Pfund Speck, das ich am Leibe habe, Tantchen, denn weißt du, der Cibulka hat die Mageren nicht gerne." „Da ist er nicht wie der Räuberhauptmann Elias, der war selber zwei Zentner schwer, aber geliebt hat er nur die ganz Zarten, und meine eigene Mutter hat er ja entführen gewollt. Sie ist nicht mit ihm gegangen, sie war dem Ksoll gut, was ja mein Vater war, und der Elias verzweifelte und wurde Räuber..."

An einem Ende der abgedeckten, langen Tafel der Herrschaftsstube saßen die drei geistlichen Herren und spielten Skat. Franzek saß bei ihnen und hatte kiebitzen wollen, aber er war eingeschlafen und schnarchte sehr leise. Die Herren spielten nicht hoch, nur einen Zwanzigstelpfennigskat, aber sie spielten eifrig wie um große Summen. Pfarrer Kiok war der beste, aber Hochwürden Globisch bekam jedesmal ein erbärmliches und hoffnungsloses Blatt und hätte, wenn jetzt abgerechnet worden wäre, schon 17 Pfennig verloren. Endlich hatte er alle vier Buben in der Hand und sagte einen Grand an, strahlte und beleckte sich in der Vorfreude des Siegers die Lippen. „Endlich!" seufzte Bronislawa Kotulla aus tiefer Brust. Sie hatte also, obwohl sie am andern Ende des Tisches in einen

Strickstrumpf versunken war, alles beobachtet. Hochwürden gewann, und das nächste Spiel machte Pfarrer Biala, hob den Talon auf und fand zwei ganz verhängnisvolle Karten. Um seine heiße Angst nicht zu verraten, sagte er in harmlosestem Plauderton: „Ohne Skatspiel würden die Menschen viel sündhafter sein. Doch, doch", machte er zu Bronislawa hin, die sich kritisch räusperte, „im Skatspiel werden wir allerlei böse Eigenschaften auf unschuldige Weise los..." „Richtig", pflichtete Pfarrer Kiok, der ihn durchschaute, bei, „aber die schlechten Karten werden wir auf so leichte Art nicht los." „Ich spiele Null ouvert", sagte Biala mit verzweifeltem Mut. „Kontra!" sagte Kiok mit Hochgenuß.

Der Hochzeitszug war längst bei Emil Wanjura angelangt. Die Hakenkreuzfahne leuchtete vom hohen Mast wie an einem Staatsfeiertage, und der Saal war verschwenderisch geschmückt. Von der Deckenmitte her quollen acht dicke, dunkelgrüne Girlanden aus herzoglich ratiborischem Fichtengrün, liefen schön gebaucht nach den Ecken des Saales und auf die Mitte der Wände zu und trugen Hunderte von Fähnchen und Bändern. Noch saßen die Gäste nicht, da spielte schon Buchtas Kapelle einen feurigen Tanz, einen Krakowiak. Oh, nun zeigte sich, daß die jungen Leute noch allerlei zu lernen hatten; sie verstanden sich wohl auf Walzer, Foxtrott und Tango, aber vor diesem Krakowiak standen sie wie dumme Esel und sahen staunend, wie Herr Swierzina, der immerhin schon sechsundvierzig war, ihnen etwas darbot an geradezu stählerner Eleganz. Und wer war seine Dame? Die eigene Frau, mit der er sich doch sonst so schlecht vertrug; jetzt aber waren sie ein Herz und eine Seele und lächelten einander zu wie innigst verliebt.

Herr Wanjura, der bei solchem Andrang persönlich bediente, stellte die zwölf Glas Bier, die er soeben brachte, behutsam auf einen Tisch und schaute gleichfalls den beiden Swierzinas zu. Auch ihm juckte es in den Beinen, und mit einem verzwickten Gesicht äugte er durch die Saaltür zum Schanktisch hin, wo Frau Monika Wanjura Schoppen um Schoppen füllte. Eine sehr schöne Frau, immer noch. Olga war ihr Ebenbild.

Und nun suchte er mit den Augen nach der Tochter und entdeckte sie an einem Tisch im entferntesten Winkel, wo die Girlande schon so niedrig hing, daß sich zur Not ein Gesicht dahinter verstecken ließ. Sie saß mit gesenktem Kopf, ihre Hände ruhten locker im Schoß, und der junge Herr, der den Arm auf die Lehne ihres Stuhles legte, war Studiosus Pokorny. Sie sahen nichts vom Krakowiak, der alle andern bezauberte, und Emil Wanjura lachte leise und dachte: Das dumme Ding will doch nicht etwa Pfarrköchin werden? Im übrigen war gegen den jungen Mann nichts einzuwenden, der alte Pokorny war ein braver und sehr bemittelter Meister; viele von den feinsten Ratiborer Familien aßen nur Pokornys Brot und Pokornys Semmeln, sogar einen Lieferwagen hatte er schon, und es ging das Gerücht, er hätte sich schon längst einen Viersitzer angeschafft, wenn seine überfromme Frau es nicht für sündigen Hochmut gehalten hätte.

(Schluß folgt)

Literarische Rundschau

Polen und Deutschland

Allen Versuchen der verantwortlichen deutschen und polnischen Staatsmänner, zu einer deutsch-polnischen Verständigung zu gelangen, tritt bei der Mehrheit des polnischen Volkes immer wieder die Vorstellung eines unüberwindlichen, naturgegebenen Gegensatzes zwischen beiden Völkern entgegen. Bereits in seinem 1934 erschienenen, viel beachteten Buch über „die deutschen Aufbaukräfte in der Entwickelung Polens" hat Kurt Lück einen mutigen Angriff auf diese Anschauung unternommen, indem er ihr das Bild einer tausendjährigen friedlichen Zusammenarbeit beider Völker gegenüberstellte. Obwohl er auf polnischer Seite vielfach auf lebhafte Ablehnung stieß, ließ er sich nicht abschrecken, sondern wendet sich von neuem an das polnische Volk mit seinem „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur. Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum" (Posen 1938, Historische Gesellschaft für Posen. Leipzig, S. Hirzel. Br. RM 12,—, geb. RM 13,50).

In jahrelanger Sammelarbeit hat er und seine Mitarbeiter in ganz Polen die Zeugnisse der polnischen Volksüberlieferung und der polnischen Dichtung über den deutschen Menschen und das deutsche Volk gesammelt. Als Volksdeutscher mitten unter dem polnischen Volke stehend, kam es ihm nicht auf eine Sammlung musealer volkskundlicher „Ladenhüter" und literarischer Kuriositäten an, sondern in engem Zusammenhange mit der praktischen Volkstumsarbeit werden Volkskunde und literarische Betrachtung zu lebendigen Zeugnissen des Volkstumskampfes im Grenzraum zweier Völker. Weit entfernt von dem beschönigenden Optimismus zur Verwischung tatsächlich bestehender Gegensätzlichkeiten, wie wir ihn aus einigen deutschen Polenbüchern in unangenehmer Erinnerung haben, ebenso aber auch einer primitiven Schwarzweißmalerei, geht sein Bestreben dahin, daß von dem „besonnenen Wissen um die Andersartigkeit der beiden Volkscharaktere" her ein ritterlich geführter völkischer Wettbewerb an die Stelle eines „leidenschaftlichen, blickgetrübten Grenzkampfes" gesetzt wird.

Unter Heranziehung von aufschlußreichen Parallelen aus dem nachbarschaftlichen Zusammenleben anderer europäischer Völker zeigt er, daß die Spannungen im Grenzraum zwischen den Völkern eine gesamteuropäische Erscheinung sind, die nicht auf das deutsch-polnische Verhältnis beschränkt ist. Nicht die gegeneinander gerichteten Machtbestrebungen polnischer und deutscher staatlicher Gewalten haben jene anscheinend unüberschreitbaren Schranken geschaffen, sondern, so merkwürdig es klingt, gerade das friedliche Zusammenleben von Deutschen und Polen ist die Quelle der deutschfeindlichen Einstellung des polnischen Volkes geworden. Der deutsche Schaffensdrang und die Tüchtigkeit des deutschen Menschen zwangen den zur Unbesorgtheit neigenden Polen, aus seiner beschaulichen Ruhe herauszugehen. Es entstand ein Gefühl der Minderwertigkeit gegenüber den Deutschen, das vielfach in der Abwehr in Deutschfeindlichkeit und Herabsetzung des Deutschen umschlug, in der Volksüberlieferung aber in der Hauptsache auf die Kennzeichnung der Wesensunterschiede des deutschen und polnischen Menschen beschränkt blieb und nur in seltenen Fällen einen wirklich gehässigen Charakter annahm. In der Zeit nach den polnischen Teilungen wurden dann diese Gefühle bewußt von der polnischen Dichtung aufgegriffen und zur politischen Wehrhaftmachung des Volkes und zur Weckung seiner nationalen Widerstandskräfte benutzt. Nicht der Geschichtsschreiber wurde der Lehrer des polnischen Volkes, sondern der polnische Dichter prägte das heute noch gültige Bild des Deutschen. Seine von leidenschaftlichem Haß geschaffenen Zerrbilder ließen die in gemeinschaftlicher Arbeit hervorgebrachten großen Kulturleistungen in Vergessenheit geraten und jenen unheilvollen Mythus vom Deutschen entstehen, der mit der geschichtlichen Wirklichkeit nichts zu tun hat. Mutig geht er all den Legenden vom angeblichen Danziger Massenmord (1308), der Grausamkeit der Kreuzritter und wie sie alle heißen mögen, und von

dem angeblichen Polentum großer deutscher Männer wie Copernikus und Veit Stoß zu Leibe.

Lück tut dies nicht, um von neuem Klüfte aufzureißen, sondern um die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen für eine offene ehrliche Aussprache, die nur dann möglich ist, wenn man auch im Gegner einen Ehrenmann sieht. Er muß aber leider feststellen, daß jene Methode der moralischen Verunglimpfung bis in die jüngste Zeit ihre Fortsetzung gefunden hat, wie z. B. in dem 1937 erschienenen Roman von Boguszawska und Kornacki „Deutsches Heim", in dem die Deutschen in Pommerellen als eine Gesellschaft von Verbrechern und staatsfeindlichen und charakterlosen Gesellen dargestellt werden. Die Ausführungen seines Buches sind daher an dasjenige Polen gerichtet, das nicht wie die Mehrheit des polnischen Volkes von vornherein blindlings alles ablehnt, was von Deutschland und den deutschen Volksinseln kommt, sondern das bereit ist, die deutschen Kulturleistungen anzuerkennen und daraus zu übernehmen, was ihm zur Stärkung des eigenen polnischen Volkstums nützlich erscheint. Es ist der Träger des wahren kulturellen Fortschrittes und die Verkörperung der besten Seiten des Polentums, auch wenn es bei der Mehrheit des Volkes in Ungnade fällt. Wir können Lücks Buch keinen besseren Erfolg wünschen, als daß sein Appell nicht vergeblich ist, sondern der Beginn einer lebhaften, aber disziplinierten und sachlich geführten Auseinandersetzung der von ihm aufgeworfenen Fragen wird. Adalbert Hahn.

Von Anselm von Canterbury zu Deutinger

Martin Deutinger (1815–1866) verdient es, wieder in das Blickfeld derer gerückt zu werden, die Schärfe des Geistes, Klarheit des Denkens und Schönheit der Sprache zu würdigen wissen. In den geistigen Auseinandersetzungen unserer Tage hat er ein gewichtiges Wort mitzusprechen, weil er im Jahrhundert der Naturwissenschaften den Versuch machte, einen christlichen Voluntarismus aufzubauen. (Der freie Wille ist subjektives Prinzip der Erkenntnis.) Er war einer von den wahrhaft Großen, die mit klarem Blick die Wertwelt der Gegner erkennen, das Wertbeständige aufgreifen, ihrer eignen Überzeugung und geistigen Arbeit konfrontieren und in ihrer Systematik verwerten. Deutinger sah seine Aufgabe darin, im weitesten Sinne ein System der christlichen Philosophie zu errichten, ohne Anleihen und ohne Konzessionen, weder bei der Scholastik noch bei der Theologie. Wertvollste Bausteine, oft kühn behauen, hat er zusammengetragen. Mißdeutung, Verärgerung und Krankheit hinderten ihn an der Vollendung. Es würde sich lohnen, über Einzeldarstellungen hinaus, eine Gesamtdarstellung seines geistigen Systems zu versuchen, wie es auch reizvoll sein würde, seiner Geschichtsphilosophie einmal nachzugehen, die, wie wir vermuten, uns eine Reihe von praktisch verwertbaren Erkenntnissen vermitteln würde. Heinrich Fels hat in der Sammlung „Gestalten des christlichen Abendlandes" eine Arbeit über „M. Deutinger, Gestalt und Beurteilung, Lebenswerk, Ernte und Erbe" veröffentlicht, die auf dem bisher Erarbeiteten aufbaut und eine selbständige, ohne Zweifel gelungene Beurteilung versucht (Kösel-Pustet, München. RM 6,80). Das eigene Urteil des Lesers wird durch den Beidruck von Texten aus Deutingers Werken erleichtert. Die Auswahl ist sachkundig. Einige Proben von Deutingers klassischen Evangelienerklärungen, die Kabinettstücke einer lebensnahen und wirklichkeitsverbundenen Schrifterklärung sind, würden das Bild über ihn vervollständigt haben. Die Arbeit von Fels wollen wir dankbar hinnehmen. Sie führt uns an einen großen und sympathischen Menschen und an einen tiefen Denker heran. – In der gleichen Sammlung erschien: Anselm Stock „Anselm von Canterbury. Sein Leben, seine Bedeutung, seine Hauptwerke" (RM 6,80). An der „Grenzscheide zweier Epochen" (1033 bis 1109) steht Anselm von Canterbury der „Vater der Scholastik", wie er oft genannt wird. Er hat noch keine Summe verfaßt, was er aber in dem „Monologion" und „Proslogion", die beigedruckt sind, bietet, sind theologische Abhandlungen, die, heute gelesen und durchdacht, dem an der Scholastik Interessierten wertvolle Aufschlüsse geben können über das Fundament, auf dem das Mittelalter seinen geistigen Bau errichtete, mit dem wir heute noch nicht fertig sind und, wenn nicht alles täuscht, so leicht nicht fertig werden dürfen! – Ein weiteres Werk dieser Sammlung ist: Joseph Kuckhoff „Johannes von

Ruysbrock. Einführung in sein Leben, Auswahl aus seinen Werken" (RM 6,80). Hier tritt der bedeutendste niederdeutsche Mystiker auf den Plan (1293–1381). Thomas von Aquin ist nicht ganz 20 Jahre tot, da wird Ruysbrock geboren. In seinem Jahrhundert erschüttert der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum die Seelen des gläubigen Volkes und bringt Leid über das Volk am Rhein. In Italien predigt der Arme von Assisi bedingungslosen Verzicht auf die Güter dieser Erde, und am Niederrhein führt Ruysbrock eine scharfe Klinge gegen Habsucht und Eitelkeit, aber auch gegen die Häretiker, „die glauben Gott zu sein im Grunde der Einfältigkeit ihres Wesens... Sie wollen lehren, aber von niemandem belehrt werden; sie wollen tadeln, aber von niemand getadelt werden ... Das nennen sie geistige Freiheit". Ruysbrock hat seine Predigt bei sich selbst wahr gemacht. Tauler, H. Seuse sind neben ihm ein Beweis dafür, daß klare Einsicht in die Realien des Lebens zu einer echten Mystik befähigen, die Einigung zwischen Gott und Mensch erstrebt. Bei Ruysbrock findet sie in schöner deutscher Sprache einen Ausdruck, der heute noch begeistert wie die Gotik, mit der sie innerlich und äußerlich zu vergleichen ist. „Ruysbrocks Farbenmystik wird nur einer erfühlen, der den magischen Zauber gotischer Farbenfenster auf sich hat wirken lassen." Die getroffene Auswahl aus seinen Werken wirkt wie eine schattige Insel, auf der man ausruhen und Kraft schöpfen kann. – Ein seltsames und in seiner Beweisführung auf weite Strecken veraltetes Buch, das in der Zeit der „Überwindung der Fremdheit" besser nicht geschrieben worden wäre, ist das Buch „Der Katholizismus. Sein Stirb und Werde". Von katholischen Theologen und Laien, herausgegeben von Gustav Mensching (Leipzig, J. H. Hinrichs). Die Anonymität der Verfasser schreckt ab. Der Herausgeber meint es sicher ernst. Die Gedankengänge kreisen um den „Zirkel im System" des Katholizismus. Wer aber die Vorrangstellung des Glaubens, des wahren Glaubens an Christus und seine Erlösung im Katholizismus nicht anerkennt, wird keinen Zugang zu ihm finden, auch wenn er glaubt, in ihm zu leben! Der evangelische Theologe müßte gerade hierfür Verständnis haben. Die übernatürliche Wesenheit des Christentums wird nur aus dem Wirken der Gnade und dem Erleben der Gnade in der eigenen Mitwirkung zu erfassen sein. Wer, wie die Verfasser, an Philosophie und Geschichte gebunden ist, wird sich nur sehr schwer zu dieser auch in der Lehre des Christentums erkennbaren Beurteilung aufschwingen können. In unseren Tagen ist die Überwindung der Fremdheit dringlicher und näherliegend als das Thema dieses Buches.

Herm. Jos. Schmitt.

Schätze der Bildung

In der „Sammlung Dieterich" sind Aischylos' Tragödien und Fragmente erschienen (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. RM 4,50). Die Verdeutschung, das Vorwort, die Einführung und Anmerkungen sind von Ludwig Wolde, der hier eine schlechthin vorbildliche Arbeit geleistet hat und dessen Aischylos, der als Frontkämpfer von Marathon und Salamis seinem Volke seinen Mythos und seine Geschichte gestaltete, wirklich zum lebendigen Besitztum des gesamten deutschen Volkes werden kann. Seine dem großen Gegenstand würdige Übertragung folgt der von Wilamowitz geschaffenen Ausgabe, berücksichtigt aber auch die neueste Ausgabe von Gilbert Murray. Das gewaltige Werk der Oresteia ist als einzig vollständig überliefertes an den Anfang gestellt, dann folgen „Die Schutzflehenden", „Die Perser", „Der gefesselte Prometheus" und „Die Sieben gegen Theben". Ein besonderer Vorzug der Ausgabe und ein ihr allein gebührender ist die Aufnahme der Fragmente, die den einzelnen Werken hinzugefügt sind und von denen eine Auswahl den vollendeten Werken hinzugefügt ist. Die Übersetzung ist unter Beibehaltung des griechischen Rhythmus, abgesehen von den Chorliedern, ein deutsches dichterisches Kunstwerk. Die Einführung in die Werke und das Vorwort gehören zu dem Vollendetsten, was je an Förderung des Verständnisses der Antike von deutscher Seite geleistet worden ist. – Eine wesentliche Bereicherung unseres Besitzes an griechischen Werten ist die Übertragung der gleichen Sammlung von Theophrasts „Charakterbildern" (RM 2,–) von Horst Rüdiger. Den klassischen, auch heute noch in ihrer menschlichen Tiefe lebendigen und vorbildlichen Charakterbildern

Theophrasts sind drei sehr lebendige Charakterbilder von Lykon und von Ariston von Keos angefügt. Auch für diese Gabe schuldet man dem Verlag und dem sachkundigen Übersetzer Dank. — Auch die lateinischen Klassiker sind nicht zu kurz gekommen. Rudolf Alexander Schröder hat Vergils Bucolica und Georgica meisterhaft übersetzt: „Hirtengedichte — Vom Landbau" (RM 3,—) und dadurch dieses Hohelied auf ein Leben in Einfachheit und Naturnähe nun auch für die deutsche Sprache gewonnen, zu deren Besitz schon lange die Äneis gehört. — Gaius Julius Caesar, „Der gallische Krieg", hat Viktor Stegemann verdeutscht und mit gründlichster Sachkunde erläutert (9 Bildtafeln, 14 Karten. RM 4,80). Bekanntlich ist Caesars Bellum Gallicum als ältestes lateinisches Zeugnis über die Germanen für uns von größter Wichtigkeit. Darüber hinaus ist dieses Werk für Caesars Handeln als Staatsmann und Feldherr besonders kennzeichnend. Das Lebensbild Caesars ist von vorbildlicher Klarheit, sorgfältig und treffend die Anmerkungen, besonders hervorzuheben sind die Kartenskizzen. — Erstmalig werden die Fragmente des Novalis, diese „Bibel der Romantik", nach Themen geordnet von Otto Mann dargeboten: „Romantische Welt" (RM 4,—). Die seelische Tiefe dieser Fragmente macht sie gegenwartsnah, die Erläuterungen Otto Manns treffen den Kern.

In der gleichen Sammlung erschien Goethes „Faust", die letzte Fassung und auch den „Urfaust" enthaltend (RM 4,80). Ein wahrhaft Berufener hat zur Einführung und einem ausgezeichneten Kommentar das Wort genommen: Professor Dr. Ernst Beutler, der Direktor des Frankfurter Goethe-Museums, der zugleich mit diesem Kommentar eine Quintessenz seiner so unendlich fruchtbaren und reichen Arbeit für Goethe und sein Verständnis zieht. — Eine gründliche und wesenhafte Arbeit ist die Schrift von Wolfgang Stroedel „Shakespeare auf der deutschen Bühne. Vom Ende des Weltkrieges bis zur Gegenwart" (Weimar, Hermann Böhlau Nachf.), erschienen als 2. Band der Schriften der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, die Wolfgang Keller und Ernst Leopold Stahl herausgeben. Stroedel untersucht mit höchster wissenschaftlicher Genauigkeit den Platz, den Shakespeares Werke auf der deutschen Bühne der Nachkriegszeit eingenommen haben. Er gibt einen umfangreichen geschichtlichen Rückblick und eine Stilgeschichte im und nach dem Kriege. Er erörtert die Voraussetzungen der Spielplangestaltung und stellt die Forderungen der Gegenwart an Shakespeare-Vorstellungen auf. Er schildert den Kampf gegen Rothe und um andere Übersetzungen, geht ausführlich auf die erste deutsche Shakespeare-Woche in Bochum 1927 ein, die die Königsdramen brachte, würdigt hier die Verdienste von Saladin Schmitt und betrachtet anschließend die Römerdramen in der zweiten Bochumer Shakespeare-Woche. Weiter untersucht er die Bühnenschicksale der großen Tragödien, der seltenen Dramen, der Festspiele und gibt Bericht über besondere Shakespeare-Veranstaltungen, um endlich zu schließen mit einem Abschnitt „Shakespeare und die Musik". Eine große Reihe von Bildern hervorragender Shakespeare-Darsteller und von bedeutsamen Inszenierungen ist beigefügt. Sehr wertvoll und aufschlußreich ist die zahlenmäßige Übersicht über die Aufführungen sämtlicher Werke von Shakespeare von 1919 bis 1937, wobei festzustellen ist, daß die Jahre unmittelbar nach dem Kriege durchweg mehr Shakespeare-Aufführungen gebracht haben als die jüngere Zeit. — Claus Schrempf hat unter dem Titel „Weisheit und Weltherrschaft" (Berlin-Tempelhof, Hans Bott) eine Darstellung des Lebens und der Bedeutung von Marc Aurel und einen Auszug aus seinen Bekenntnissen gegeben. In einer bibliophilen, ausgezeichnet gedruckten Ausgabe auf prachtvollem Papier werden die Selbstbekenntnisse Marc Aurels, die nichts von ihrer menschlichen Tiefe und ihrer männlichen Haltung zum Leben, ihrer echten Humanität und ihrer tiefen Weisheit eingebüßt haben, sicherlich den Weg zu einer aufnahmebereiten Leserschaft finden. —

Zum 300. Geburtstage des großen französischen Klassikers Jean Racine ist eine Ausgabe seiner „Dramatischen Dichtungen" in deutscher Nachdichtung mit einem Nachwort über des Dichters Leben und Schaffen von Wilhelm Willige erschienen, die hohes Lob verdient (Berlin, Verlag Die Rabenpresse). In diesem starken Bande von 490 Seiten ist das ganze

Werk Racines enthalten: Phaidra, Iphigenie, Andromache, Mithridates, Britannicus, Berenike, Athalja und die amüsante Komödie „Die Kläger". Der Kampf Lessings in seiner Hamburgischen Dramaturgie hat bis zu unseren Tagen nachgewirkt, so daß — von Molières Werken abgesehen — kaum je eine Aufführung der französischen Klassiker auf deutschen Bühnen versucht wurde. Vielleicht regt diese Neuausgabe, die sich vom Alexandriner freigemacht und eine paarweise gereimte Versform gewählt hat, deutsche Theaterleiter an, doch einmal den Versuch zu machen, die eine oder andere Tragödie des großen französischen Klassikers erneut dem Urteil des Publikums vorzustellen. — Die ausgezeichnete Sammlung „Romanische Dichter", die der Romanist an der Münchner Universität Karl Voßler veranstaltet hat (München, R. Piper & Co.), konnte nach drei Jahren schon in 2. Auflage erscheinen. Die erste Fassung blieb unverändert, aber Neues ist hinzugefügt. Bekanntlich werden hier in einer musikalisch fein empfundenen Eindeutschung Gedichte von provenzalischen, katalanischen italienischen, spanischen und portugiesischen Dichtern aus sechs Jahrhunderten geboten. — Um William Shakespeares „Sonnette" ist ein ewiges und niemals befriedigendes Rätselraten gegangen, wie weit man ihren Inhalt biographisch verwenden könnte. Darüber ist der Genuß an diesen seltenen Kunstwerken oft zu kurz gekommen. Jetzt hat Gustav Wolff eine neue Verdeutschung, die durchaus gelungen ist, geschaffen und sie in dankenswerter Weise dem englischen Originaltext gegenübergestellt (München, Ernst Reinhardt. RM 3,80), die sich auch buchtechnisch sehr sympathisch einführt. — Eine Übertragung des Nibelungenliedes bietet Hermann Stodte dar (Stuttgart, Hohenstaufen-Verlag). Sie erscheint als 1. Band einer geplanten Reihe „Lebendiges Mittelalter", herausgegeben von Professor Hermann Gumbel. Nach einem Wort Wilhelm Schäfers kann das Nibelungenlied nur dann Volksgut werden, wenn es in die Sprache unserer Tage übertragen wird. Stodte hat viele Strophen in eine zusammengezogen und das fortgelassen, was für unsere Tage nicht gedrängt genug und für das Wesen des großen Epos unwesentlich erschien. Der Versuch der Neugewinnung kann als geglückt bezeichnet werden. — Das reizvolle Büchlein „Goethe als Zeichner", in dem Willi Drost einen lebendigen Beitrag zum Bilde von Goethes Persönlichkeit liefert, konnte nun schon in 2., vermehrter Auflage erscheinen (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. 38 Abbildungen. RM 2,40). — In der gleichen sorgfältigen Ausstattung wie Marc Aurels Bekenntnisse gibt Herbert Koch die zu Unrecht vergessene Schrift „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der Elenden Scribenten gründlich erwiesen" eines der wenigen souveränen deutschen Satiriker Christian Ludwig Liscovs heraus (Berlin-Tempelhof, Hans Bott). Liscov, ein erbitterter Hasser alles Ungeistigen und Unechten, verdient durchaus seinen Platz neben Rabener, Lichtenberg und Lessing. — In der Ausgabe von Heinrich von Kleists Werken, die in 2. Auflage Georg Minde-Pouet herausgibt (Leipzig, Bibliographisches Institut), ist der 7. Band erschienen, enthaltend die Gedichte und Albumblätter sowie die Kleinen Schriften, einschließlich der Übersetzungen, der Tageskritiken und der redaktionellen Anzeigen und Erklärungen. Auch dieser Band bringt zeitgenössische Abbildungen und faksimilierte Texte. — Eine zum Dank verpflichtende Gabe beschert uns der Insel-Verlag, der schon so viel für den Dichter getan hat, in der neuen Ausgabe von Adalbert Stifters Gesammelten Werken, die auf sieben Bände berechnet ist (je Band RM 6,—). Die ersten beiden Bände liegen vor „Studien". Vorausgestellt ist ein Lichtdruck nach dem Gemälde von Bartholomäus Székelyi vom Jahre 1863. Dieser Neuausgabe liegt die 4. Auflage in drei Bänden vom Jahre 1855 zugrunde, aber in einem von Max Stefl genau durchgesehenen und gewissenhaft gereinigten Text. Der erste Band wird eingeleitet durch ein Lebensbild Stifters von Max Mell, das schlechthin unübertrefflich ist in seiner Feinheit und beschwörenden Eindringlichkeit. — Johann Gottfried Herders „Stimmen der Völker" gibt Josef Nadler neu heraus unter Beseitigung von Stücken, die heute eine Bedeutung kaum mehr haben, aber unter Bereicherung um neue Stücke aus Herders handschriftlichem Nachlaß (Stuttgart, Ernst Klett). Eine solche Neu-

ausgabe bedarf keiner Rechtfertigung, denn diese Sammlung ist auch heute noch ein wirksames Scheidewasser zwischen echter — und das heißt immer Volks- und Nationalpoesie — und artistischem Spielen. — Stimmen der Völker ertönen in den „Märchen der Weltliteratur", die Friedrich von der Leyen herausgibt: Englische Volksmärchen, ausgewählt und übertragen von Alfred Ehrentreich, und Japanische Volksmärchen, übersetzt, ausgewählt und eingeleitet von Fritz Rumpf (Jena, Eugen Diederichs). Die Ausstattung der Bände ist besonders reizvoll. Ehrentreich hat das Volksgut zusammengestellt aus den älteren und angelsächsischen Quellen als eigentliche englische Märchen, ferner Märchen aus Cornwall, Wales und Schottland. Zu diesen Schätzen haben wir wegen ihrer inneren Verwandtschaft mit unserem Märchengut unmittelbaren Zugang. Die Zusammenstellung der japanischen Märchen stellte große Anforderungen an den Herausgeber. Auch hier finden wir Motive, bekannt von unseren Märchen, die Gemeingut aller Märchen aller Völker sind. Aber sie tragen ganz eigene Züge und sind sehr aufschlußreich für den japanischen Volkscharakter. Beide Sammlungen tragen in besonderem Maße zur Erkenntnis des Wesens dieser Völker bei. — Das tut auch das ungewöhnlich lehrreiche Bändchen „Sprichwörter in sechs Sprachen", einst gesammelt von Adolf Boecklen, jetzt in 3. Auflage neu bearbeitet von Georg Schmidt (Stuttgart, Ernst Klett). Es ist außerordentlich reizvoll und gewinnbringend für die Völkerpsychologie, zu vergleichen, welche Form die verschiedenen Völker den in den Sprichwörtern erhaltenen Weisheiten gegeben haben. Die Sprichwörter, alphabetisch geordnet, sind in Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Lateinisch aufgeführt. Bei der Neubearbeitung ließ sich Georg Schmidt von

Sorglos reisen!

Auszahlungen der Postreiseschecke an den Postschaltern, bei den Bahnhofswechselstuben sowie auf den Flugplätzen und bei den Reisebüros der Deutschen Lufthansa A.G.

Abhebungen vom Postsparbuch bei 80000 Ämtern und Amtsstellen des Postsparkassendienstes.

Postreiseschecke und Postsparbuch machen die Mitführung größerer Barmittel auf Reisen entbehrlich. Sie dürfen ohne besondere Genehmigung bei Reisen ins Ausland mitgenommen werden. Bei der Rückkehr ins Reich haben die Reisenden dann die Möglichkeit, sich durch Abhebung aus ihrem Postreisescheckheft oder Postsparbuch bei dem nächsten Postamt sogleich wieder mit deutschem Bargeld zu versorgen.

Bestellungen nimmt jedes Postamt entgegen.

Deutsche Reichspost

dem Gedanken leiten, das heute noch Lebendige beizubehalten und dabei dem Anschaulichen vor dem rein Gedanklichen und zugleich der knappsten Fassung den Vorrang zu geben. — In der „Bibliothek der Romane" ist eine Neuausgabe von Charles Sealsfields, der bekanntlich mit bürgerlichem Namen Karl Anton Postl hieß, „Das Kajütenbuch" erschienen (Leipzig, Insel-Verlag. RM 3,50). Das Wiederlesen nach langer Zeit bestätigt vollauf die Berechtigung dieser Neuauflage, der Fritz Bergemann ein kluges Nachwort schrieb. In dieser Rahmenerzählung behauptet „Die Prärie am Jacinto" unbestreitbar den ersten Platz, da sie alle Vorzüge von Postls Art: die Unmittelbarkeit, die historische Treue und die Klarheit und den Realismus seiner Darstellung, am reinsten zum Ausdruck bringt. Aber auch das ‚happy end' im „Paradies der Liebe" zeigt unverwelkte Reize. — Eine Sammlung von Gedanken und Aussprüchen des großen Schweizers bringt das Buch von Helene Siegfried „Einkehr bei Gottfried Keller", das Hans Brandenburg verständnisvoll einleitet. Kellers Aussprüche, ausgewählt mit gründlichster Sachkunde, sind gegliedert nach den Abschnitten: Leben; Kunst und Künstler; Gott und Religion; Volk und Staat; Natur; (München, R. Piper & Co. RM 4,—.)
Eine hervorragende Sammlung schenkt uns Johannes Pfeiffer „Anfechtung und Trost im deutschen Gedicht" (Stuttgart, Rowohlt. RM 3,80). Hier ist von Luther bis zu Rudolf Alexander Schröder eine Kette von Gipfel zu Gipfel geschlungen, die einem jeden von uns in den dunklen Stunden des Lebens wahrhaft Trost gewähren kann. Hier sprechen neben den älteren Gryphius, Paul Gerhardt und Fleming Goethe, Hölderlin, Claudius, Hebel, die Romantiker, Mörike, Platen und viele andere zu uns, Dichter, die um die Tragik allen menschlichen Getriebes wußten und es mit tapferem oder gläubigem Herzen zu meistern strebten. — Ein Buch von ernster Schönheit und Nachdenklichkeit ist die Sammlung von Rudolf Alexander Schröder „Ewiges Gedächtnis" (Hamburg, Christian Wegner), die Worte vereinigt, die am Grabe oder beim Tode großer Deutscher von großen Deutschen gesprochen worden sind, so Grillparzers Grabrede auf Beethoven, Schellings Nachruf auf Goethe, Richard Wagner auf Carl Maria von Weber, Bismarck auf Kaiser Wilhelm I. und das Meisterstück einer Grabrede: Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff auf Lagarde, Harnack auf Mommsen und R. A. Schröder auf Rudolf G. Binding neben vielen anderen. Eine Sonderbeachtung verdient Jakob Burckardts Selbstdarstellung, die er nach Basler Patriziergebrauch für seine Hinterbliebenen selber aufzeichnete. — Eine interessante Studie ist die Schrift von E. H. v. Tscharner „China in der deutschen Dichtung bis zur Klassik" (München, Ernst Reinhardt. 10 Kunstdrucktafeln. RM 4,80). Diese Arbeit zeigt, wie in der deutschen Dichtung der Begriff China im Mittelalter als ein bloßer Name für etwas Unbekanntes und Abenteuerliches und Fernes verwandt wird, in der Renaissance schon einen inhaltsvollen Klang bekommt, das Rokoko beeinflußt und endlich in Goethes Schau zum Begreifen seiner Substanz gelangt.
Man wird zu den Schätzen der Bildung die auch heute ansprechenden Abenteuer von Wilhelmine Buchholz aus Berlin O „Buchholzens in Italien" bei etwas Weitherzigkeit rechnen dürfen, die in einer reizenden Neuausgabe mit famosen Bildern von Wilhelm Plünnecke erschienen sind als Fortsetzung der Bemühung, Julius Stindes seiner Zeit so viel gelesene Romane auch dem heutigen Lesepublikum wieder zu gewinnen (Berlin, G. Grote. RM 2,85). — Zu den bibliophilen Kostbarkeiten ist die Neuausgabe von Nikolai Gogols Poem „Tote Seelen oder Tschischikoffs Abenteuer" zu rechnen (Stuttgart, Rowohlt). Die Ausgabe in der guten Übertragung von Sigismund von Radecki ist von E. R. Weiß gestaltet und durch 100 ganz Gogolsche und sehr russische Zeichnungen von Alexander Agin geschmückt.

Erzähltes

In seinem Roman „Traum im Februar" (Dresden, W. Heyne) bietet Erhard Wittek ein Stück Leben, projiziert und aufgeschrieben aus dem Bergwinter. Es ist ein buntes, zum Teil sehr buntes Stück Leben und eine recht bunte Gesellschaft, die sich dort in den winterlichen Bergen zusammenfand.

Mit leichter Hand wird dargestellt, wie sich Beziehungen wie üblich spinnen, abreißen, neu knüpfen, Verwirrungen entstehen und endlich Klärung in Erfüllung und Verzicht. Im Mittelpunkt steht ein früherer Offizier mit seinem Burschen, um ihn herum Frauen, echte und nur mondäne, und kernechte Bergbewohner. Der Ablauf wechselt in Fröhlichkeit, Schmerz, Stille und Abschied und — etwas befremdend — in männlichen Geständnissen bis zur Selbstentblößung. — Auch ein Stück Leben, aber hartes und böses Leben zunächst, bringt der neue Roman von Hans Fallada: „Der eiserne Gustav" (Stuttgart, Ernst Rowohlt. RM 7,50). Die „historische Persönlichkeit" des eisernen Gustav, der die berühmte Droschkenfahrt nach Paris machte, wird in dichterischer Freiheit mit Schicksalen belebt, die u. W. doch diesem Biedermann gottlob erspart blieben. Fallada eiserner Gustav ist ein großer Fuhrherr in Berlin, der durch Krieg und Inflation zum Droschkenkutscher wird, in seiner Familie schwerste Enttäuschungen bis zur Prostitution der Tochter und Verbrechertum des einen Sohnes erleben muß, aber in seiner unerhörten Berliner Vitalität, wenn auch mit den Waffen des Trotzes aus der Verwirrung Herr des Lebens bleibt. Den Ausklang bildet ein Bekenntnis des eisernen Gustav zum neuen Werden in Deutschland, dem er lange widerstrebte. — Der Major a. D. Erich Otto Volkmann, den ein viel zu früher Tod aus dem Kreise seiner Freunde abrief, hat in seinem Roman „Die roten Streifen" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) in sehr persönlichem und fesselndem Rahmen doch ein allgemeingültiges Schicksal unserer Generalstäbler vor, in und nach dem Kriege bewährt. Prachtvoll lebendig die Erlebnisse der Jugend und als Fahnenjunker im Regiment, ernst und eindringlich die Arbeit des tüchtigen Offiziers im Nachrichtendienst unmittelbar vor Kriegsausbruch und während des Krieges, in anständiger Zurückhaltung die großen Leistungen im Stabe während des Krieges, in den eine zarte Herzensangelegenheit hineinspielt, die nach dem Kriege dem am Vaterlande Verzweifelten wieder Halt gibt, bis auch ihm die Rückkehr in die neu erstandene Wehrmacht ermöglicht wird. Ein sauberes und nachdenkliches Buch. Was hier von der Arbeit des Nachrichtenoffiziers gesagt wird, entspricht der Wirklichkeit. — Das kann man von Georg von der Vrings Buch „Die kaukasische Flöte" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung) leider nicht sagen. Was hier ein Jüngling, der, in Rußland von deutschen Eltern geboren und deutscher Offizier geworden, im Nachrichtendienst besonders bei Besetzung der Ukraine Verwendung fand, erlebt und geleistet haben soll, läßt sich nicht zur Deckung mit der militärischen Wirklichkeit bringen. Das gibt ganz falsche Vorstellungen von der Größe solcher Aufgabe, wenn hier ein sehr unreifer, wenn auch begabter junger Mensch ganz nach eignem Ermessen die größten und unmöglichen Aufgaben meistert, trotz immer wiederholter Fehlschläge und Fehler, die in seiner Jugend und in seinem Blute begründet sind. Solch einen jungen Menschen hätte die deutsche Heeresleitung niemals auf so verantwortungsvollem Platze unkontrolliert gebraucht. Von diesem ernsten Einwand abgesehen — denn wir dürfen uns unsere sol-

BAD Ems
Katarrhe
Asthma
Grippefolgen
★
Golf, Tennis
Wassersport
BAD Ems

datische Wirklichkeit nicht romanhaft verfälschen lassen – hat das Buch mancherlei Vorzüge. – Friedrich Ernst Peters Roman „Der heilsame Umweg" (Göttingen, Deuerlichsche Verlagsanst. RM 5,80) spielt auch im Kriege, ohne ein Kriegsroman zu sein, denn hier geht es mehr um menschliche Entscheidungen, menschliches Bewähren und Versagen, das durch den Krieg ausgelöst, aber nicht nur durch ihn bedingt ist. Die Gegensätze zwischen Stadt und Land, verkörpert in dem bäuerlichen Ehepaar, wo die Tochter aus einer studierten Familie kommt, werden ehrlich und sauber abgehandelt. Bedeutsam erscheint die Auseinandersetzung zwischen den holsteinischen Bauern und ihren französischen Kriegsgefangenen. Wie in den menschlichen Beziehungen zwischen dem Ehepaar, öffnet sich auch hier ein Weg zu einer anständigen Verständigung zwischen den Völkern. – Lili von Baumgarten schildert in ihrem Roman aus dem 13. Jahrhundert „Der Zug der Unmündigen" (Leipzig, J. J. Weber. RM 4,50) den Kinderkreuzzug vom Rhein bis zum Zusammenbruch in Italien. Diese religiöse Seuche, die über Tausende von Kindern und Eltern Unheil brachte, ersteht in erschütternder Lebendigkeit unter der Hand der Dichterin.

Mit dem schönen Bilderschmuck von Felix Timmermans sind Josef Wincklers fröhliche Legenden unter dem Titel „Triumph der Torheit" geziert (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 4,20). Die Verwandtschaft mit Timmermans wird nicht nur durch die gemeinsame Arbeit in Wort und Bild beurkundet, sondern offenbart sich auch in der Art, wie Winckler meisterhaft die Legendenform handhabt. – Ein echtes Knabenbuch ist die Geschichte einer Kindheit von dem polnischen Schriftsteller und Dichter Zygmunt Nowakowski: „Ich und meine Brüder" (Berlin, Deutscher Verlag. RM 4,80). Der Roman spielt im Vorkriegs-Krakau unter österreichischer Herrschaft und gibt in einer ungewöhnlich reizvollen Form, bei der der Knabe selber spricht, die Kindheitserlebnisse mit seinen beiden Brüdern, Großmutter und Mutter, dem treuen Dienstmädchen, Kameraden und Lehrern in einer so ansprechenden Form, daß jeder Leser sich gefesselt fühlen muß. – Ein interessanter Versuch der Gewinnung einer englischen Autorin für das deutsche Lesepublikum stellt die Veröffentlichung von Jane Austens Roman „Elisabeth und Darcy" (Berlin, Frundsberg-Verlag) dar. Jane Austen hat in der angelsächsischen Welt auch heute noch eine große Gemeinde und einen festen Platz in den Herzen der Leser. In der trefflichen „Englischen Literaturgeschichte" von Paul Meißner (Berlin, Sammlung Göschen, de Gruyter), von der jetzt das 3. Bändchen „Romantik und Viktorianismus" erschienen ist, wird Jane Austen „die ohne Zweifel begabteste Vorläuferin George Eliots" genannt und die erstaunliche psychologische Eindringlichkeit gerühmt, die aus der Übergangsperiode des Streites von falscher Empfindsamkeit und wahrer Empfindung herausführt. Dieser Roman, der unter dem Titel „Pride and Prejudice" 1813 erschien, wird dank der großen Überlegenheit, dank seines echten Humors, seiner feinen Ironie und tiefgründigen Psychologie, trotz des zeitbedingten Milieus auch bei den deutschen Lesern seinen Platz gewinnen. Unerbittlich, aber in Güte, werden die Typen des damaligen England vorgeführt in einem echt englischen Humor. Die Schicksale der Heldin und des Helden, die es sich selber und denen es die anderen recht schwermachen, zueinander zu kommen, vermischen sich mit Liebesgeschichten aller Art, über denen damals das Motto stand: möglichst zu heiraten. Jane Austens Elisabeth ist eines dieser Mädchen mit dem graden Herzen und dem unverbogenen Gefühl, das dem Leben immer mehr gewachsen ist als alle Männer und klugen Leute, die das Leben nach vorgefaßten Plänen abrollen sehen möchten. – Der Roman von O. E. H. Becker „Das australische Abenteuer" (Leipzig, W. Kreisel. RM 5,20) gibt in fast erregender Weise ein lebendiges Bild, wie dieser Kontinent in die Geschichte eintrat. Hartes und schweres Leben, unermüdliche Arbeit und schwere Fehler, Goldrausch und die Entwicklung der riesigen Viehhaltungen: das alles läßt Becker einen jungen Deutschen erleben, der seinen englischen Freund aus der Gefangenschaft befreien möchte. Die Handlung des Romans ist zusammengefaßt in die Jahre 1850–52, läßt aber in der Rückschau die ganze Entwicklung von 1788 an mit erleben.

Wie ein gewaltiger Findling wirkt das Buch von Lulu von Strauß und Torney „Der jüngste Tag" (Jena, Eugen Diederichs. Volksausgabe RM 3,75) unter vie-

Kur - Erholung - Seeinnenbäder

Das Jahrbuch des deutschen Fremdenverkehrs vermittelt interessante Einblicke in den Besuch der deutschen Bäder im vergangenen Jahre.

Bei den Heilbädern führt Wiesbaden mit 962 226 Übernachtungen. Es folgen dann Nauheim 774 924, Baden-Baden 687 038, Kissingen 669 076, Salzuflen 570 411, Pyrmont 481 926, Elster 466 473, Oeynhausen 379 614, Kudowa 302 368, Oberschlema 298 000, Altheide 278 792 und Brambach mit 113 060 Übernachtungen.

Norderney hatte von allen deutschen Seebädern im vergangenen Jahr mit 682 074 Übernachtungen den stärksten Besuch aufzuweisen; von den anderen Nordseebädern folgen Borkum 394 858, Westerland 348 245, Juist 318 792, Wangerooge 280 360, Langeoog 162 880, Helgoland 93 378 und Spiekeroog mit 70 539 Übernachtungen.

In der Reihe der Ostseebäder steht an erster Stelle Kolberg mit 648 735 Übernachtungen. Es folgen Kühlungsborn (früher Brunshaupten-Ahrendsee) 598 371, Ahlbeck 513 084, Misdroy 432 117, Zoppot 379 434, Swinemünde 355 759, Warnemünde 299 837, Binz 299 326, Göhren 283 436, Bansin 273 054, Zinnowitz 236 483, Heringsdorf 227 784, Sellin 181 882, Saßnitz 145 341 und Travemünde mit 117 884 Übernachtungen.

Dr. Lahmanns Sanatorium
„Weißer Hirsch" seit 1888
in Bad Weißer Hirsch-Dresden.
Die klinisch geleitete vorbildliche physikalisch-diätetische Heilanstalt für innere und Nerven-Krankheiten.
7 Fachärzte / Alle neuzeitlichen diagnostischen und therapeutischen Einrichtungen / Auffrischungskuren.
(Im Kurort: Golfplatz, Tennisplätze, Schwimmbad.)
Man verlange Werbeschrift U

BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Einem Teil der heutigen Auflage unserer Monatsschrift liegt ein Prospekt des **Godwin-Verlag, Aussig** a. d. Elbe, Westphalenstr. 24, betr. „Otto Goldbach, ein sudetendeutscher Dichter und Kämpfer", bei, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

See - Sonne - Strand, Heilkräfte der Nordsee „Reisewinke" durch Landesfremdenverkehrsverband Ostfriesland, Emden.

Freiburg
SCHWARZWALD
Ein idealer Standort für Schwarzwaldferien. Ausgangspunkt prachtvoller Wanderungen zu Fuß, mit Auto und Omnibus. Die Seilschwebebahn trägt den Gast in wenigen Minuten aus der Behaglichkeit der alten Stadt auf die freie Gipfelhöhe des 1284 m hohen Schauinslandes.

Kämpfe für den Sozialismus der Tat – als Mitglied in der NS.-Volkswohlfahrt

Deutsche Buchhändler-Lehranstalt
Leipzig C 1, Platostraße 1a
Ostern und Michaelis Jahreskurse, auch für Ausländer. Lehrplan durch die Verwaltung

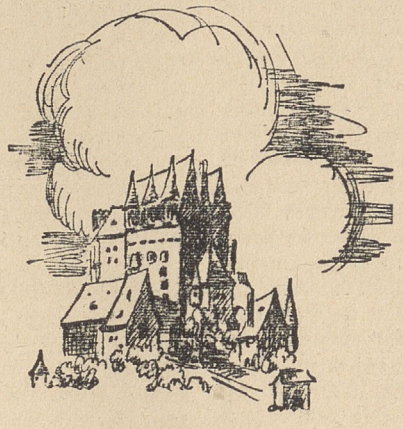
Wir suchen für unser Archiv
von der „Deutschen Rundschau" die Jahrgänge 1914–1936, ferner Heft 12 vom September 1937.
Mitteilungen erbeten an
Hauptarchiv der NSDAP., Abt. IV B, München 33, Barerstraße 15

EXAKTA
4/6,5 cm und 24/36 mm
Schlitzverschluß von 1/1000 bis 12 Sek., Selbstauslöser, auswechselbare Objektive b. 1:1,9
Ihagee KAMERAWERK STEENBERGEN & CO.
DRESDEN-Striesen 532
Prospekt gratis!

len Büchern jüngster Zeit. Das Buch, das 1922 erstmalig erschien, hat in der großen Masse nicht die Beachtung gefunden, die es seinem inneren Werte nach verdient. Denn dieser Roman, der in der Wiedertäuferzeit spielt, gehört zu den bleibenden und großen Werten der deutschen Literatur. Lulu von Strauß und Torney gibt in ihm nicht nur ein ungewöhnlich packendes Zeitgemälde und zeitbedingte religiöse Kämpfe, sondern eine Darstellung des Lebens in seiner ganzen Härte und Größe und des Ringens um seinen Sinn schlechthin. Es ist dringend zu wünschen, daß jetzt durch diese gut ausgestattete Volksausgabe auch dieses Werk der Dichterin den Weg zu weiten Kreisen findet. Liebesgedichte aus alter und neuer Zeit hat Hartfrid Voß als einen neuen Band der „Bücher der Rose" ausgewählt unter dem Titel „Sprache der Liebe" (Ebenhausen, Karl Robert Langewiesche-Brandt. RM 2,—). Das geschmackvoll und hübsch ausgestattete Büchlein vereint ältestes und bestes Gut mit Liebesgedichten zeitgenössischer Dichter. Im ganzen bedeutet dieses Buch eine geschickte Zusammenstellung des ergreifenden Ausdrucks der ewigen, sich für den Einzelnen immer wieder als einzigartig erneuernden Sehnsucht nach der Zweisamkeit, die in ihrem Kern dasselbe ist, was sie war, als eine Menschheit sich bildete. Es ist die Sprache des Herzens, die jedes liebende und leidende Herz versteht, gesprochen von denen, denen ein Gott es gab, zu sagen, was sie fühlen in Glück und Not.

Man soll sicherlich den Namen Hans Grimms nicht unnützlich führen, aber der Roman „Konrad Bäumlers weiter Weg" von H. K. Houston Meyer (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 8,—) darf, was seine innere Haltung und Zielsetzung angeht, in die Nähe Grimms gerückt werden. Denn in diesem ersten Roman, den ein Nachkomme von Texas-Deutschen schrieb, wird ein Teil allgemeindeutschen Schicksals sichtbar. Ein Nürnberger Bürgerssohn aus wohlhabender Familie wandert eigentlich nur aus einer Mißstimmung über behördliche Kurzsichtigkeit in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts aus und kommt mit einer Schar sehr unterschiedlich gearteter Deutscher nach Texas, das dicht vor dem Anschluß an die Vereinigten Staaten steht. Er nimmt sich aus den Mitauswanderern eine Frau aus bäuerlichem Geschlecht in einer Art Auswandererfieber, das es ebenso gibt wie das Heimkehrfieber. In breitem Fluß wird das Erleben Konrad Bäumlers draußen erzählt, und dabei wird die ganze tiefe Problematik der deutschen Auswanderung nach Amerika klar, wie sie sich in den Schicksalen der verschiedenen Einzeldeutschen manifestiert. Der Roman ist sehr lebens- und wirklichkeitsnah und darf als ein vollgültiger Beitrag zum Schicksal deutscher Auswanderer gewertet werden. Daneben hat er seinen Eigenwert als eine sehr lebendige Zustandsschilderung des damaligen Texas in seinen Menschen weißer und schwarzer Haut. — August Winnig hat einen Roman geschrieben „Wunderbare Welt" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 5,80), den man wohl richtiger ein Märchen mit moralischer Nutzanwendung nennen sollte. Denn so gerne man Winnigs von echtem Ethos getragenen Betrachtungen über Menschenart und Menschenfehl zuhört, so ist doch die Forderung kaum zu erfüllen, ohne Märchenumwelt an die Schicksale des im Armenhause einer Kleinstadt durch den plötzlichen Tod seiner Mutter gelandeten auslanddeutschen Jungen und seine Erlebnisse zu glauben. Die Lösung aller Schwierigkeiten mit einem uneingeschränkten happy end, die Kette von Wundern, die dazu führt, ihn in die Arme seines reichen Großvaters in Rußland zurückzuführen: das ist des Glückes und Wunders etwas reichlich. Es bleiben einem aber im Gedächtnis so manche Sonderlinge und Abseitige des Lebens, deren Art und Gesetze August Winnig mit seinem starken und echten Gefühl deutet. — Arthur Luther, einer der besten Kenner russischen Lebens schildert in seinem breitbrüstigem Roman „Der Dämon" (Leipzig, Esche-Verlag) das Leben und das tragische Ende des großen russischen Dichters Michael Lermontow. Er weiß ein außerordentlich farbiges Bild des russischen Lebens in seiner ganzen Breite zu malen und das Erleben des jungen Lermontow in seiner Jugend auf dem Lande und später auf der Moskauer Universität und endlich als Kornett und Offizier in Petersburg und im Kaukasus. Auch die ganze Problematik dieser Generation wird sichtbar mit der byronischen Selbstquälerei des Dichters, seiner Verwundbarkeit auf der einen und seinem verletzenden Spott auf der anderen Seite, der ihm schließlich das gleiche

Deutschland



Ein Handbuch von Dr. Hans Pflug. 645 Seiten mit 130 teils ganzseitigen Abbildungen auf Kunstdrucktafeln, 39 Zeichnungen, einer politischen Karte, einer mehrfarbigen Bildkarte von Deutschland (Format 38 × 48 cm). Leinen (flexibel) RM. 6.50, Halbleder RM. 8.50.

Es erscheint jetzt der Ergänzungsband

Heimgekehrte Grenzlande

Ostmark — Sudetenland mit dem Protektorat Böhmen und Mähren, von Adolf Helbok und Emil Lehmann. Ca. 480 Seiten mit 80 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln, vielen Karten, Skizzen und graphischen Darstellungen im Text, einem Ostmark- und einem Sudetenlandlexikon. — Aus persönlicher Bindung zu dem ins Altreich zurückgekehrten ostdeutschen Raum und mit der liebenden Nähe zu den behandelten Dingen, als Wissenschaftler aber prüfend und abwägend distanziert, haben die Verfasser das Volksbuch ihrer Heimat geschrieben. Die Bilder der Geschichte, der Volkssitten und Gebräuche, der Sagen, der Lebens- und Wirtschaftsentwicklung sind — vom großdeutschen Standpunkt aus betrachtet — in den vom volkskundlichen Charakter beeinflußten Rahmen der Landschaft hineingestellt. Hervorragende Fachleute wurden für die einzelnen Artikel, Berichte und die Anfertigung der ganz neuen Karten, Skizzen und graphischen Darstellungen gewonnen. Die knappen, lebendigen Aufsätze, die zur schnellen Aufklärung über Länder, Städte, Flüsse, Burgen und Schlösser, Wirtschaft und Volkstum in den beiden Lexikonteilen des Buches aufgenommen sind, wurden noch umfassender bearbeitet als in dem früher erschienenen Buch „Deutschland" von Hans Pflug. Mit den sorgfältig gewählten Photos ist das Ganze eine wohldurchdachte Arbeit über den heimgekehrten deutschen Südosten.

In Ganzleinen RM. 5.50 **Prospekt kostenlos**

Beide Bände in Leinen gebunden, in einer Kassette RM. 11.—

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

Schicksal wie seinem über alles verehrten Meisters Puschkin bereitet: den Tod im Duell.

Der Roman von Emil Barth „Der Wandelstern" (Hamburg, H. Goverts) ist ein bedeutsamer und mit Dankbarkeit zu begrüßender Beitrag zur zeitgenössischen Literatur. Dieser echte Bildungsroman, den man ruhig mit den großen Werken dieser Gattung vergleichen darf, zeigt eine außerordentliche Reife, ein inneres Ethos und bei aller äußeren Schlichtheit eine feine, verantwortungsbewußte künstlerische Zucht. Diese Entwicklungsgeschichte eines Knaben aus einer rheinischen Kleinstadt geht jeden ernsten Menschen an, die Jungen sowohl wie die Alten. Wer so von seiner Mutter zu sprechen weiß — denn sie ist die Gestalt, die in ihrem Leben wie mit ihrem tapferen Tode im Grunde der Mittelpunkt ist — der hat durch Liebe und Leid eine Reife erworben, daß er zu anderen von ihr sprechen soll. Im Innersten beteiligt, mit großer Gefühlstiefe und Wärme gelangt er zu einer Abgeklärtheit und aus ihr zu einer wahren Heiterkeit, wie sie nur auf einer sittlichen Grundlage möglich ist.

Bruno Brehm hat seiner Zeit eine zarte Erzählung „Susanne und Marie" veröffentlicht, jetzt ist diese Erzählung zu einem Roman erweitert in ihrer endgültigen Form erschienen unter dem Titel „Auf Wiedersehen, Susanne!" (München, R. Piper & Co. RM 5,80). Es liegt etwas unendlich Dichterisches und Feines über dieser Entwicklungsgeschichte eines jungen Mädchens, die zwar nach außen als ein rechtes Rauhbein in der Schule erscheinen möchte, innerlich aber von so eigener Art ist, daß nur behutsame Hände den Zugang zu der Mädchenseele finden. Das Verhältnis zu ihrem Vater, zu ihrem Bruder, ihren Schulkameradinnen und zu der dann endlich gefundenen Freundin, mit der sie ein von Eifersüchteleien nicht freies Bündnis auf Tod und Leben gegen die gesamte Umwelt verbindet, und endlich das zunächst schroff abgelehnte, dann in erwachender Liebe angenommene Werben eines jungen Offiziers um dieses seltene Mädchen: das alles konnte so nur ein Dichter gestalten, und Bruno Brehm zeigt hier eine andere und sehr wesenhafte Seite seines Schaffens, das den weitesten Kreisen durch seine großen zeithistorischen Romane bekannt ist. — Auch von dichterischer Qualität ist der Roman des Schweizers Ernst Otto Marti „Menschen am Berge" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 4,80). Mit Leib und Seele in den Schweizer Bergen zu Hause und vertraut bis ins Letzte mit ihren Menschen schildert Marti den harten Lebenskampf eines jungen, kernechten Bauern, der durch einen tragischen Zufall aus der Gemeinschaft völlig zu fallen droht, bis er endlich im Wirken für die Gemeinschaft, gefördert von einem menschlich reichen und klugen Unternehmer, die geliebte Frau und die schrankenlose Achtung der Dörfler erringt.

Der Roman eines jungen Ostpreußen Ewald Swars „Jonuschat's Weg in die Einsamkeit" (Berlin, G. Grote) ist ein echtes Stück ostpreußischen Lebens in Einsamkeit und Enge. Jonuschat ist ein Gottsucher und nimmt die seine Kräfte übersteigende Aufgabe auf sich, in echt christlich verzeihender Liebe den Fehltritt eines Mädchens zu decken, aber zerbricht an dieser Aufgabe. Er wird ein Unbehauster und ewiger Wanderer, läßt alles im Stich, nachdem ihm ein neues Glück, das ein seltenes Mädchen ihm schenkt, durch ihren Tod im Hochwasser zerstört wird. Als ein Armer im Geiste wird ihm ein Teil des Himmelreiches auf Erden zuteil im völligen Verzicht auf Eigenes und Sorgen für andere.

Die französisch-schweizerische Dichterin Monique Saint-Hélier setzt in ihrem Roman „Strohreiter" (Zürich, Morgarten-Verlag) die Geschichte einer adligen Familie aus dem Kanton Neufchatel fort, der Alérac. Die deutsche Übertragung stammt von Cécile Ines Loos. Monique Saint-Hélier hat ihren ganz eigenen sehr persönlichen Stil, an den man sich zunächst gewöhnen muß, dann aber kommen die großen dichterischen Schönheiten und die psychologische Kunst voll zur Geltung, mit der sie die letzten Vertreter dieses stark dekadenten Geschlechtes in ihrer menschlichen und sachlichen Umwelt darzustellen weiß. Über die Zeichnung von sehr eigen gearteten Menschen, die zum Teil schon Grenzfälle sind, hinaus ersteht hier ein Bild sozialer Umschichtung. Man darf auf den 3. Teil, der die Lösung bringen muß, gespannt sein. — Werner Bergengruen vereinigt unter dem Titel „Der Tod von Reval" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) einen Totentanz von neun meisterhaft erzählten Geschichten, in deren jeder ein Mensch nach seinem Tode eine höchst be-

Ein hinreißendes Bild des Rechtes und der Größe

stellt das außenpolitische Aufbauwerk Deutschlands seit der Machtergreifung des Nationalsozialismus im Januar 1933 dar. Gerade die entscheidenden Vorgänge haben sich im vollen Lichte der Öffentlichkeit abgespielt, und so entschleiern sich die großen Linien der außenpolitischen Entwicklung dem aufmerksamen Blick in aller Klarheit. Sie wird in ihren einzelnen Phasen, in ihren Kräften und Zusammenhängen und nicht zuletzt in ihrer Rechtsbegründung eingehend und überzeugend veranschaulicht in dem Buch

Deutschlands Aussenpolitik

1933–1939

von

Axel Freiherrn von Freytagh-Loringhoven

Preuß. Staatsrat, M. d. R.
Professor der Rechte zu Breslau

Das Buch ist hergestellt auf holzfreiem Werkdruckpapier im Format 13,5×20,5 in einem Umfang von 15 Bogen in festem Kartoneinband ohne Schutzumschlag zum Preise von RM 4,25, in Ganzleinenband mit Schutzumschlag zum Preise von RM 5,—.

Das Buch ist in die NS.-Bibliographie aufgenommen

Verlagsanstalt Otto Stollberg, Berlin W 9

deutsame und unheimliche, oft sehr groteske Rolle spielt. Es sind Kabinettstücke, in denen viel Wissen um letzte und hintergründige Dinge und ein tapferer Humor, der das Leben überwindet, steht. Manches in diesem bizarren, grausigen und komischen Totentanze erinnert an Nachtstücke, wie sie ein E. Th. Hoffmann schrieb und ein Callot zeichnete. Die 16 Federzeichnungen von Rolf von Hörschelmann fügen sich meisterhaft der Atmosphäre ein. — Ein liebenswürdiges Buch mit freundlichen Humoren ist die Segelgeschichte von Werner Kortwich „Männer um Vierzig" (Berlin, F. H. Herbig). Diese „Philosophie des Alltags" ist unterhaltsam und in ihrer Wurzel nachdenklich genug, daß man Freude an der Lektüre behält. — Der Verlag F. Bruckmann, München, verdient Dank für sein Bemühen, durch eine Reihe italienischer Meisterromane in guten deutschen Übersetzungen auch auf dem Gebiet der Literatur für ein gutes Verstehen zwischen den beiden Völkern zu sorgen. Uns liegen fünf der Bücher vor, von deren Autoren Grazia Deledda zu den Autoren der Deutschen Rundschau gehörte: Ada Negri, Frühdämmerung (eine Kritik des Romans von Benito Mussolini aus dem Jahre 1921 ist vorangestellt), Grazia Deledda, Marianna Sirca, übersetzt von F. Gasterra, Alfredo Panzini, Sokrates und Xanthippe, übersetzt von Else Bruckmann; Fabio Tombari, Die Leute von Frusaglia, übersetzt von Helene Roser; Luigi Pirandello, Die Pein des Alltags, Novellen, ausgewählt von Bruno Arseri; Lucio D'Ambra, Eheglück, übersetzt von H. Floerke.

Rudolf Pechel.

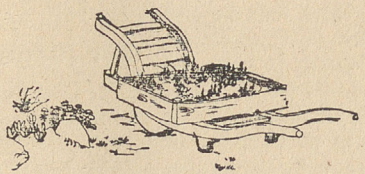
Der Engel bei Dante

Romano Guardinis „Der Engel in Dantes Göttlicher Komödie" (Leipzig 1937, Jakob Hegner. RM 3,50) ist ein kleines, aber auffallendes Buch. Die Vorarbeit zu einer noch nicht veröffentlichten Gesamtinterpretation der Göttlichen Komödie. Auffallend, weil Guardini erstmalig die Metaphysik und Theologie Dantes zu begreifen versucht und — wie es scheint — dadurch den Zugang zum eigentlichen und letzten Sinn der großen Dichtung gefunden hat. Guardinis Ziel ist die Klärung der ganzheitlichen Struktur der Persönlichkeit Dantes, der nicht nur Künstler und Dichter, sondern auch Denker, Seher, Welt- und Daseinsdeuter war. So gewinnt die Göttliche Komödie eine Dimension und Breite und Tiefe, die der nur ästhetischen, philologischen und textkritischen Deutung bis heute entging. Die Wanderung Dantes durch Hölle und Fegfeuer zum Himmel erhält existentielles Gewicht. Sie ist der persönliche Weg Dantes zum eigenen Heil, den er, geleitet von Beatrice, der Geliebten, in einer echten Vision (auch diese Auffassung ist neu) durchlebt und erfährt. Und indem er Schritt für Schritt die ihm begegnende Seins-, Welt-, Lebens-, Geist- und Heils-Ordnung beschreibt, entsteht mit der Dichtung zugleich ein Dokument und Bild der mittelalterlich-christlichen Weltauffassung, wie es nur ein Großer und Weiser wie Dante perzipieren und hinstellen konnte. Daß Guardini von der Sonderfrage — der Bedeutung des Engels in der Dichtung — ausging, mag mehr zufällig sein, obwohl er damit ein Problem aufgreift, das für das religiöse Bewußtsein des modernen Menschen wieder wichtig geworden ist. In welcher (vom ursprünglich christlichen Sinn verschiedenen) Weise, zeigt die Skizzierung der Position Hölderlins und Rilkes den Engelsgestalten gegenüber, die Guardini beifügt, um dem heute Denkenden die unterschiedliche Auffassung von Sein, Dasein, Zeit und Ewigkeit am Ausgang des Mittelalters und jetzt verständlich zu machen. Dabei weist er auf eine Wandlung des Daseinsbegriffs hin, die bisher philosophisch nicht formuliert wurde. Überhaupt ist diese Arbeit mehr noch als die früheren Schriften des Verfassers voll neuer Perspektiven und neuer phänomenologischer Bestimmungen christlicher Grundbegriffe. Auf Sympathie und Zustimmung wird seine Interpretation des Fegfeuers stoßen, die die viel umstrittene Existenz des „Reinigungs- und Sühneorts" als Ort der Verwirklichung der guten, noch nicht vollends in die Tat umgesetzten Gesinnung einsichtiger macht. Wichtig für das Verständnis der Göttlichen Komödie ist die Deutung des Symbols der Rose aus dem letzten Teil der Dichtung — die Guardini offenbar selber in einer Schau gekommen ist. Sie repräsentiert den Sinn des Kosmos, „der von Gott heimgeholten christlichen Welt", in

KARL FOERSTER

Garten als Zauberschlüssel

Ein Buch von neuer Abenteuerlichkeit des Lebens und Gärtnerns unter dem Zeichen erleichterten Gartenwesens. 323 Seiten. Mit 13 bunten Tafeln, 167 Abbildungen auf 80 Schwarzweißtafeln und 135 Zeichnungen im Text. 3. Aufl. 25. Tsd. Kart. RM. 5.50, Leinen RM. 6.80. — Für den denkbar reise- und lebensverwöhntesten Kulturmenschen ist Arbeit am Garten eine geistreiche Beschäftigung, ebenbürtig den erregendsten Dingen der Welt, geworden. Karl Foerster hat dazu den „Zauberschlüssel" gegeben. Ein Stundenbuch der Pflanzenfreundschaft und Naturandacht in Garten und Landschaft, geschrieben aus der überreichen Fülle der Erfahrungen eines schöpferischen Gärtnerlebens mit einem interessiert warmen Entgegenkommen und unter Berücksichtigung aller Möglichkeiten bei der Gestaltung großer oder kleiner, Schmuck- und Zier- oder Nutzgärten. Ein Anreger zum freudigen Gestalten und Glücklichmachen.



Unendliche Heimat

Glücklich durchbrochenes Schweigen: Baum, Wetter, Landschaft und Jahreszeit, Garten, Wildblume und Mensch, Fülle und Gefährlichkeit der Welt. 348 Seiten. Kart. RM. 4.80, Leinen RM. 5.50. — Wohin uns Karl Foerster auch führt, in den Garten, ins Haus, ins Dorf oder in die Stadt, an den Feldrand oder Meeresstrand. immer empfinden wir seine wohltuende Liebe zu den kleinen und kleinsten Dingen, denen er den Ewigkeitswert und den Schimmer göttlicher Freude abzulesen vermag. Wir folgen ihm auf den Wegen der Lebensphilosophie und werden bereichert mit bleibendem Gewinn, Wissen und vertieftem Empfinden. Unser Blick für die Tiefe und Weite wird schärfer, und die Liebe zu den kleinen und großen Schätzen der Erde zeigt uns geheimnisvolle Pfade zu den tausendfältigen Wundern des Daseins.

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

einem Gleichnis, das schön ist und die Wahrheit ausdrückt, die zu verkünden Dante dieses Lied der Liebe und der Christlichkeit geschrieben hat. Vom Ende her, vom letzten Gesang also, sieht Guardini, im Gegensatz zur durchgängigen Meinung, das telos der ganzen Dichtung bestimmt... Wenn eine Kritik erlaubt ist, so die Frage: ob Dante so tief gewußt hat, was er beschrieben hat; oder aber ob Guardini mit dem Wissen des 20. Jahrhunderts und mit einer besonderen Gabe der Einfühlung mehr auszudrücken vermag, als Dante bewußt hat sagen können? Bernd Söhren.

Vom Menschengesicht

Wir dürfen das Menschengesicht nicht ablesen wie eine Landkarte, um das Menschengesicht ist immer Geheimnis. Schön sagt Max Picard in seinem Buch „Die Grenzen der Physiognomik" (Erlenbach – Zürich), daß ein Gesicht nur dann zu erkennen versucht werden sollte, wenn die Liebe bereit ist. Jede nüchterne, bloß ablesende Physiognomik enthält Unbarmherzigkeit, daher kann sie auch nicht wahr sein. Picard schaut hinter die Dinge und erkennt das Gesicht in seinen Zusammenhängen. Er weiß, daß sich der äußere und der innere Mensch oft nicht decken; er weiß, wo hier die Grenzen der Physiognomik beginnen. Als Liebender und Verstehender legt er den hohen Maßstab der Ebenbildlichkeit an, weiß um das Zerreißen des Urbildes in uns und um die Gegebenheiten, die wir erblich mitbringen und in unserer Persönlichkeit nicht aktivieren. Picards Physiognomik ist eine religiöse, oft gleitet sie fast zu sehr ins Mystische, jedoch ist ihm ein starkes Empfinden für den Aufbau und die Symbolik des Gesichtes gegeben. Er setzt es in Beziehung zur Welt, zur Liebe, zur Zeit, zu den anderen Gesichtern, und vor allem – zu Gott. Es entsteht aus dieser Spiegelung und Wiederspiegelung eine neue und interessante Art von Physiognomik. Das Menschengesicht steht da als Bild, aber ebensowenig wie es zerfließen darf, soll es je erstarren. „Der Mensch ist von oben her auf die Erde hingestellt, er ist wie die Achse des Himmels ... er ist auf die Erde hingestellt als Fragezeichen Gottes, der den Menschen fragt: Adam, wo bist du?" Die Frage nach dem Wo stellt Picard auch, und sie wird zugleich eine nach dem Wie. Aber nie ist seine Frage hart, sondern immer strahlt aus ihr die Güte. Wir können aus diesem Buch viel lernen. Für wen ist es nun geschrieben? Zuvörderst für alle Freunde Picards, es gibt eine gute Ergänzung zu seinem Werk: „Das Menschengesicht". Es wird sich neue Freunde erwerben. Tiefe Menschen, die eine reine Freude haben am Ausdruck, werden es lieben. Es hat viele schöne Bilder, der Verleger Rentsch überreicht uns hier eine sehr kultivierte Gabe, für die wir ihm Dank wissen.

Theophile von Bodisco.

Für junge Mütter

Eine feine Gabe ist das „Bilderbuch für eine junge Mutter" von Georg von der Vring (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 2,–). Hier sind eine Reihe von tief und echt empfundenen Gedichten vereint, in denen das Kinderlebnis eines Vaters in allen äußeren Begebenheiten des Tages und der Nacht und im Bewußtsein des Vaters in einer sehr innigen, manchmal von einer leisen Melancholie nicht ganz freien Art besungen werden. Der Dichter zeichnete zu diesem Buch außer dem Umschlagbild sechs andere Bilder selbst. Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Meinulf Küsters, Bad Wörishofen (Obb.) – Professor Dr. Karl Koetschau, Düsseldorf – Dr. Edith Ebers, München – Dr. Edwin Redslob, Ufastadt bei Berlin – Franz Zeise, Berlin – Arnold Ulitz, Breslau – Dr. Adalbert Hahn, Berlin – Bernd Söhren, Athen – Theophile v. Bodisco, Blankenburg (Harz).

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig • DA. II. Vj. 1939: 3829 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,– RM, Jahresabonnement 12,– RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

F. A. SCHMIDNOERR

Mythische Wirklichkeit

Mythische Wirklichkeit: was ist das? Ist das die Wirklichkeit einer verschollenen Welt? Einer Welt, die angeblich erfüllt war von dem Geisterspuk unserer Märchen? Einer Welt der arabischen Tausendnächte, durchschwirrt von Iblîs und von den Scharen der Dschinns, der Drachen, Schimären, der fratzengestaltigen Ungeheuer, deren Abbilder, wie aus bösen Träumen geboren, die Wirklichkeit einer Welt wüsten Aberglaubens darstellen?

Die zwei Worte: „Mythische Wirklichkeit" rühren an zwei Lebensgeheimnisse zugleich, nicht nur mit Namen, sondern sie sind auch in eine wortmagische Verbindung miteinander gesetzt; und das Wissen von den Geheimnissen, auf denen unser ganzes Leben unablöslich ruht, muß uns ehrfürchtig machen, „fromm verehrend" und gewissenhaft prüfend gestimmt finden. Im Fortgang einer solchen sorgsamen Prüfung wird es sich ergeben, daß dem edelsten und wunderbarsten Vermögen des Menschen: daß seiner schöpferischen Einbildungskraft eine nicht unwesentliche Bedeutung zukommt, wo es sich um die Erfahrung mythischer Wirklichkeit handelt. Mythische Wirklichkeit, wenn es etwas Derartiges gibt, muß genau so wirklich, genau so erfahrbar und überprüfbar sein, wie jede andere, vielleicht nur gewohnheitsmäßig und deshalb für bekannter gehaltene Selbstdarstellungsweise der Wirklichkeit.

Aber was ist „Wirklichkeit"? Und was ist unter Mythos zu verstehen? Was heißt „mythisch"?

„Wirklich" nennen wir das, was wirkt. Der Begriff des Wirkens setzt den Begriff einer lebendigen Kraft, setzt den Begriff waltender Mächte voraus. Wer aber sind diese Wirkekräfte und Mächte? Worauf wirken sie? Zunächst auf unsere Sinne, die Werkzeuge unseres Wahrnehmungsvermögens. Wirklich ist also zunächst die sinnlich erfahrbare Dingwelt. Aber erfahren wir nicht auch die Wirksamkeit der raumlosen Gedanken? Der zeitlosen Ideen?

Wirklich, ohne Zweifel, sind auch Ideen, Gedanken und Planungen. Demzufolge erweitert sich uns der Wirklichkeitsbegriff alsbald, weit über die Welt der Körperwirklichkeiten hinaus, in die Bereiche geistiger Wirklichkeiten, die wir mit solchen Namen, wie „Bewußtsein", „Einbildungskraft", „Wille", „Ich" und endlich „Gott" anrufen. Auf der Spannungsweite zwischen ruhend Empfänglichem und tätig Zeugendem, zwischen Stoff und Form, Weiblichem und Männlichem, nach oben in die Sphären der geistigen Übernatur, nach unten in die dunklen Bereiche des Unterbewußtseins, des Traumes, des Rausches, der Hypnose, der Naturseligkeit, erstrecken sich die Auswirkungen eines sich ewig neu webenden Gewirkes von unbestimmbaren Ausmaßen, das wir als „wirkend" erfahren, als „Wirklichkeit" erleben, als „wirklich" erkennen und anerkennen müssen. Aber die Wirklichkeit der Dingwelt ist, wie die Wirklichkeit der polaren Spannungen, hintersinnlich be„dingt": das „Ding an sich" und die „Polarität an sich" erweisen sich gleicherweise als Postulat unseres verstandes-

gebundenen Denkens; eben damit aber auch als das unlösbarste aller Welträtsel, als das äußerste Wirklichkeitswunder, an welchem der Verstand scheitert. Die Wahrheit dämmert hervor, daß „Wirklichkeit" ein von den Grenzen menschlicher Erfahrung abhängiger Erlebnis-Begriff ist, dem Geheimnis des Lebens dicht benachbart. Von einer untereinander wesentlich unterschiedenen Mehrzahl von Wirklichkeiten zu reden, verbietet sich aus dem selben Grunde, aus dem es offenbar unmöglich wäre, den Begriff des Lebens als solchen in die Mehrzahl zu setzen. Es gibt nur eine Wirklichkeit. Aber es gibt mehrere Weisen, sie zu erleben. Verschieden begabte oder geschulte Menschen, verschiedene Rassen und Völker bekunden ein recht unterschiedliches Verhalten im Auffassen der Erscheinungsfülle der einen Wirklichkeit, bei geistig sonst nicht allzu verschiedenwertig beschaffenem Menschentum. Aber auch zeitlich, nicht nur räumlich gesehen, werden tiefgehende Unterschiede in den „Weltanschauung" begründenden Erlebnisweisen — etwa solche zwischen den altertümlich-magischen und den modern-naturwissenschaftlichen Denkordnungen — von da aus erst recht verstehbar und demzufolge auch Verschiedenheiten der Aussage von Weltanschauung und Erlebnisweise begreiflich, die sich im Mythos, als in einer Äußerung menschlichen Seelentums, bekunden.

Denn das griechische Wort Mythos bedeutet soviel wie „befohlene Aussage". Die Aussage betrifft die Besonderheit eines Wirklichkeitserlebnisses. Das stattgehabte besondere Erlebnis soll, dem Befehl entsprechend, feierlich verkündigt, dem Bewußtsein mindestens einer Gruppe von Menschen eingeprägt werden. Wer befiehlt das? Und worauf zielt der Befehl? Es befiehlt der Erlebnisgeber: ein Wirkender, der einem Erlebnisempfänger begegnet. Im mythischen Erlebnis wird das Wirken einer lebendigen Kraft, „das Wirkliche" unmittelbar als ein vom Wirkenden übermittelt „Wirkendes" erfahren. Außermenschliche Wirkekraft offenbart sich als befehlsmächtiges Eigenwesen. Ihr Befehl zielt auf Bekenntnis der stattgehabten Begegnung; auf die Verkündigung der übermittelten Willensmeinung des Wirklichkeitsträgers. Diese Willensäußerung bindet und verbindet Ansprecher und Angesprochenen. Die Bindung (religio) führt zur Beziehungspflegschaft, das heißt: zum Kult. Der wirkende Begegner offenbart sich als mehr oder minder mächtiger Wirklichkeitsakkumulator, als „Dämon", als „Gott". In der Beleuchtung mythischen Erlebens erscheint das, was wir Wirklichkeit nennen, als lebendig wesende Gegenständlichkeit, erfüllt von Bewußtsein, Wille, schöpferischem Vermögen. Erfahren wird also allgegenwärtige Beseeltheit, dichtestes göttliches oder dämonisches Leben: im äußersten Gegensatz etwa zur naturwissenschaftlichen Wirklichkeit der mechanistisch toten Massenteile. Im Erfahrungsbereich der mythischen Wirklichkeit ist jedes Ding urbeseelt; jedes Tier ein Dämon; jede höhere Lebenserscheinung kosmischer oder volklicher Art ein Gott; der Mensch selbst ein göttliches Wunder und urbefähigt, zu den Göttern emporzusteigen als ihr Genoß oder gar als ihr Herr. Alle Wirklichkeit ist da durchaus göttlich, denn sie ist aus Gott.

Indessen finden im Erlebnis mythischer Wirklichkeit in der Regel nur gewisse, gegen die göttliche Gesamtwirklichkeit abgeblendete Teilbegegnungen mit

den göttlichen Lebensmächten statt, mit Mächten, die sich eben in solcher Besonderung dann als persönlichkeitsbestimmte Sonderkräfte, als Dämonen und Götter, zu manifestieren trachten. Hingegen dämmert aus dem urmythischen Grunderlebnis des die Teilwirklichkeiten mythisch Erlebenden ein mehr oder weniger dunkles Hintergrundsbewußtsein von der überpersönlichen, absoluten Gotthaftigkeit der einen Wirklichkeit herüber: ihm bleibt eine Ahnung vom „unbekannten Gott", vom „großen Geist", von der hinter allem Gewirkten wirkenden „Mana" = Macht, vom Urquell aller entsprungenen Sonder-Manas, aller Sonderwirklichkeiten und aller Teilbegegnungen samt ihren dämonisch-götterhaften Personifikationen.

Damit ist nun freilich ein zunächst recht undurchsichtiger Tatbestand aller nur möglichen Seins- und Erkenntnisfragen ans Licht gehoben. Gehört nämlich zur Erfahrung der mythischen Wirklichkeit das Erlebnis von Dämonen und Göttern, als von den eigentlichen Wirklichkeitsträgern und Lebensgestaltern, so entsteht die Frage: welcher Bedingungen bedarf es zum Zustandekommen des Erlebens einer mythischen Welt der Dämonen und Götter, und wie stellt sich das Erlebnis mythischer Wirklichkeit auf den verschiedenen Stufen des mythischen Bewußtseins dar?

Grundvoraussetzungen zu Verständnis wie Begriff der mythischen Wirklichkeit ist die Einsicht in die Urbeseeltheit und in den kosmischen Ordnungswillen der all-einen Wirkekraft. Die Aufschau auf jene absolute Wirkekraft erzeugt im menschlichen Geist, je nach Bewußtseinsstand und Gefühlshaltung verschiedene, mehr oder minder bildhafte Vorstellungen von ihr. Ihr allgemeinster Name ist der einer allumfassenden übernatürlichen Macht; auf höherer Bewußtseinsstufe der einer Gottheit, die der menschlichen Spekulation — und speculatio heißt nichts anderes als „Aufschau", mit der Nebenbedeutung des Abspiegelns, der Wiedergabe eines Urbildes im menschlichen Bewußtseinsspiegel — vielfach als noch unentfaltete Wirkekraft erscheint und dementsprechend öfters unter dem Bilde vom Weltei erfaßt wurde. Innerhalb seiner geschlossenen Schalen brüten unermeßlich gewaltige Wirkekräfte, deren gesammelte Energie endlich den Widerstand der Welteischale zersprengt und sie in zwei Hälften auseinanderreißt. Deren obere, fort und fort explosiv und evolutionistisch bewegte Hälfte, „Himmel" genannt, stellt zugleich Wesen und Wohnsitz des von nun ab allmächtig waltenden Schöpfergottes dar; indessen die untere, scheinbar ruhende Eihälfte unter dem Namen der „Erde" Sein und Sitz der Magna Mater, der Großen Mutter, ausmacht. Auch deren Stofflichkeit nämlich ist nicht unpersönlich-leblos hingelagert. Sie ist, wenn auch latent, so doch — kraft jenes gemeinsamen Urkräfteausbruches der Eisprengung — ein Wirkepotential von Ausmaßen, die jenen Gottschöpferkräften ebenbürtig sind. Im urmenschlichen Spiegelbilde der Familie erscheint der allmächtige Schöpfergott als Erzeuger, die allumfangende Muttergöttin als die Gebärerin von Kinderscharen unendlich wimmelnder Geschöpfe. Aus diesem Spiegelvermögen des menschlichen Bewußtseins entfaltet sich alle Pracht und Fülle der religiösen Vorstellungen.

So weiß der abschließende Philosoph des europäischen Altertums, Aristoteles,

jenen höchsten und unbekannten Gott, der mit seinem schöpferischen Gewirke den Kosmos erfüllt, nicht besser zu charakterisieren, als dadurch, daß er ihn den „schaffenden Allgeist" nennt. Und die Scholastik hat daraus den „intellectus agens semper in actu" als letzte Formel ihres Gottesbegriffs gewonnen. Dieser Begriff eines „in Schöpfung begriffenen Schöpfergeistes" unterscheidet sich aber im Grunde kaum nennenswert von dem so viel schlichteren Bilde des Himmelsgottes, der seine Schöpferkräfte in die stoffliche Natur der ewig empfängnisbereiten Großen Mutter ergießt. Wobei in diesem Zusammenhang die fernere Frage offen bleiben darf: ob und inwieweit vielleicht die „Mana-Macht" = Vorstellung der Primitiven weniger den Charakter prädeistischer Urtümlichkeit trage, als vielmehr den einer postreligiösen Spätentartung; rudimentärer Erinnerungen an einen ehemals höheren Bewußtseinszustand.

Bei der Vergegenwärtigung aller dieser und ähnlicher erkenntnishafter Spiegelungsvorgänge im menschlichen Bewußtsein ist die Einsicht wichtig in die Wechselbezüglichkeit von schöpferischem Gottgeist und von bewußter Spiegelungskraft im nachschöpferischen Menschengeiste. Die Grundbedingung zum Zustandekommen der mythischen Wirklichkeit liegt in der schöpferischen Einbildungskraft als der menschlichen Entsprechung der göttlichen Schöpferkraft. Die Erfahrung solcher Wechselbezüglichkeit zwischen göttlicher Wirkekraft und der Eigenkraft menschlichen Schöpfer- und Künstlertums wird beglaubigt von der Urerfahrung aller Religion: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn."

Von hier aus führen zwei Wege mitten hinein in das Erlebnis der mythischen Wirklichkeit.

Der eine Weg nimmt seinen Ausgang von der Wirkungsfülle der göttlichen Schaffenskraft. Dieser Schöpferkraft solle es, gemäß vernünftiger Erwägung, nicht zukommen, ihre Schöpferenergien lediglich in solchen Seinsgestaltungen restlos zu verausgaben, wie sie just eben in menschlichen Erfahrungsbereichen für gewöhnlich wahrgenommen werden. Die Ehrfurcht vor der Allmacht und Allfülle der göttlichen Schöpfungsgedanken gebiete vielmehr, anzunehmen, daß Gott, unerfaßbar von der Enge oder Weite eines begrenzt die Wirklichkeit abspiegelnden Bewußtseins, seine erschaffene Welt ebenso ins Unbegrenzte ausdehne, wie sein Wirken unendlich ist. Aus diesem Grunde gehört es zum Grundbestand aller Religionen, Gott als den Schöpfer nicht nur unserer sinnlich-seelisch erfahrbaren *Menschenwelt*, sondern auch als den Schöpfer jener erstaunlichen und geheimnisvollen Wirklichkeit einer *Geisterwelt* zu erkennen, jener ganzen Engelordnung von Seraphim, Cherubim, Thronen, Herrschaften und Gewalten, die uns bei gewöhnlicher Bewußtseinshaltung verborgen sind. Jedoch: „das Geisterreich ist nicht verschlossen". Es gilt nur, den rechten Schlüssel zu dessen Erschließung zu gebrauchen.

Gibt es Engelgeister, Dämonen und Götter aus Gott, so sind sie demnach so wirklich, wie nur irgend etwas im geschaffenen Kosmos wirklich ist; einerlei, ob wir aus mangelnder Erfahrung davon Kenntnis erhalten oder nicht. Denn nicht alles, was wirklich ist, muß der menschlichen Sonderbeschaffenheit des verstandes-

mäßigen Verhaltens eingepaßt sein. Es bleibt vorbehalten, „unsere Wirklichkeit" von dem Wirklichkeitserlebnis anders organisierter Wesen zu unterscheiden. Begegnungen des Menschlichen mit dem Dämonischen, mit Götter- und Engelschaften bleiben immer möglich unter der Voraussetzung einer wie immer gearteten Empfänglichkeit unseres Bewußtseins für die Anderwelt des Begegners. Diese Empfänglichkeit aber ist eine Grundbedingung zur Kenntnisnahme dessen, was wir mythische Wirklichkeit genannt haben: denn Dämonen und Götter teilen sich nur mit in der Absicht, „verkündigt" zu werden.

Der andere Weg, der offen steht, um zu dem Erlebnis der mythischen Wirklichkeit zu gelangen, geht aus von der zugesicherten und auch erfahrenen Gottebenbildlichkeit des wesentlichen Menschen. Diese Erfahrung gipfelt in den Äußerungen jenes höchsten menschlichen Grundvermögens, das wir die „schöpferische Einbildungskraft" nennen. Sie begründet den höchsten Adel des Menschen: sein Könner- und Künstlertum.

Die schöpferische Einbildungskraft äußert sich zuerst und entscheidend in der menschlichen Macht über das Wort. „Das Wort" ist ein nicht weiter auflösbares Geheimnis unseres Menschentums, ja, es ist mit dem Rätsel des Menschentums selber gleichbedeutend. Das Wort ist Name: Name ist beschwörender Anruf, dem das Benannte auf irgendeine Weise gehorcht. Und also ist das Wort im bestimmten Sinne soviel wie Macht. Das Wort selbst ist „Mana", ist tätiger Zauber. Es wirkt nicht als Ur-Sache, sondern als Ur-Wille. Dem Menschen ist aus dem eingeblasenen Gottesodem eine Kraft des Wortwirkens erstanden, die zwar nicht urschöpferisch, aber nachschöpferisch wohl genannt werden darf. Denn sie ist eine Macht des wirklichkeitsverwandelnden Wirkens. Und so wie das Wort aus Gott die kosmische Wirklichkeit schafft, so schafft der Mensch aus dem Wort die geschichtliche Wirklichkeit, die demnach in unmittelbar verwandter Beziehung zur mythischen Wirklichkeit steht.

Suchen wir nach einem Wort, einem Namen für den Quell göttlichen Schaffens, so bleibt es ewig ein unmöglicher Bannversuch aus dem Unzulänglichen herauf. In der menschlichen Spiegelbildlichkeit aber entspricht jedenfalls jener Quellkraft das, was wir die „schöpferische Einbildungskraft", die schaffende Phantasie nennen. Mit ihr hat der Mensch Anteil an der schöpferischen Kraft des „Wortes", mit welchem Gott „sprach". Die schöpferische Phantasie ist der Quell allen menschlichen Schaffens, allen Künstlertums, allen faustischen Strebens und allen geschichtlichen Planens und Tuns. Es kommt bei alledem auf die Feststellung an: schöpferische Einbildungskraft schafft Wirklichkeit; nicht neu, aber um, mittels des ihr zugeordneten Wortes, des magischen Namensbannes. Gedankenbilder — das heißt Erzeugnisse des Menschengeistes — wortmagisch angerufen, werden durch Namensbannung derart befestigt, daß sie in willensmäßig gewirkter Auslese-raffung sich formen, Beharrungsvermögen gewinnen und sich ganz wirklichkeitsgemäß realisieren. Und solche Gedankenmaterialisationen, genährt aus den Kräften der kosmischen Wirklichkeit, begegnen dann als „Dämonen", ja sie können als „Götter" eine tausendjährige Herrschaft über Menschen und Völker aufrichten. Sehr dringend bleibt zu bedenken: das Geheimnis der schöpferischen Einbildungs-

kraft ist ein göttliches Schöpfungsgeheimnis, dessen innerste Losung „Ebenbildlichkeit" heißt. Diese schöpferische Einbildungskraft vermag aber in einem sehr schwer zu bestimmenden Grad und Umfang mit der gottgegebenen Wirklichkeit nach Belieben zu schalten. Mit der Magie des Namens vermag sie aus jener Wirklichkeit gewisse Wirkekräfte herauszulösen, zu verselbständigen, zu fixieren; nicht anders, als wie ein Künstler den Stein zur Statue fixiert, ihn zum Symbol verselbständigt: so vermag der Mensch mittels seiner schöpferischen Einbildungskraft die kosmische Wirklichkeit in mythische Wirklichkeit zu überführen, in ähnlicher Weise, wie er die göttlich-kosmische Wirklichkeit oder die „Natur" verwandeln kann in geschichtliche Wirklichkeit, in „Zivilisation".

Der Ferne Osten hat in seinen Geheimlehren seit alters ein höchst durchdachtes System der Dämonen- und Götterlehre ausgebildet, das in Europa lange genug als „atheistisch" verrufen war, eben weil es den Dämonen und Göttern eine Wirklichkeit nur im schöpferischen Geiste des Menschen zuzuerkennen bereit schien. Am Beispiel des alttibetanischen Gottes Heruka etwa hat inzwischen Alexandra David Neals in ihrem Buche „Meister und Schüler" (1934) diese Lehre von der Götter-Erzeugungskraft des menschlichen Einbildungsvermögens dargestellt. Die Wirklichkeit und Macht der Dämonen und Götter wird mit allem Nachdruck bewiesen aus dem Umstand, daß sie nur ihrer Gestalt, ihrer Individuation nach Geschöpfe des Menschengeistes seien. Daß aber jede solche von menschlicher Einbildungskraft geformte Gestalt zugleich Gefäß in ihr konzentrierter, mittels menschlicher Namensbannung gefesselter Wirklichkeitskräfte sei und daß sie damit eine Eigenwirklichkeit von möglicherweise unvorstellbaren Gewaltausmaßen gewinne. Wem käme hier nicht das kabbalistische Lehrgeheimnis von dem Erschaffungszauber des Golems zu Sinn? Wer dächte hier nicht an Fausts Namensbannung des Erdgeistes, dessen Erscheinen dem Bannenden freilich den Schreckensruf entpreßt: „Weh! ich ertrag dich nicht!" darum eben, weil in dieser Beschwörung Faust ein für Menschenmaß viel zu vieles an Kräfteraffung aus der kosmischen Wirklichkeit versucht? Richard Wilhelm hat diesen Sachverhalt am Faustproblem mit sehr nachdenksamen Worten erläutert: „Fausts Streben hinein in die Welt führt zu Verstrickung und macht den Menschen schließlich zum Objekt. Er gewinnt mythische Wirklichkeit, rafft die Elemente an sich heran und wird zum Element. Je mehr der Mensch aktiv den Elementen sich zuwendet, desto mehr wird er schließlich leidend an die Schicksale der Elemente (der Wirklichkeitskräfte) gebunden. Je mehr Magie, desto mehr Bindung."

Zweierlei vermag solche Bindung zu lehren: einmal das Schicksal des Golemschöpfers, das im Grunde auch das Schicksal des Faust der Volkssage ist: nämlich eines Tages vom Teufel geholt zu werden, den man abgebildet (das Volk sagt: „an die Wand gemalt"), den man hereingerufen, hergebannt hat in die heile, kosmisch gewollte Wirklichkeit. Dieses Schicksal ist sowenig ein Märchen, wie es die Anweisungen zur Golemerzeugung sind. Es gibt scheinbar ganz und gar unvergleichbare Weisen der magischen Umwandlung von Teilen der kosmischen Wirklichkeit in mythische Wirklichkeit. Wer möchte deshalb, wenn er von Herukas, Golems und ähnlichen Schöpfungen der Phantasie hört, gerne erinnert sein an

Beschwörungsnamen wie „Bulldogg", „Argus", „Zyklon", „Hornisse", „Kobold", „Titanic". „Die Dämonen sind nur Ausgeburten unseres Bewußtseins, haben also unabhängig von ihm kein Dasein; aber innerhalb ihres Scheindaseins sind sie mächtig genug, um in tausendfacher Maskierung den Weg zum Heil zu versperren. Sie sind und sind nicht", meint Ferdinand Lessing (in: „Mongolen. Hirten, Priester und Dämonen". 1935.) Richard Wilhelm wird recht behalten: „Je mehr der Mensch aktiv den Elementen sich zuwendet, desto mehr wird er schließlich leidend an die Schicksale der Elemente gebunden." Der Zauberlehrling kommt von den Geistern, die er rief, nicht mehr los, und er wird von ihnen aufgefressen, sofern nicht der Meister, der Oberherr, von außen her zu Hilfe kommt und die dämonischen Kräfte beschwichtigt. Gegen beschworene Kräfte aber schützen und helfen zuletzt nur erbetene, zutiefst erbetete Kräfte.

Der gleiche Fernosten, der die Lehre von der Selbsterzeugung der Dämonen und Götter aus dem Vermögen der schöpferischen Einbildungskraft entwickelt hat, weiß auch, daß es eines Guru, eines Meister-Führers bedarf, um nicht eben diesen Dämonen der mythischen Wirklichkeit und damit der seelischen Selbstzerstörung anheimzufallen. Richard Wilhelm hat nochmals recht, wenn er, zufolge östlicher Weisheit, die Dämonen gleichsam als entwischte Bestandteile unserer eigenen seelischen Kräfte- und Eigenschaftsbündelung anspricht; als Teilseelen, die sich traumartig selbständig machen und eine Art von objektivem Leben gewinnen, als Abspaltungen, als Splitter des Unbewußten. Demzufolge schafft sich der Mensch seine Dämonen und Götter mittels Namensbannung, und im Namen eben dieser Dämonen und Götter wirkt er hinfort sein geschichtsmythisches Leben.

Bei allen solchen Überlegungen blieb die Frage noch ganz unangerührt, woher nun jene Kräfte des Un- und Unterbewußten im Gottesspiegel, im Gottebenbild „Mensch"? Der Mensch selber als Erzeuger, Namensbeschwörer und Bannmächtiger seiner eigenen Seelenkräfte erscheint da als das allergrößte Wirklichkeitswunder und als der gewaltigste Zauberer der Schöpfung, erhoben über alle Elemente und alle Elementargewalten der kosmischen Wirklichkeit, die er vielmehr als bloße Kraftquellen, als Materialbruch für seine geschichtlichen Werkbauten, auszubeuten befähigt und entschlossen ist; er, der mythischen Wirklichkeit erstgeborener Sohn. Doch ist inzwischen jene mythologische Erzählung von der Erschaffung des Menschen zum Bilde Gottes durch nichts widerlegt. Es bleibt vielmehr bei dem unauflöslichen Geheimnis, bei dem Urmysterium des Menschen als eines magisch die Wirklichkeit ergreifenden und beherrschenden Wesens; und Religiöse wie Weise aller Zeiten und Zonen haben seit je mit hundertfach wechselnden Namen den Samen der Wirklichkeit, von Gott gestreut, bald als Urbilder, als Ideen, bald als Urkräfte, als „Enwergien", als göttliche Botenkräfte erkannt und bezeichnet. Eine solche Enwergeia (das altgriechisch-indogermanische Wort bezeichnet um vieles deutlicher, als das abgeschliffene Wort „Energie" die in den Stoff, in die Mutter eingewickelte Wirkekraft, welche Werke der Wirklichkeit gebiert) ist „eingewickelt" auch in das Menschentum. Die kosmische Wirklichkeit besteht unabhängig vom Dasein des Menschen. In welche Art von Körperlichkeit eingewickelt sind die Wirkekräfte, die Mächte des Kosmos? Entspricht

nicht der Schöpfungswelt des Menschen eine kosmische Schöpfungswelt – wessen? Gottes? Nun wohl. Aber wenn Gott nicht selbst, nicht unmittelbar das Reich Alexanders des Großen, die Athene Parthenos des Praxiteles, die Neunte Symphonie Beethovens erschaffen, sondern sich dazu gewissermaßen der beispielsweise genannten, halbgöttlich-dämonischen Menschen bedient hat: warum sollte nicht die kosmische Wirklichkeit gleichfalls von Dienern Gottes, von ganzen Hierarchien göttlicher Werkboten, von Thronen und Gewalten, von Göttern und Dämonen außermenschlicher Wesensart – nicht so wohl frei erschaffen, als – mitbetreut, verwaltet und wohl gelegentlich auch umgewandelt sein? Der menschlich-magisch subjektiven Dämonenwirklichkeit könnte also sehr wohl auch eine göttlich seinshaft objektive Götter- und Gottesbotenwirklichkeit, eine Engelwirklichkeit, entsprechen.

Es versteht sich von vornherein, daß diese Engel und Götter, Dämonen und Teufel samt ihrem Obersten dem Ungeziefer-Demiurgen Baal-zebub, Bêlzebub oder Beelzebub, sich unschwer einordnen lassen in die Reihe von Beispielen, deren die indisch-mongolische Theologie Erwähnung tut. Die Deutung auf subjektive Schöpfungen der menschlichen Phantasie mit allenfalls objektivierten Begleiterscheinungen, sogenannten Materialisationen, scheint möglich und war von jeher für den Aufgeklärten Quell aller intellektualistischen Beruhigung. Jesus selbst, „wahrer Mensch" unter den Menschen seiner Umwelt, war als solcher ebenso den seelischen wie den sinnlichen Bedingungen seines geschichtszeitlichen Menschentums unterworfen. Wer ist beispielsweise der Versucher in der Wüste? Ist es ein Heruka der magisch-mythischen, subjektiven Wirklichkeit? Oder ist es der urparsische Erdgeist Satan-Scheitan, der Gegengott in Person, der in der kosmischen Wüste west? Nichts verhindert, den vierzigtägigen Wüstenaufenthalt Jesu jener Schulungsvorschrift der Jogins gleichzusetzen, die befiehlt, daß der Schela kurz vor Erlangung der Meisterwürde in asketischer Abgeschiedenheit sich allen Gefahren seiner Gurulaufbahn zum äußersten Male aussetzen müsse, um sich zu bewähren, oder dicht am Ziel für immer zu scheitern. Die Östlichen sagen, bei Gelegenheit solcher unbarmherziger Prüfung erscheine dem Meisterschüler das Gewimmel aller Ausgeburten seiner eigenen Einbildungskraft und diese rängen mit ihm. Die Frage ist: hatte Jesus vor seinem Hervortreten als Christus es gleichfalls nötig, zuerst die Versucherkräfte seiner eigenen Seele aus sich selber auszutreiben und so seinen eingeborenen Trieb zum Bösen von sich zu weisen? Auch das ginge, unbeschadet theologischer Einwände, zur Not noch an, wenn man an dem vollen Sinn des Wortes „wahrer Mensch" festhält. Man würde dann in dem Versuchungsbericht psychoanalytisch wertvolle Anhaltspunkte dafür besitzen, welche dämonische Neigungen in Jesu Seele vorzüglich angelegt gewesen wären, nämlich: materialistische Menschheitsbeglückung; Naturbeherrschungszauberei; Weltherrschaftsgelüste. In der Tat, drei der meist verbreiteten Hauptbegehrlichkeiten des Führer-Menschen. Nun aber spricht und handelt in den evangelischen Berichten nicht nur der Rabbi Jesus, sondern Christus der Logos offenbart sich; und wo er das tut, da ist er entweder der Künder der einen und reinen Wahrheit, die lebendige Mitte der e i n e n göttlichen Wirklichkeit, oder er wäre auch nur einer der vielen eingebildeten Messiasse älterer und neuerer Zeit. Christi unzweideutiges Urteil

über die mythische Wirklichkeit mit ihren Dämonen und himmlischen Geistern ist hinlänglich bezeugt. Für Christus sind die Dämonen samt Satan, ihrem Obersten nicht minder wirklich, als die Engelhierarchien und die Schutzengel der Kinder. Auch Christus lebt in einer mythischen Welt der Dämonen-, Engel- und Götterbegegnungen. Das entscheidende hierbei ist, daß er Engel wie Teufel in einem schlicht sonderwesentlichen Gegenüber zu Gott weiß, nicht anders, als wie auch der Mensch und des Menschen Sohn in Gott sein persönliches Gegenüber hat. Und so erscheinen also auch in der Welt der Evangelien die Dämonen und Engelgötter nicht nur kraft menschlicher Seelenabspaltung, sondern kraft eigenwirklicher Existenz im Kosmos in mannigfacher Weise mächtig.

Drei Formen der mythischen Wirklichkeit haben sich also im Fortgang der Überlegung immer deutlicher voneinander abzuheben begonnen: der erste, in gewissem Sinne niedrigste Typus, ist der einer dämonischen Wirklichkeit. Er entspricht ungefähr der sogenannten prädeistischen Primitivenstufe des menschlichen Bewußtseins. Auf ihr wird die kosmische Wirklichkeit oder die Natur als allbeseelt erlebt. In jeder Körperhülle west „Mana": ein Lebensgeist, ein Dämon, vielstufiger Personalitätsannäherung fähig. Hylozoismus, Stoffbeseeltheit, Alldämonismus, Prädeismus sind Namen für das hieraus erwachsene Weltbild. Neuere Forscher begründen glaubhaft, daß das dämonologische Weltbild nicht sowohl auf einer Minderentwickeltheit als vielmehr auf einer Andersentwickeltheit des sogenannten Primitivenbewußtseins beruhe. Schwund, Restbestand, Nachhall eines Parietalbewußtseins soll da Mitbedingung des Vollerlebens einer dämonischen Wirklichkeit gewesen sein. Dieses Parietalbewußtsein habe auf Sinnesorganen (wie dem Scheitelauge) beruht, die erst mit Entwicklung des Großhirns überdeckt worden und so geschrumpft seien. Dem sei nun, wie ihm wolle; indessen schon in frühesten Erinnerungen heut lebender Menschheit begegnen wir auch der von Gruppen- und Volksgöttern durchwirkten und beherrschten geschichtlichen Wirklichkeit. Im Erlebnis dieser Wirklichkeit wandelt sich mehr und mehr die hylozoistisch-prädeistische Weltschau in das pantheistische Weltbild. Überall erscheinen im Licht der Geschichte jene dämonisch-überdämonischen Wesenheiten, denen der Rang von Welt- und Volksschöpfern, von hierarchisch gestuften Göttergenossenschaften autonomer Ordnung zuerkannt und kultischer Dienst zuteil wird.

Erst die geschichtliche Wirklichkeit ist bei alledem die eigentümlich menschliche Wirklichkeitsschöpfung. In ihr begegnet sich also göttlich-götterhaftes, demiurgisches Schöpfertum, am unmittelbarsten und erlebnisdichtesten mit dem Schöpfertum der menschlichen Einbildungskraft. Des Menschen vollmythisches Sein ist sein geschichtliches Sein. Solchem Erlebnisstand der mythischen Wirklichkeit entspricht die zweite Stufe: das Altertumsbewußtsein. Das Erlebnis der Allbeseeltheit der Welt verblaßt allmählich hinter der scharf umrissenen Physiognomik persönlichkeitsfroher Individualisierung. Auf dieser Bewußtseinsstufe der mythischen Wirklichkeit wird aus Mythos Mythologie. Es entstehen Kosmogonien, Theogonien und Theologien, befestigt in reich und streng geordnetem Kult. Aus dem bloßen Anruf anonymer dämonischer Mächte entsteht per-

sönlicher Name. Der „Name" bekommt, neben seiner magisch bannenden Bedeutung, den Sinn der individualisierenden Identifizierung einer Person. Ja er bekommt Eitelkeitswert, der menschliche Werkschöpfer wird „namhaft". Die mythische Wirklichkeit naturdämonischen Welterlebens beruht auf weithin unproblematischer Naturverbundenheit. Mit spontan geübter (Gebets-) Magie antwortet auf das Schöpfungs-Wort die halb schöpferisch ant-wortende Menschenseele. So gründet sich die mythische Wirklichkeit geschichtsgöttlich bestimmten Volkserlebens auf das verpflichtende Ansehen von Erzvätern, Priestern, von „namhaften" Sängern und Propheten, die sich mannigfachen Engelbesuchs und des persönlichen Umgangs mit Göttern oder Dämonen (noch) zu rühmen wissen. In ihnen ist die schöpferische Einbildungskraft samt dem Vermögen sympathetischer Bezugnahme auf die Geisterwelt, im höchstmöglich gesteigerten Grade noch mächtig und tätig. Sie sind die gottebenbildlichen und götterverwandten Menschen erster Ordnung. Sind sie deshalb auch jederzeit reine Quellen der Wahrheit und der Wirklichkeitsdeutung? Die schöpferische Phantasie des Menschen schafft frei: sie ist ebenso Quell der Wahrhaftigkeit wie Mutter der schönen Lüge. Und eben hierin beruht auch das Mysterium selbstherrlicher Götterschaft jeden Ranges, wie das des geschichtsförmigen Menschentums: die Freiheit der Geisterwelt zu Wahrheit und Lüge, zu Gut wie Böse, aus Zulassung Gottes.

Endlich klärt sich aus dem Gegensatz von gottgeschöpflicher und menschengeschöpflicher Wirklichkeit, von kosmischer und irdischer Mythik das Weltbild der dritten Bewußtseinsstufe heraus, nämlich das Weltbild der Offenbarung im schaffenden Urwort als dem ewigen Gottessohn. Ihm entspricht das, was wir seit Beginn unserer Zeitrechnung die *Wirklichkeit des „christlichen Bewußtseins"* nennen.

Das christliche Bewußtsein ist, menschlich gesehen, Stufe der Gnade. Und es ist in der gesamtchristlichen Welt ausnahmslos nur in Ansätzen vorhanden, nur annäherungsweise verwirklicht. Wenige Heilige, wenige Mystiker mögen auf dieser Stufe zu beharren versucht haben. Der Eingang des Johannes-Evangeliums gibt eine Ahnung von dem Erlebnis dieser Wirklichkeit. Der Apostel Paulus beginnt zu stammeln, wenn er ihrer gedenkt. Die geoffenbarte, *eine* kosmische Wirklichkeit leuchtet in dieser zweiten Gottes-Offenbarung des Wortes als der schöpferischen wie der versöhnenden Urkraft wieder in ihrer ganzen Klarheit und Fülle auf. Diese Klarheit, vom Bewußtsein aufgenommen, bezeugt sich in ihm als heilig-nüchterne Gewißheit des kosmisch „Richtigen" und „Richtenden", oder als „Gewissen".

Es bleibt wohl die Urzerlegung des Schöpfers und seiner Schöpfung ein Urbestand des menschlichen Bewußtseins. Und damit auch die mythische Urtatsache: die Begegnung des Menschen mit dem außermenschlich Wirklichen, es sei dies nun eine seelisch-dämonische Gegebenheit, etwa ein Totemtier; oder es seien geisterhaft empfundene Naturmächte wie Sonne, Blitz und Donner; oder die, durch einen führerhaften Schicksalsbestimmer geschichtlichen Volkstums vermittelte, Stammes- und Stadtgottheit, die sich zeitweise gar ausdrücklich als Bundesgott bekundet. In allem solchen Begegnen findet aber stets nur Be-

rührung statt mit der ersten Offenbarung Gottes, mit der kosmischen Wirklichkeit in ihrer ur-wortend ausgeborenen Fülle, die deshalb für den nach-wortenden Verstand, auch „natura naturata", „genaturte Natur" heißt. Sie ist uns aus Miteingeborenheit in den erschaffenen Kosmos als Wirklichkeit schlechthin vertraut. Nicht anders wird auch in der zweiten Offenbarung Gottes, in der Wirklichkeitsoffenbarung des Erlöserwortes, die Begegnung mit dem Heiligen zur „befohlenen Aussage" und so zum christlichen Mythos. Mit einer solchen Begegnung aus mythischem Wirklichkeitserlebnis hebt alsbald das Evangelium des Matthäus an, indem es von der Begegnung Mariens mit dem Engel Gabriel erzählt. Ihr Begegnungsmythos ist ältesten Mythen von der Göttergeburt einverwoben. Markus aber beginnt sogleich mit dem eminent mythischen Bericht von der Begegnung Jesu mit dem Satan, dem urmythischen Widersacher Gottes. Und von da ab begibt sich das ganze Jesusleben der evangelischen Überlieferung durchwegs in der unverkennbaren Atmosphäre mythischer Wirklichkeit. Denn mythisch ist das Leben selbst als solches. Und freilich kann und darf man das Leben so wenig beweisen wollen wie Gott. Ihm gegenüber gilt einzig ehrfürchtiges Leben.

Wenn solcherweise nun, wie unser aller Leben, auch das Leben Jesu, als des „wahren Menschen", in des Wortes tiefster Bedeutung ein Mythos, nämlich eine befohlene Aussage ist: ist deswegen Christus selbst ein Mythos? Mitnichten. Gott ist kein Mythos. Das „Wort" der ersten wie der zweiten Schöpfung, der ersten wie der zweiten Offenbarung, ist mythische Wirklichkeit schaffend, selbst aber kein Mythos. Sondern hier wie dort ist das „Ewige Wort" Bürge der unendlich einen, kosmischen Wirklichkeit, in welche auch der Mensch samt aller Kreatur aufgenommen ist.

So ist kein Christentum denkbar und erfahrbar ohne kosmische Weltweite. Der Mensch aber ist in dieser Weltweite ein „okkultes Wesen" so lange, bis über der gesamten Schöpfung das Licht der zweiten Offenbarung aufgegangen ist und in der Übung christlichen Gewissenbewußtseins die der Schöpfung eingeheimniste Wahrheit aufleuchtet: daß der letzte Sinn des Lebens eine ewige Begegnung des Menschengeistes mit Gott und das heißt: ein ewiges Gespräch des Menschen mit dem schaffenden Wort ist. Frucht solchen Gesprächs aber bleibt: „Befohlene Aussage". Jubel der seligen Sphären; lobpreisender Geisterkreis; und das heißt: Mythos; Mythos über allem Leben; Mythos als befohlene Aussage aller Wirklichkeitsweisen des zeitlichen wie des Ewigen Lebens.

HELENE RAFF

Karl Alfred von Zittel

Zu seinem 100. Geburtstag

Er war als Naturforscher geboren. Und unter einem glücklichen Stern.

Schon im Pfarrhaus zu Bahlingen, wo er am 25. September 1839 zur Welt gekommen, trug der hübsche sonnenbraune Junge von seinen Streifzügen durch Wald und Feld Pflanzen und Steine, auch lebendes Getier mit heim. Hernach in Heidelberg, wohin sein Vater, der freisinnige Theologe Karl Zittel, als Dekan versetzt wurde, brachte Karl Alfred seine Freistunden in dem großen, dem Pfarrhause benachbarten Lommelschen Mineralien- und Versteinerungsgeschäft zu. Nach dem Gymnasium, dessen Pensum er mühelos erledigte, bezog er die Universität, hörte Chemie bei Bunsen und Kekule, Physik bei Kirchhoff, Mineralogie bei Blum, Paläontologie bei Bronn und Geologie bei C. v. Leonhard. Noch nicht 21 Jahre zählte er, als er sein Doktorexamen summa cum laude bestand.

Die Etappen seines nunmehrigen selbständigen Lebens hießen Wien, Karlsruhe, München. Den Auftakt zu diesen Dreien bildete eine Studienfahrt durch Schweden und Norwegen, auf der er zwei junge Amerikaner als Mentor zu betreuen hatte, und daran anschließend ein Aufenthalt in Paris. Dort schwelgte Zittel in den wissenschaftlichen Sammlungen, knüpfte Beziehungen zu führenden Gelehrten an. Welchen Eindruck er hinterließ und später durch seine Leistungen vertiefte, bewies sowohl die seltene Auszeichnung, die ihm 1896 widerfuhr — er ward zum Vizepräsidenten beim Kongreß der Société géologique de France erwählt — als die Trauer, die sich bei seinem Tode kundgab. „... Wir hatten nicht nur eine große Bewunderung für Zittel, sondern wir liebten ihn auch ...", schrieb damals Albert Gaudry, der Paläontologe.

Mit einem Reisestipendium der badischen Regierung begab sich Zittel nun nach Wien, wo er zunächst als Volontär in die neugegründete Geologische Reichsanstalt eintrat. Hier traf er einen Kreis bedeutender Fachgenossen, von denen nur der Begründer und Leiter der Reichsanstalt Wilhelm v. Haidinger sowie Franz v. Hauer, Guido Stache, Eduard Sueß, Ferd. v. Hochstetter genannt seien. 1862 beteiligte sich Zittel mit Hauer und Stache an der geologischen Untersuchung und Kartierung des dalmatinischen Küsten- und Inselgebietes. 1863 habilitierte er sich für Geologie und Paläontologie an der Universität Wien. Im gleichen Jahre, nachdem er zuvor einen Ruf nach Lemberg ausgeschlagen, verließ er die Kaiserstadt, um an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe die Professur für Mineralogie, Geognosie und Petrefaktenkunde zu übernehmen. Hier lehrte er drei Jahre und fand seinen Lebenskameraden in Ida Schirmer, Tochter des berühmten Landschaftsmalers J. W. Schirmer. 1865 führte er sie heim; 1866 erging an ihn, den kaum Siebenundzwanzigjährigen, der Ruf nach München, das ihm zweite Heimat wurde. Anfänglich Ordinarius für Paläontologie und Vorstand der Staatlichen Paläontologischen Sammlung, erhielt er 1880, nachdem er

einen Ruf nach Göttingen abgelehnt, auch den Lehrstuhl für Geologie und zehn Jahre später die Vorstandschaft der Geologischen Sammlung. Die Glanzzeit seines Wirkens war angebrochen.

Zittel schuf in München sein Buch „Aus der Urzeit", schuf sein größtes Werk, das „Handbuch der Paläontologie", gab die Zeitschrift „Paläontographica" heraus, die er bis zu ihrem 50. Bande brachte. Nicht zu gedenken der zahlreichen Arbeiten, in denen er die Früchte seiner Forschungsreisen niederlegte. Von München aus bereiste er Südschweden, Amerika, Italien — dies u. a. 1872 zum Studium der Ausbrüche des Vulkans auf Stromboli. Im Winter 1873/74 schloß sich Zittel der vom Khedive Ismail ausgesandten wissenschaftlichen Expedition an, die Gerhard Rohlfs durch die Libysche Wüste führte. Zittels Untersuchungen dort zeitigten bedeutsamste Ergebnisse, wie er z. B. den Glauben an das Sahara-Meer der Diluvialperiode in das Bereich der Mythen verwies. Neben rastloser Tätigkeit fand er noch Muße, ausführliche Briefe an die Seinigen daheim zu senden; sogar ein Töpfchen mit Dattelmus für die drei Kinder, die seine Ida ihm geschenkt hatte, ging zu Weihnachten ab. Für das Münchener Paläontologische Museum aber, das unter seiner Leitung zu einer der größten und wichtigsten Sammlungen gedieh, brachte er kostbare Fossilien mit. 1880 wurde Zittel Rektor der Universität; von 1899 an war er Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates und Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

In der äußeren Briennerstraße zu München hatte Zittel sein Heim. Im gleichen Hause wohnte seine betagte Schwiegermutter, die Witwe Schirmers, mit ihrer lebhaften, witzigen Tochter Else. Und ebenda die vertraute Freundin der Familie: Rosalie Braun-Artaria, Verfasserin des wertvollen Buches „Von berühmten Zeitgenossen". Im Laufe der Jahre gehörten zum Zittelschen Umgangskreis u. a.: der Physiologe Karl v. Siebold, der Pandektist Bernhard Windscheid, der Dichter Paul Heyse, der Dichter-Gelehrte Wilhelm Hertz, die Geographen Friedrich Ratzel und Albrecht Penck, der Gynäkologe Hecker, der Zoologe Richard v. Hertwig, der Liederkomponist Robert v. Hornstein und der Anthropologe Julius Kollmann. Auch nahm die Jugend reichlichen Raum im Hause ein; wuchsen doch zwei Söhne und eine Tochter dem Zittelschen Paar heran! Die Geselligkeit zur Zeit Max II. und Ludwig II. war einfach in Hinsicht des Materiellen, anspruchsvoll in bezug auf Unterhaltung. Zittel, der zu den beliebtesten akademischen Lehrern zählte, lud seine Hörer gern auch in sein gastliches Heim. Er liebte und trieb Musik. Außerdem war er ein Freund jeder körperlichen Bewegung, nicht zuletzt des Alpenwanderns. 1885 wurde er auf der Villacher Tagung des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins zu dessen Zentralpräsidenten für drei Jahre gewählt. Während seiner Amtsführung veranlaßte er die topographische und geologische Neuaufnahme der Karwendelgruppe, untersuchte sorgfältigst das Gebiet zwischen Amper und Inn, analysierte die verschiedenen Moränenbildungen und Interglazialablagerungen der bayerischen Hochebene. In Südtirol, im Sommer 1898, befielen den nimmermüden Forscher die ersten Anzeichen einer Herzkrankheit, der er sechs Jahre später erliegen sollte. Zittel wußte von da an, daß er sich meist

darauf beschränken müßte, „die inneren Augen spazieren zu führen", wie er es nannte. Aber bitter empfand er es, als er im letzten Jahre seines Lebens nicht mehr seine Arbeitsstätte im alten Akademiegebäude aufzusuchen vermochte. Am 5. Januar 1904 stand sein Herz still.

Viel hatte er seinem Körper zugemutet. Von München aus hatte er an verschiedenen internationalen Kongressen teilgenommen, so 1874 am Anthropologenkongreß in Schweden, 1881 am Geologenkongreß in Bologna, 1888 an dem in London, 1891 an dem in Philadelphia, 1896 am Kongreß der Société géologique de France in Algier. Das Jahr 1897 führte ihn zum internationalen Geologenkongreß nach Rußland und dem Kaukasus; 1900 fiel die 200jährige Jubelfeier der Berliner Akademie der Wissenschaften fast zusammen mit dem Geologischen Kongreß in Paris anläßlich der Weltausstellung. Auf diesen Fahrten, zumal aber auf seinen Forschungsreisen hatte Zittel manche Unbequemlichkeit, auch gelegentliche Gefahr in Kauf nehmen müssen. Er erwähnte dergleichen mit heiterer Ruhe, nur wenn eben die Rede darauf kam.

Für den Laien besaß Zittels Vortrag ähnliche Anziehungskraft wie für seine Hörer. Als Zittel vor zahlreichem Publikum das „Wunderland am Yellowstone" beschrieb, das er gemeinsam mit Karl Schurz bereist hatte, herrschte atemlose Stille. Das Land am Yellowstone hatte Zittel gesehen auf seiner ersten Reise in die Vereinigten Staaten 1883 zur Eröffnung der Northern Pacificbahn, wobei er auch der Grundsteinlegung vom Kapitol der nach Bismarck benannten Stadt anwohnte. Er sah das Naturphänomen der Gejsir im Yellowstone-Park wieder anläßlich des Geologenkongresses in Philadelphia 1891.

Bei seinen Fachgenossen war Zittel beliebt; der ihm zu dankende Aufstieg der Paläontologie als selbständiger Wissenschaft gewann ihm internationales Ansehen. Seine Beurteilung anderer war wohlwollend und sachlich, auch im wissenschaftlichen Meinungsstreit; Unduldsamkeit lag ihm fern. Zittel selbst war Anhänger der Deszendenztheorie; dennoch versuchte er nicht, seine Schüler einzig auf diese zu verpflichten. Weitausgreifenden Theorien stand er ruhig prüfend gegenüber. Ja, wenn er eins seiner Forschungsergebnisse überholt sah, so zögerte er nicht, seinen Irrtum einzugestehen. Warnend erhob er auf dem Geologenkongreß in Zürich 1894 seine Stimme gegen die vorschnelle Überschätzung gefundener Tatsachen. Und in der letzten Rede, die er bei der alljährlichen Festsitzung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hielt, sagte er u. a.: „... Je weiter wir eindringen in das Wesen der Dinge, desto überzeugender tritt uns die Unendlichkeit dessen, was wir nicht wissen, vor Augen. Wäre es der Wissenschaft möglich, zur v o l l e n Wahrheit zu gelangen, so wäre ihre Aufgabe gelöst und jede weitere Tätigkeit überflüssig. Doch dahin wird es nicht kommen, kann es nicht kommen; die Lösung der letzten Fragen in jeder Wissenschaft liegt wahrscheinlich jenseits der Grenzen menschlicher Forschung. Diese Erkenntnis darf uns aber nicht hindern, daß wir immer der Wahrheit nachstreben — sehen wir doch, welche Wohltaten wissenschaftlicher Fortschritt der Menschheit gebracht hat. Als Trost mag uns Lessings Wort gelten, daß das R i n g e n nach Wahrheit dem B e s i t z der Wahrheit vorzuziehen sei."

Aus den Briefen Karl Alfred von Zittels

Congreß in Paris 1900

Paris, rue Chomel, den 15. August 1900.

Ich bin gestern wohlbehalten angekommen, nach ziemlich heißer Fahrt, Barrois ist noch nicht eingetroffen, wird heute kommen. Sein Freund hat mich in liebenswürdigster Weise empfangen und mich in der hübschen Wohnung installirt.

Paris, den 16. August 1900.

Abends war glänzendes Diner bei Gaudry. Unter den Gästen befanden sich Sir Archibald Geikie, Evans, Karpinsky, Tietze, Osborn, Hague, Stanislaus Meunier mit Frau und Tochter usw. Leider fehlen von den Veteranen der Geologencongresse viele, so daß ich anfange, zu den ältesten Säulen dieser Institution zu gehören. Die Abwesenheit von Sueß und Richthofen bedauere ich lebhaft. Das Diner war vorzüglich und ist mir sehr gut bekommen: freilich konnte ich erst gegen 3 Uhr einschlafen. Heute beginnt der Congreß. Wir haben um 10 Uhr eine Sitzung des Conseil und nachmittags die Eröffnungssitzung. Abends gibt die Société géologique dem Congreß einen „Punsch", bei dem ich als ehemaliger Vicepräsident nicht gut fehlen kann, sonst hätte mich ein mir angebotener Platz für die Oper in der Loge des Präsidenten Loubet sehr gereizt.

Paris, den 17. August 1900.

Die gestrige Eröffnungssitzung war recht gelungen. Der Minister des Unterrichts sprach vortrefflich. Ich bin einer der Vicepräsidenten und außerdem Präsident der II. Section, wodurch ich Samstag und nächsten Dienstag gebunden bin. Gestern Abend war „Punsch" in der Société géologique bis 12 Uhr nachts. Montag Diner bei Stanislaus Meunier, Dienstag Empfang bei Gaudry, Mittwoch beim Prinz Roland Napoleon. Donnerstag reise ich wahrscheinlich ab.

Paris, den 19. August 1900.

Hier in Paris geht Alles vortrefflich. Meine Gesundheit ist besser als je und ich fange wieder an, ein normaler Mensch zu werden. Die Hitze freilich wird von Tag zu Tag unerträglicher. Gestern mußte ich bei ca. 26° C in einem wahren Schwitzbad zwei Stunden lang präsidieren. Es gieng ganz ordentlich, obwohl ich ziemlich viel zu reden hatte und mehrfach mit meinem Französisch in die Discusion eingreifen mußte. Ich habe übrigens meinen recht kitzlichen „Rapport" sehr energisch vertheidigt und bin auch schließlich mit allen Resolutionen durchgedrungen.

Vormittags machte ich eine Wanderung durch die Ausstellung in der Umgebung des Trocadero. Es war fürchterlich heiß und man konnte sich darum recht gut in das Klima der tropischen französischen Kolonien versetzen, die hier ihre höchst interessante Ausstellung gemacht haben. Madagascar hat einen großen Pavillon mit einem Riesenpanorama, das ein sehr anschauliches Bild von diesem rothen Land gewährt. In der Tonkin Ausstellung begegnete ich dem Dey von Tunis mit großem Gefolge, welcher zufällig diese Abtheilung besichtigte. Im Anschluß an die Nachmittagsitzung fand die Besichtigung der Museen im Jardin des Plantes statt. Gaudry's neues Museum für Paläontologie ist mit außerordentlichem Geschmack aufgestellt, sehr reich und in mancher Hinsicht dem unsrigen überlegen. Immerhin können wir uns daneben recht gut sehen lassen. Ich habe, was Museumsfragen betrifft, Mancherlei hier gelernt. Gaudry und Frau machten in liebenswürdiger Weise die Honneurs. Ein Buffet bot Champagner, Eispunsch und Bier. Für den Abend gab es Karten in die große Oper und Comédie française. Ich

wählte letzteres und nahm Rothpletz* mit. Die Luft im Theater war entsetzlich, die Aufführung vorzüglich.

Heute ist Sonntag. Ich werde etwas ausruhen, Vormittags eine Wanderung durch den Louvre machen und die herrlichen Sammlungen dort anschauen. Nachmittags 3 Uhr hat uns der Präsident Loubet zu einer Matinée in die Champs Elisées eingeladen.

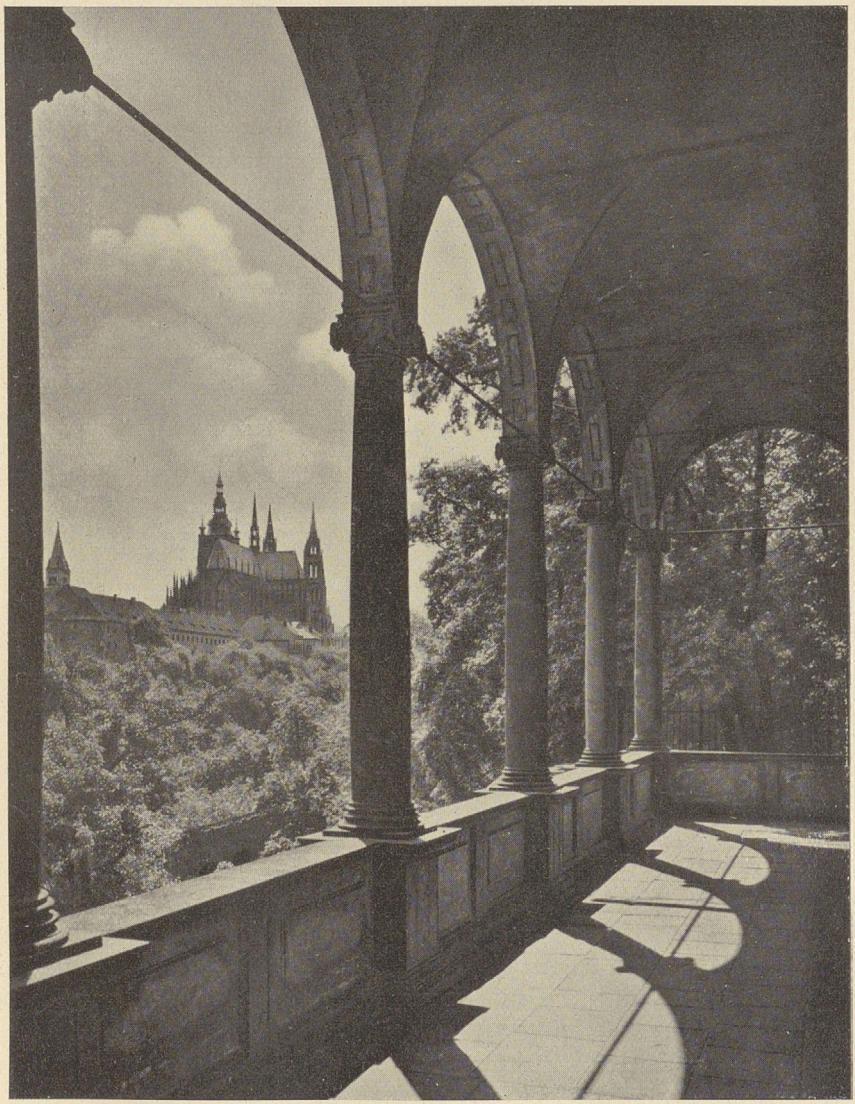
Ich habe Dienstag noch einmal das Präsidium zu führen, gedenke aber Mittwoch Abend abzureisen. Pompeckj ist gestern angekommen. Die Zahl der Deutschen ist enorm. Von den 4 fungierenden Vicepräsidenten gehören drei (Zirkel, Zittel, Schmeißer) dem deutschen Reich, einer (Sir Archibald Geikie) England an.

Paris, den 20. August 1900.

Gestern war es hier unerträglich heiß, staubig und schwül, so daß die Einladung in den herrlichen Garten des Elyseischen Palastes durch den Präsidenten der Republik eine wahre Erholung bot. Es waren ca. 4000 Personen eingeladen. Im Garten waren 4 Bühnen errichtet, auf denen abwechselnd die merkwürdigsten Aufführungen geboten wurden. Ein reich ausgestattetes Buffet lieferte alle erdenklichen erfrischenden Getränke. Unter den Aufführungen waren die internationalen Tänze und sonstigen Darstellungen von größtem Interesse. Eine japanische Truppe spielte in japanischer Sprache ein zweiaktiges Schauspiel, in dem schließlich die Hälfte aller Darsteller ermordet wurden. Singalesische Tänzer ergötzten uns durch ihre ernsten, feierlichen Bewegungen, die mit den feurigen Spanierinnen sehr contrastirten. Das Ballet war durch eine prächtige Szene aus Gluck's „Orpheus" vertreten. Die berühmte Cleo de Merode, deren Bild in München überall zu sehen ist, zeigte uns ihre zierlichen Bewegungen.

Die Gesellschaft selbst war äußerst mannichfaltig zusammengesetzt. Alle bei Gelegenheit des Congresses mit Orden bedachten Persönlichkeiten nebst ihren Damen waren eingeladen, außerdem die Mitglieder von drei oder vier internationalen Congressen. Herr und Frau Loubet begrüßten beim Eintritt die ankommenden Gäste, welche meist in Straßenkostüm, theilweise auch im Frack erschienen. Es waren sehr viele schöne Frauen in reizenden Toiletten anwesend. Das Fest dauerte von 3–½7 Uhr.

* August Rothpletz, Schüler Zittels und sein Nachfolger in der geologischen Professur zu München. Die paläontologische Professur ging auf Prof. J. F. Pompeckj über.

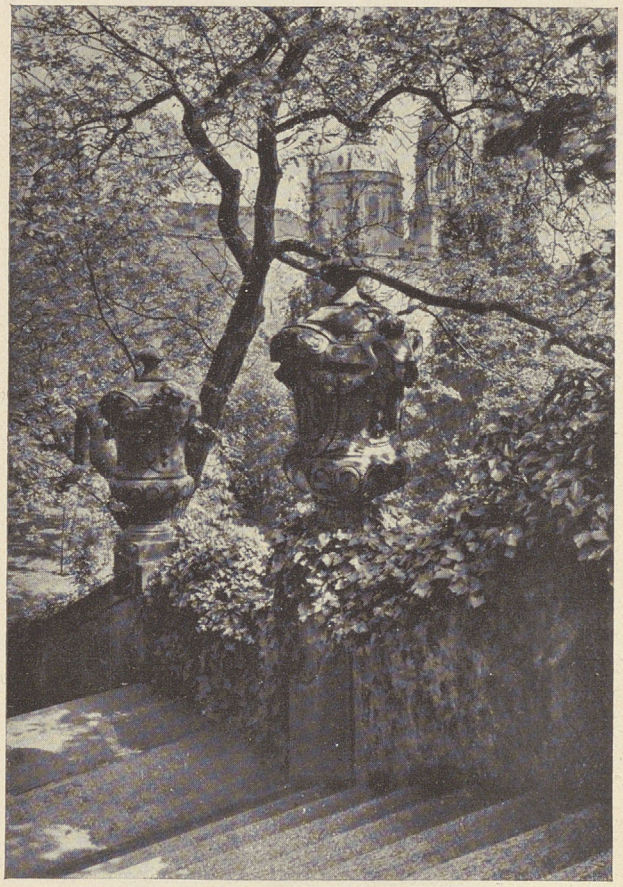


Hradschin vom Belvedere aus

OSKAR SCHÜRER

Prag, Bild der Stadt

Wer vermöchte diese Stadt mit Worten gebührend zu schildern? Durch die Jahrhunderte erklingen die rühmenden Berichte großer Europäer. Sie preisen die stolze Gebärde der Hügelstadt, sagen von ihren Domen, ihren Burgen, von den vielhundert Kuppeln und Türmen, die sie überschwingen. Sie wissen von der



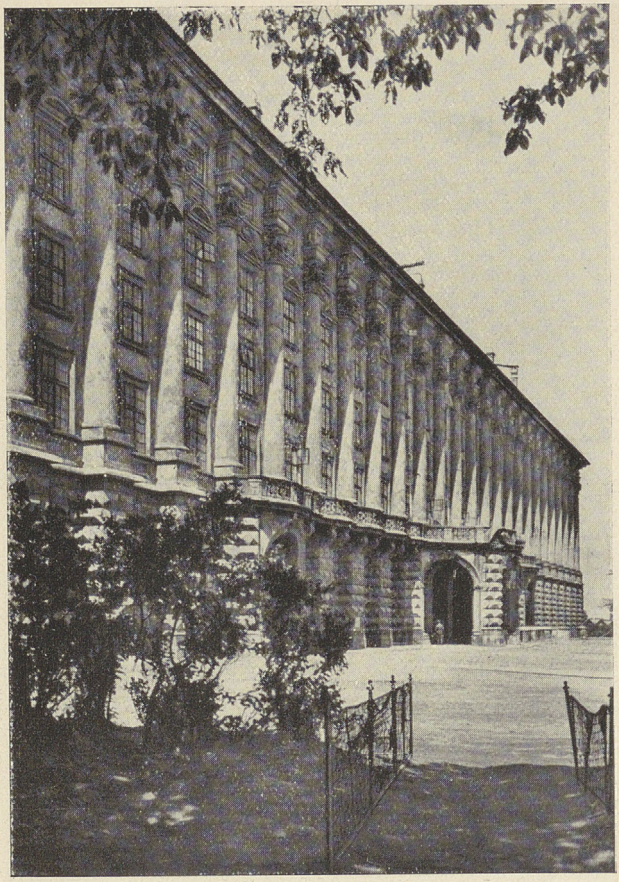
Im Wrtba-Garten

Verwunschenheit zerfallender Quartiere, vom Raunen uralter Gärten und vom Zauberton der nächtlichen Moldau. Und immer wieder beim Anblick dieser Stadt erinnern sie an Rom. Ja wahrlich: als ein anderes Rom, als das des Nordens, muß man diese Kaiserstadt grüßen. Mit solchem Gruß nimmt man auch alle Schilderung schon wieder zurück, muß eingestehen, daß hier gleich wie in der Tiberstadt nach allem Lob und allen Worten die Wirklichkeit selbst doch nur viel mächtiger aufsteht, aller begrifflichen Nachformung höhnt. Daß hier wie dort ein Lebendiges steht in seinem Reichtum und in seinem Wechsel. Ein Schicksal, das nur gleichnisweise in Bau und Mauern seinen Ausdruck schuf.

Dies Schicksalhafte rührt uns an, das hier im Stein sich prägte und nach Gesetzen eines eigenen Lebens sich entwickeln mußte zur Gestalt. Wie aber packen wir diese Gestalt! Sie hütet ihr Geheimnis wie alles Lebendige. Und glauben wir heute ihr Stichwort zu halten, so wirft sie uns morgen ein anderes hin und leugnet das Gestern. Das treibt nicht nur aus der historisch bedingten Vielgründigkeit ihrer Erscheinung — es wurzelt in ihrem Wesen. Das wandelt sich unter der Stimmung des Betrachters. Hier ward nicht einmalige Form, die uns zwingt — wie überall, wo lateinischer Geist die Zeiten bannt. Hier ist der Kampf zwischen Form und Unform noch nicht ausgetragen. Was als Gestalt uns entgegentritt, es ist nur augenblickliche Schwebe im ewigen Auf und Nieder dieses Kampfes. Wir leben ihn mit, wo wir betrachten. Werden selbst zur Formung aufgerufen.

Da ragt der Hradschin gegen den Strom. Gerade wo dieser zum großen Bogen ausholt, stößt der Berg vor, treibt große Bewegung ins Bild. Der Kampf beginnt: aus der Waagerechten des Stromlaufs steigen die Hänge, dichte Bebauung staffelt sie hinauf. Doch von der langen Flucht der Burgtrakte oben werden sie wieder zur Waagerechten geebnet, zu großer Entsprechung zum Stromlauf unten. Das aber staut nur den Höhendrang des Gesamtbilds: mit gesteiger-

ter Wucht stößt er hinter der Burgwand empor im trotzigen Koloß des Veitsturms, dem wenige Schritte ostwärts die hellen Türme von St. Georg Echo geben. Architektonische Kraft ist hier wunderbar gesammelt. Die Kleinseite unten mit Kuppeln und Türmen und der Dächervielfalt schafft das Fundament, die Hradschinstadt mit Palästen und Klöstern deckt ihr den Rücken, den die Moldauhänge umzirken.

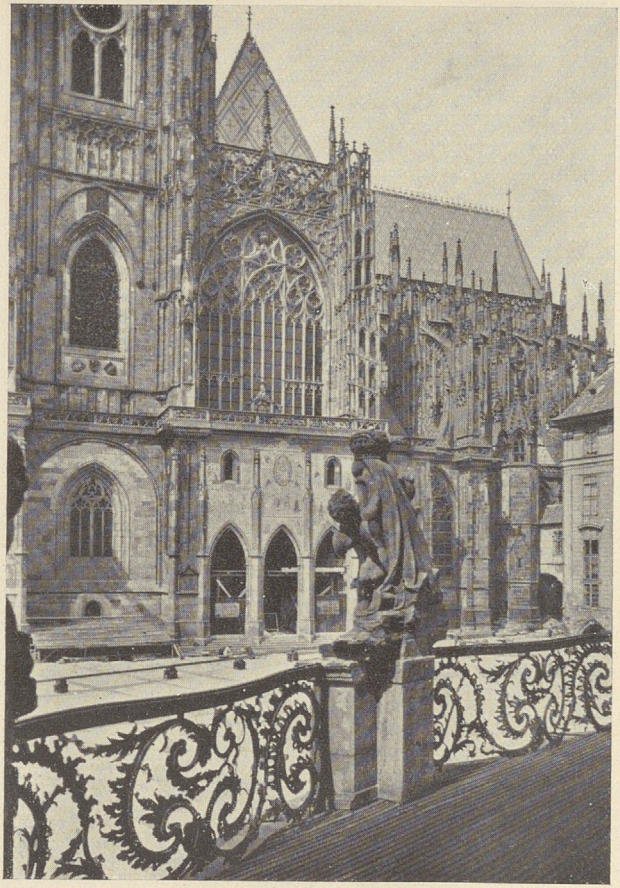


Palais Czernin

Jetzt aber beginnt die hier gesammelte Spannung zu wirken: sie treibt hinüber über den Strom. Die steinerne Brücke Karls IV. wirkt wie Verleiblichung dieser rückschlagenden Spannung: in kraftvollen Bögen greift sie hinüber zur Altstadtseite, verankert sich mit festem Brückenturm am Uferrand, staut sich im Block der Bürgerstadt, in ihren Türmen, in der ragenden Kirche am Teyn. Ein heroisches Gegenüber: die breit aufsteigende, königlich gefügte Burgsilhouette über dem Strom, die soviel Licht auffängt mit ihrer Breitseite gegen Süden — der dunkle Block der Altstadt ihr gegenüber, vom Strom und dem Ringsystem der einstigen Gräben fest umgürtet. Das schafft ein architektonisches Widerspiel von Klang und Gegenklang, dem man fast erschrocken lauscht. Das reißt herüber, hinüber — droht zu zerreißen. Bis ins 19. Jahrhundert war die Karlsbrücke die einzige Kette, die beide Gewichte band. Die Heiligen auf der Brücke stehen wie im Sturm, ihre Gewänder wehen.

Aber der architektonische Schwung, der im Hradschin anhebt, wird von der Altstadt nicht restlos aufgesogen. Er treibt über sie hinaus in die breiteren Gelände der Neustadt, wo weite Plätze ihn mildern, ihn in die verschiedenen Richtungen verstreuen und auslaufen lassen an den Hügeln, die dort das Weichbild säumen. Türme und hohe Kirchenbauten spannen auch hier noch das Bild.

Dies ist das Kraftfeld, in dem diese große Stadtschöpfung sich begibt. Man muß es plastisch herauslesen aus dem Gelände, muß spüren, wie die umzirkenden Hügel die Mulde bilden, in der Architektur sich sammeln kann, in der sie zu-



Vor dem Veitsdom

sammengeschmolzen wird mit dem Strom. Man muß begreifen, wie innerhalb dieses begrenzten Wirkungskreises die architektonischen Gewichte sich gegenseitig ausspielen mußten nach dauernden, sinnvollen Gesetzen. Hier war kein Platz für Willkür. Die Generationen fügten sich dem vorgegebenen Gebot. Und indem sie sich fügten, schufen sie die künstlerische Gestalt, die uns ergreift.

In dieser das Stadtbild begründenden Figur spielt nun unterm Hin und Her des Schauens und Wanderns der Wechsel des Lebendigen.

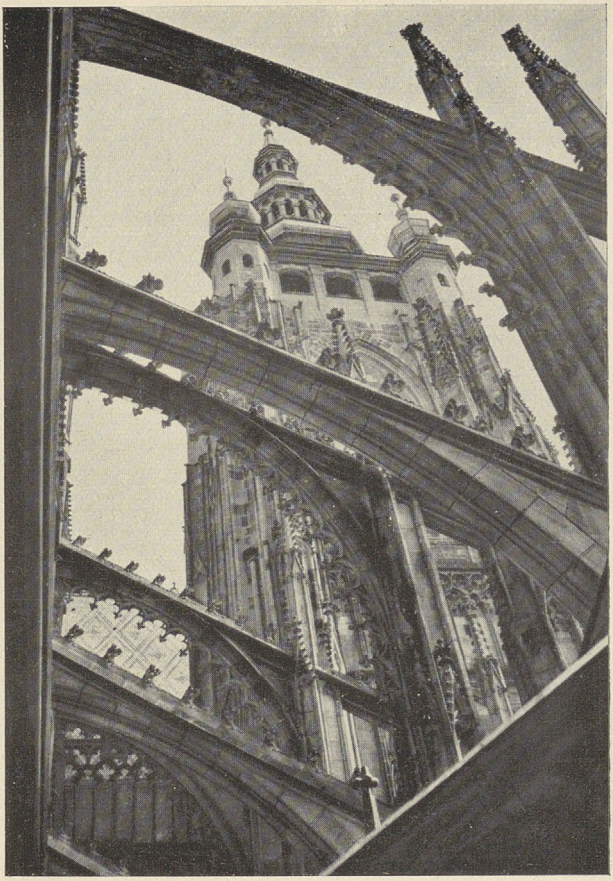
Gehen wir von der Karlsbrücke stromabwärts und wenden uns zurück, so fallen die Horizontalen: als einzige Senkrechte steigt der Hradschin auf. Die langen Trakte der Burg saugt die Fluchtlinie auf, die Kleinseite liegt hinter dem Burgberg verborgen. Der stößt mit seiner Kante uns entgegen, seinen Vorsprung betont der schwarze Turm. Darüber St. Georg, darüber der Veitsdom. (Der Domausbau im Westen, der den heutigen Gesamtausbau so matt macht, ist von hier aus dem Blick entzogen. Wir sehen den steil aufgehenden Leib des Chors, ihm zu seiten den Turm.) Aufbau der Gotik, lotrecht auf dem in die Tiefe stoßenden Stromlauf.

Solch andere Sicht verändert das ganze Stadtbild von hier aus. Diese Aufgipfelung des Hradschin steht nicht mehr im Gegensatz zum Block der Altstadt — eine gleichgerichtete Beziehung entsteht: Hradschin als Krönung des Altstadtmassivs. Jetzt bindet der Strom. Und wir spüren, wie die betonte Senkrechte des Hradschin nun auch die Senkrechtmotive der Altstadt belebt und steigert, wie von hier aus der Turmrhythmus ganz anders aus dem Häusermassiv stößt als von der Brücke aus. Man denkt an alte Stiche, welche den Stadtkörper des mittelalterlichen Prag — fast noch der begrifflichen Vorstellung folgend — in die Vielheit der Türme zersplittern.

Aber auch dieser Eindruck wird wieder aufgehoben, sobald wir stromaufwärts wandern, unter der Burg vorüber, dem Wyschehrad zu. Von dort aus scheint die Alt-

stadt untertänig dem Hradschin entgegenzudrängen. Der breite Burghügel nimmt den Stadtdrang an. Der Strom, an den sich die Altstadt nun anschmiegt, festigt das Bild.

Wieder anders rhythmet sich das Ganze, wenn wir es von den Moldauhöhen des Westufers aus betrachten, vom Laurenziberg (Petřín). Wir stehen höher als der Hradschin: die Waagrechten der Burgtrakte schmiegen sich fast sanft an die Mulde der Kleinseite, aus der nur St. Niklas als starker Einzelklang heraufтönt, suchen weiter über die Moldau hinüber und verlaufen sich im reichen Formgetriebe der Stadt.

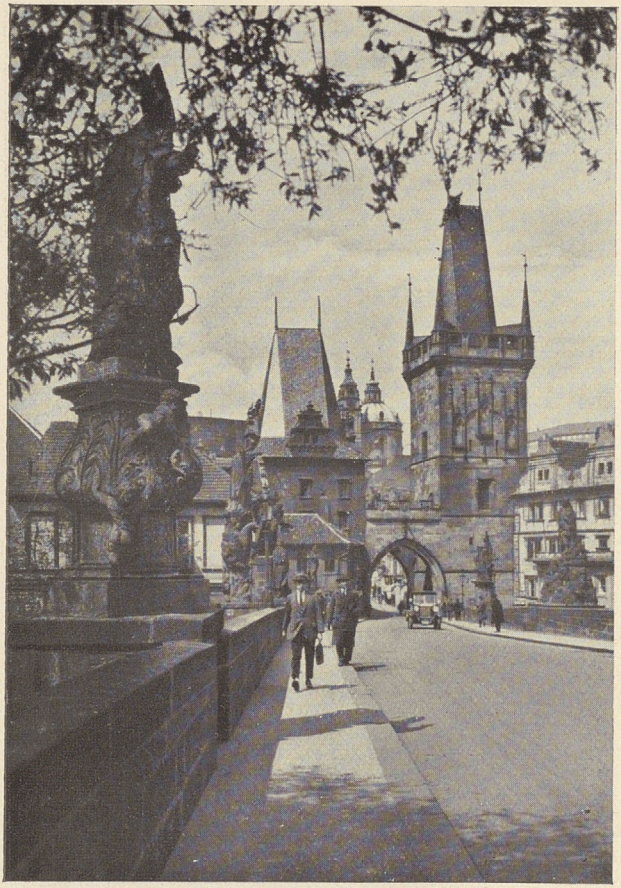


Veitsturm

So legen wir auf solchen Wanderungen Sicht über Sicht und spüren in ihrem Übereinander, wie zuletzt doch wieder der erste beherrschende Eindruck durchstößt: Hradschin gegen Altstadt — er, der das Stadtbild schuf, der es dauernd durchstählt.

Über ihm als Grundton baut sich dann der Dreiklang auf, zu dem die Sondertöne der Städte zusammengehen: Kleinseite mit Hradschinstadt, Altstadt und Neustadt. Man spürt noch heute, daß sie durch Jahrhunderte als selbständige Gemeinwesen sich entwickelt haben. Eine jede wahrt ihren eigenen Charakter. Auf der Kleinseite unter dem Hradschin mischen sich zwischen die Bürgerhäuser, stolze Adelssitze, die der Nachkrieg im Barockzeitalter hier aufgeführt hat: Paläste der Czernin und Nostiz, der Lobkowitz und Thun, der Schönborn und Fürstenberg und der andern. Sie sind geladen mit Leben und Traum, voll Pracht und düsterer Sage. In seinen Mauern brütet der Waldsteingarten, friedliche Insel hinter des Friedländers prächtigem Palast, seinem Lauernest in den unentschiedenen Jahren. Von den Höhen fallen Barockgärten nieder mit den Terrassen und Loggien und stolzen Treppenläufen bis hin an die Straßen. Klosterkirchen liegen wie im Traum unter alten Bäumen, Laubengänge kränzen den Ring, in dessen Mitte St. Niklas mit seiner hohen Kuppel Raum schöpft.

Wie anders drüben über dem Strom: die Altstadt. Hier treibt anderer Rhyth-



Die Karlsbrücke
Phot. Verlag Georg D. W. Callwey

mus. Es wimmelt von Gäßchen, Durchgängen, Winkeln, von alten Höfen mit geigespielenden Musikanten, von kleinen Buden und Kramläden unter den Lauben, von der Menge geschäftigen Volks. In der Mitte weitgezirkt der große Platz mit Rathaus und Teynkirche einander gegenüber — ein stolzer Raum. Ganz nahe das Viertel, wo einst das Ghetto stand. Nur die alte Synagoge und weniges andere blieb vor der Niederreißung dieses pittoresken Spuks bewahrt; fremd steht sie zwischen protzigen neuen Häusern. Prunkvolle Kirchen wieder; Barock in mittelalterlichem Gehäuse. Und armseligstes Winkelwerk daneben. Weiter stromabwärts das Petersviertel, erste Ansiedlung der Deutschen, denen die Herzöge hier nach ihrem Recht zu leben gestattet hatten. Im gotischen Umbau der Peterskirche steckt noch der Kern eines romanischen Kirchleins. Hier tobte ein grotesker Kampf zwischen Alt und Neu: neben halbverfallenen Spelunken schossen modernste Geschäftshäuser empor, am Kai nebenan erstanden Universitäts- und Ministerienbauten.

Um diesen Kern die Neustadt des 14. Jahrhunderts. Hier sollten die lauten Gewerbe hausen — hier hausen sie auch heute wieder. Hier ist die Moderne eingezogen ins alte Stadtbild. Dieses lebt noch in großen Plätzen, geregelten Straßensystemen, in Pfarrkirchen der Gotik und einigen Klöstern, in vielen Bürgerhäusern aus der Barock- und Empirezeit, die teils schon im Abbruch stehen. Hier stößt heutiges Leben mit voller Wucht ins alte vor. Das wehrt sich noch mit manchem Turm und mancher Kuppel. Vom höchsten weitesten Punkt aus grüßt noch der alte Karlshof, hinüber über das schwingende Stadtgelände, hinauf zum Hradschin, zum Hüter der Jahrhunderte. So schlingt diese Kaisergründung das Band zurück zum Stadtkern. Immer wieder und von überall her kehrt man zu ihm zurück.

Oft aber ist er den Blicken ganz entschwunden. Dunstmassen sammeln sich im Kessel zwischen den Hügeln. Dunstschleier weben die Hügel und den vorstoßenden

Hradschin ein. Dann läuft die Sicht, die Brücke, der Raumdrang der Altstadt wie ins Leere. Dumpf lagert die Kleinseite dann am Strom, und ihr Brückenturm steht wie verwaist, des größeren Halts von oben beraubt. Dann ist es, als ob der Pulsschlag dieses Stadtgebildes auf Momente aussetze, als ob das Ganze zerfallen müsse. Gebannt liegt der Strom. Die Altstadt duckt sich tief. Doch ob der Beherrscher der Sichten auch im Dunst ganz verhüllt ist, man spürt ihn doch, wie unsichtbares Drängen. Er pocht im Blut dieser Stadt. Im Gegendrang der Altstadt erkennt man, wo der Riese sich verborgen hält. Und plötzlich reißt ein Lichtstrahl wieder ins große Blickfeld.

Ja, dieses Lichterspiel über dem alten Gestein! Wenn in Frühlings- oder in Herbsttagen die Wolken ziehen, dann geschieht's, daß beschattete Türme in der Altstadt dunkel drohend über helleuchtenden Plätzen ragen, daß drüben am Strom die ganze Burgfront weiß steht vor dem gewittrig dräuenden Dom. Dann raunt ein Auf und Nieder der Lichter über die Stadt hin wie Wellenschlag, und alle Architekturformen beginnen wieder aufzuschmelzen in Musik. In ihrer innersten Bewegtheit taumelt die Stadt. Zwischen Düsterkeit und plötzlichem Leuchten oszilliert dann der Prager Stein, dieser grauwitternde Stein, der so viel Farbmächtigkeit in sich birgt. Am längsten hält der vom Weißen Berg seine Helligkeit: feinporig gleißt er im Sonnenlicht. St. Georg verdankt ihm sein Leuchten. Im Veitsdom dunkelt der derber gekörnte von Schlan und von Brandeis, kräftiger als der Plehner Kalk, für die gotische Konstruktion notwendig. Breit und warm steht der Stein dagegen, den der Barock aus den Brüchen von Žehrovice unweit Kladno sich holte. Ein sinnlich warmes Goldgelb strahlt er aus. Kraftvoll treibt er die Form heraus. Darum liebte ihn der Barock für seinen starken Ausdruck. Jetzt bringen die Bahnen Steine aus der Slowakei: kühl, ausdruckslos schärfen sie die Fassaden einer falschen Moderne. Da steht der sachliche Beton noch aufrichtiger gegen das Alte: der gemachte gegen den gewachsenen Stein.

Die Lichter spielen hin über sie alle, schaffen aus Gegensätzen die große Fuge der Farben. Die Prager Atmosphäre überzieht sie mit dunkler Patina. Oft bricht diese Farbmächtigkeit auf im Abendleuchten. Dann erst erklingt der Gesang dieser Stadt in seinem großen Ineinander von Farbe und Form.

*

Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Georg D. W. Callwey, München, bringen wir hier das Eingangskapitel aus dem grundlegenden Buche des Kunsthistorikers Oskar Schürer, „Prag. Kultur, Kunst, Geschichte" (RM 9,50. Mit vielen Bildern), das in einer vollständig durchgearbeiteten Neuauflage erscheint. In zwei große Abschnitte: „Schicksal" und „Gestalt" hat Schürer den Stoff gegliedert, und er beschwört mit visionärer Kraft die schöpferische Aufgabe, die Prag durch seine Lage und die geschichtliche Entwicklung zufiel, und zu gleicher Zeit die schicksalhafte Tragik, die immer über dieser Stadt gelegen hat. Stadtpläne, eine willkommene Zeittafel und ein ausführliches Personenregister sind wertvolle Beigaben dieses wichtigen Werkes. Die Schriftleitung.

Der neue deutsche Fernseh-Einheitsempfänger.

KURT WAGENFÜHR

Entwicklungsmöglichkeiten des Fernsehens

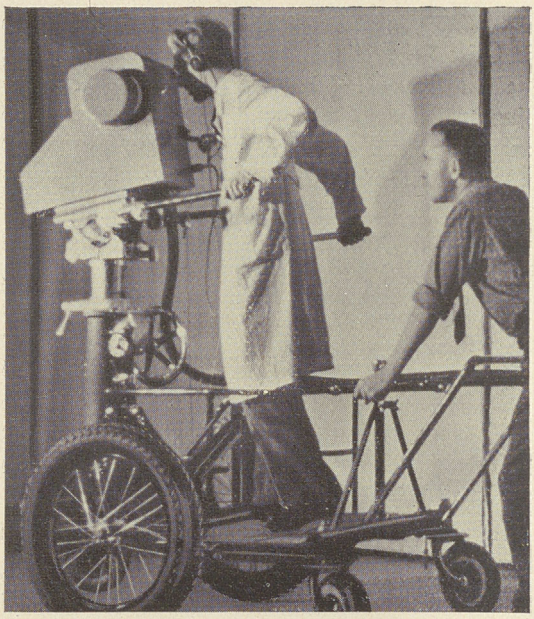
Die 16. Große Deutsche Rundfunk-Ausstellung, die Anfang August ihre Pforten geschlossen hat, trug zum ersten Male in ihrem Titel die Bezeichnung „. . . und Fernseh-Rundfunk-Ausstellung". Wir haben seit fast einem Jahrzehnt auf den Rundfunkausstellungen Fernsehdemonstrationen gesehen. Da waren Bilder von 90 Zeilen und weniger, auf denen die Umrisse der Gegenstände und Personen uns zunächst noch schattenhaft erschienen. Wir ahnten damals bereits einige von den Möglichkeiten, die das Fernsehen in sich bergen könnte, aber wir wußten mit den Bildern noch nichts anzufangen. Sie überzeugten uns nicht, und wir glaubten, daß die Entwicklung einen so langen Weg vor sich haben würde, daß wir ihn nicht bis zu einer gewissen Vollendung verfolgen könnten.

Die Techniker und Wissenschaftler verwirklichten den Märchentraum, in die Ferne sehen zu können, schneller als wir annahmen. Mit der Einführung der

180-Zeilen-Norm (1935) wurden uns Bilder geboten, die bereits unseren Ansprüchen genügen konnten. Die Güte steigerte sich mit den 441-Zeilen-Bildern (im Zeilensprungverfahren), die seit Herbst 1938 gesendet werden. In diesem Jahre ist nun mit der Rundfunkausstellung der Fernseheinheitsempfänger der Öffentlichkeit vorgestellt worden, der gegen Ende dieses Jahres auf den Markt kommen wird, und damit ist ein wesentlicher Schritt zur Fernseherschließung, zum Einzelempfang getan. Bisher verfolgten wir die Programme, die allabendlich von 20 bis 22 Uhr gesendet wurden, in Fernsehstuben; bald wird der Erwerb eines nicht teueren Gerätes vielen möglich sein. Der neue Empfänger stellt eine Gemeinschaftsarbeit dar, die unter Führung der Deutschen Reichspost von fünf Firmen (Telefunken, Fernseh A.G., Lorenz, Löwe und Te Ka De) ausgeführt wurde. Das Gerät kostet RM 650 — es ist nicht größer als ein Rundfunksuperhet und stellt das Modernste dar, das zur Zeit geboten werden kann. In den Stunden, in denen der Bildsender nicht arbeitet, wird auf Ultrakurzwellen das Programm des Deutschlandsenders verbreitet werden, so daß im begrenzten Umfange auch ein Rundfunkempfang möglich ist.

Der Bildschirm zeigt eine bemerkenswerte Neuerung. Die Röhre, auf der das Bild erscheint, ist nicht mehr gewölbt, sondern flach. Durch diese Konstruktion, die bei dem hohen Vakuumdruck (über 3000 kg!) nicht leicht zu lösen war, ist das Bild nicht mehr „über die Walze gezogen", es bringt also keine Verzerrungen. Die Braunsche Röhre, die früher etwa die halbe Mannshöhe hatte, ist auf rund 40 Zentimeter Länge heruntergedrückt worden, so daß sie bequem waagerecht (bisher stand sie senkrecht, das Bild wurde im Schrägspiegel gesehen) im Empfänger untergebracht werden konnte. Die Bedienung des Gerätes ist sehr einfach, wenige Handgriffe genügen, um Tonstärke, Bildhelligkeit und Kontraststärke einzustellen.

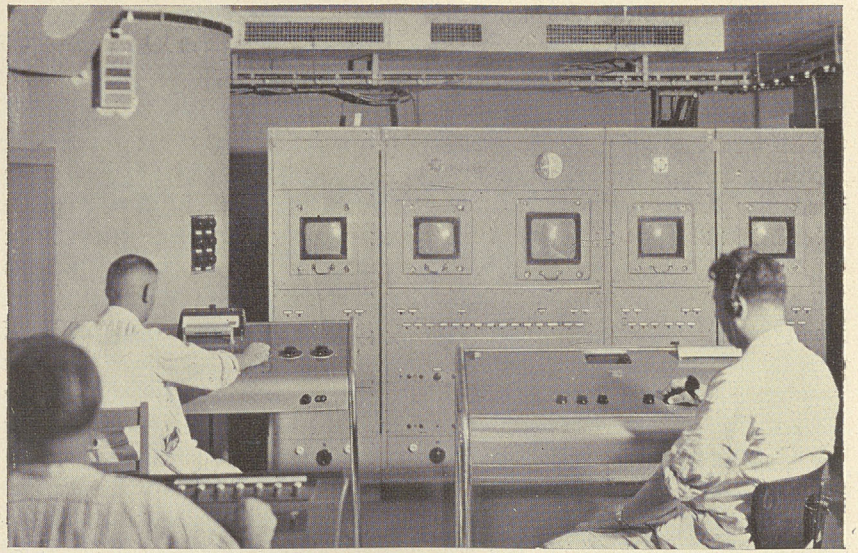
Mit der Rundfunk- und Fernsehrundfunk-Ausstellung hat auch ein neuer Programmabschnitt begonnen. Rein äußerlich zeichnete er sich bereits seit einigen Wochen in der Erweiterung des täglichen Programms um 20 Minuten ab, die in erster Linie einem gesprochenen Nachrichtendienst vorbehalten blieben. Das ist aber nur ein Anfang. Ein solcher Dienst muß naturgemäß einmal dazuführen, daß die vorgelesenen Nachrichten durch aktuelle oder historische Filmstreifen, durch Photos oder Diapositive „illustriert" werden. Hier liegt eine große und gewiß nicht leichte Aufgabe für den Fernsehrprogrammdienst, der seinem ganzen Wesen nach immer nach dem Bilde drängt. Das Auge — wenn auch leichter ermüdend als das Ohr — fordert das Bild zum Wort, es will Formen sehen, Bewegung und Geschehen, wobei wir sogleich bedenken müssen, daß sie so stark wirken, daß das Wort sparsamer, aber inhaltsschwerer eingesetzt werden muß. Dieser Nachrichtendienst wird beispielsweise allabendlich die Wetterkarte umfassen und bis zum Filmstreifen gehen, der von der Ankunft eines berühmten Gastes in der Reichshauptstadt wenige Stunden vor der Sendung aufgenommen worden ist. Voraussetzung ist naturgemäß ein reiches Bildarchiv und ein sehr schnell arbeitender Filmtrupp. Das Archiv wird zur Zeit angelegt, in naher Zukunft wird ein Filmtrupp allein für Berlin eingesetzt werden, den zwei weitere, die für größere



Der Kameramann auf Rädern. Über die Kopfhörer erhält er seine Anweisungen vom Regieraum.

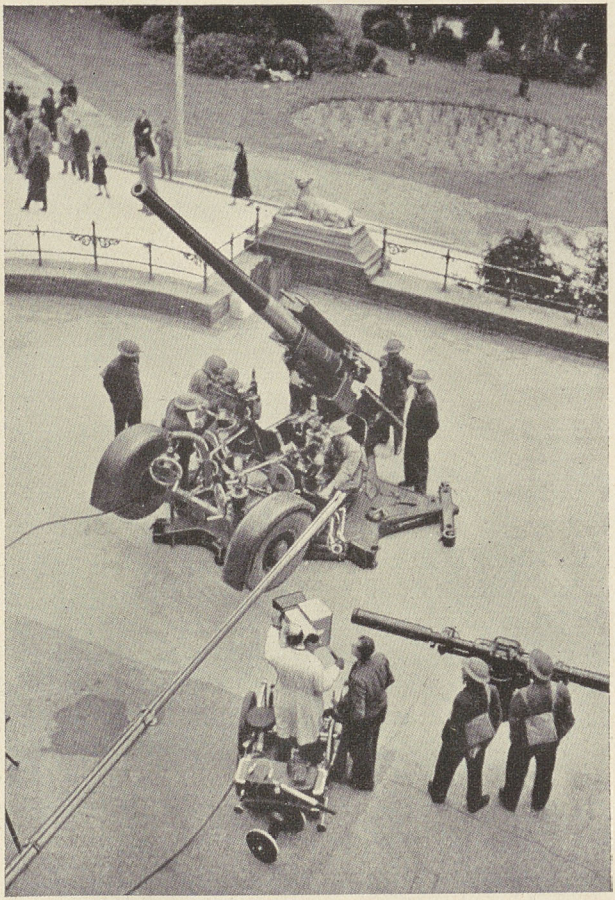
Aufgaben vorgesehen sind, noch unterstützen können. So einfach diese Worte klingen mögen: es bedarf einer höchst sorgsam aufgebauten und komplizierten Organisation, um wirklich den „illustrierten Tagesdienst" einzurichten.

Auf der Ausstellung aber hat der Programmdienst einen Sendeplan durchgeführt (vom 28. 7. bis 6. 8.), der rein zeitlich alles in den Schatten stellte. Der Sender arbeitet mit ganz geringen Sendepausen von morgens 10 – 22,20 Uhr nachts! Zeitlich ist also der Umfang eines Rundfunkprogramms durchschnittlicher



Regieraum im deutschen Fernsehsender. Auf dem mittleren Fenster erscheint das Bild, das gesendet wird. Rechts und links erscheinen die Szenen, die von einer Kamera aufgenommen werden; ein Bild wird jeweils eingeblendet (siehe Drehknöpfe). Links der Spielleiter, rechts am Tisch der Ingenieur, der nach den Anweisungen des Spielleiters auch die Kommandos an den Kameramann gibt.

Länge erreicht. Allgemein wird man sagen können, daß dieser Tagesdienst wahrscheinlich später nicht die Norm bleiben wird. Kein Mensch kann so lange den Sendungen folgen, außerdem werden die meisten Zuschauer nur während eines Bruchteiles der Sendezeit zu Haus vor dem Empfänger anzutreffen sein. Ferner ist es durchaus nicht nötig — dafür spricht bereits eine Reihe von Beispielen — musikalische Darbietungen auch im Bilde zu zeigen. Hier kann der Rundfunk einsetzen und sich mit dem Fernsehdienst zu einer zweckmäßigen Gemeinschaft zusammenfinden. Man wird annehmen können, daß ein kommendes Tagesprogramm morgens zwischen 7 und 8 Uhr mit der Frühgymnastik beginnt. Diese Übungen kommen im Bilde ausgezeichnet, und es wird sich als höchst vorteilhaft erweisen, Bewegungen im Bild zu zeigen, damit sie jeder auch wirklich richtig macht. Ein Beispiel kann weit besser erläutern als die schönsten und klarsten gesprochenen Erklärungen; selbst bei großen Turnfesten, bei denen ja die Mitwirkenden bereits regelrecht trainiert sind und viele Proben hinter sich haben, wird eine Übung immer noch einmal optisch vorgeführt. Sicher ist der helle Morgen keine gute und richtige Fernsehzeit, aber die Sendung soll ja auch nicht während der ganzen Dauer mit größter Aufmerksamkeit verfolgt werden, sondern man soll einmal hinsehen, sich nach ihr gewissermaßen nur orientieren, sie als Kontrolle für die eigene Übung benutzen.



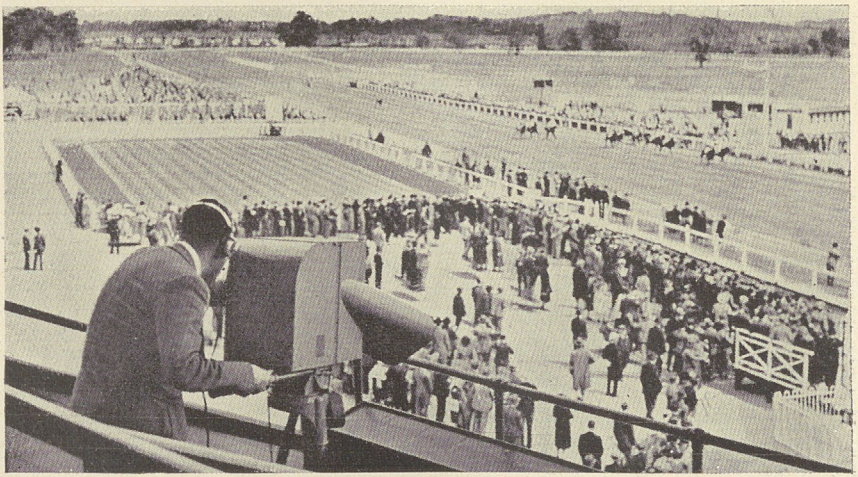
Die englische Fernsehkamera vor einem Flak-Geschütz bei einer Luftschutzübung.

Der zweite Abschnitt wird später sicher in den Vormittagsstunden liegen und

durch Schulfernsehsendungen ausgefüllt sein. Über ihren Wert brauchen wir hier kein Wort zu verlieren. Diese Programme werden wegen der bildhaften Einprägsamkeit eine ausgezeichnete, fast ideale Ergänzung zum Lehrplan bilden. Inwieweit einmal die Mittagsstunden schon einen ersten Tagesdienst bringen werden, soll hier nicht diskutiert werden; die Fernsehentwicklung hat oft schon Bahnen eingeschlagen, die man nicht erwartet hat, lassen wir also Voraussagen, wo sie nicht notwendig sind. Dagegen wird der Nachmittag bereits wieder Programme bringen, die sich in erster Linie an Kinder und Frauen wenden werden. Die Hauptprogramme liegen dann naturgemäß in den Abendstunden.

Eine Anzahl von diesen Betrachtungen fand bereits in dem täglichen Programm ihren Niederschlag, das ab 7. August gesendet wurde. Von diesem Termin ab verbreitet unser Fernsehsender ein Nachmittagsprogramm, das neben Zeitdienstsendungen (die Beleuchtung ist günstig!) von der Straße, von Sportplätzen oder sonstigen Stellen Berlins auch Kinder- und Frauenstunden vorsieht. Es ist dabei unseres Erachtens durchaus richtig, daß sich diese Stunden aus kleinen Einzeldarbietungen zusammensetzen; das „schwere", wichtige und umfangreiche Sendegut muß den abendlichen Zeiten vorbehalten bleiben.

Es bleibt sicher noch ein Problem, wie die Sommer- und die Wintersaison gegliedert werden muß. Wir haben gerade erst eine Erfahrung mit Vormittags- und Nachmittagssendungen von kaum 14 Tagen hinter uns. Zunächst scheint es, als ob das Fernsehen eine „winterliche" Kunst ist, als ob es den Stunden vorbehalten bleiben müßte, in denen die Dunkelheit oder mindestens die Dämmerung regiert. Das hat einmal technisch-praktische Gründe. In der Dunkelheit erst ist das Fernsehbild gut, im Herbst oder Winter sucht man das Zimmer auf, und „am Abend schätzt man erst das Haus". An einem schönen Sommernachmittag hört man sich zwar Rundfunkmusik auf dem Balkon gern an, aber man geht nur



Die BBC überträgt das Northolt-Derby.

G. B. Shaw im Fernsehsender.

Foto: Archiv Wagenführ (BEC, Telefunken, Fernseh-A.G.)

ungern aus der Wärme und dem Licht ins Zimmer, um sich in der bedrückenden Schwüle des geschlossenen Raumes Bilder zu betrachten.

Nun zum Abendprogramm, und zwar zum ersten Teil von 20 bis 21 Uhr. Es ist in sorgsamen Beobachtungen in Fernsehstuben festgestellt worden, daß vor allen Dingen die Wochenschau und der Zeitdienst gefallen. Wir ziehen schnell einen Vergleich mit dem Rundfunk, der uns ja noch gewohnter ist als das Fernsehen. Ich zweifle nicht, daß — von Sonderfällen abgesehen — der Nachrichtendienst die Sendung ist, die am meisten, aufmerksamsten und mit dem größten Bewußtsein im Rundfunktagesprogramm abgehört wird. Wir betonten dies früher bereits einmal. Man schaltet sich bewußt auf ihn ein, man unterbricht gewohnte Beschäftigungen, um das Neueste zu hören. Hier liegt auch die Erklärung: diese Sendungen versprechen ihrem Wesen nach und erfahrungsgemäß, daß sie täglich etwas Neues bringen. Sie sind ihrer ganzen Natur nach rundfunkgemäß: sie verraten im Titel nichts vom Inhalt, nur daß er etwas noch nicht Bekanntes bringt. Die göttliche Neugier, die Triebkraft für vieles Geschehen, wird befriedigt werden — was braucht es mehr an Anreiz? Der Fernsehprogrammbetrieb muß aus diesen

Erfahrungen lernen und viel Kraft, Zeit und Ideen auf diese Sendungsgruppe konzentrieren. Er kann dabei andere Wege einschlagen als die Wochenschau, er kann breiter sein, tiefer, im guten Sinne pädagogischer und belehrender, er kann Elemente des Kulturfilms in den Zeitdienst übernehmen, aber er muß stets das Leben da packen, wo es sich abspielt. Das ist nicht leicht. Es sind Kabelnetze notwendig (sie werden zur Zeit in Berlin gelegt), um an die Stellen heranzukommen, an denen sich erfahrungsgemäß die wichtigsten Ereignisse abspielen.

Manches muß zunächst auf Filmstreifen aufgenommen werden, um erst abends, wenn die größte Hörerschaft versammelt ist, zur Sendung zu kommen. Aber das sind technische Fragen, die gelöst werden können und zum Teil bereits gelöst worden sind. Nach Fertigstellung unserer großen Kabellinien, die durch ganz Deutschland verlaufen, wird der Zubringerdienst außerordentlich erweitert werden. Wir werden ja einmal ein einheitliches Reichsprogramm erhalten, das in allen wesentlichen Städten und Gebieten Deutschlands gleichzeitig empfangen wird. Von München, Nürnberg (Reichsparteitag), Köln, Hamburg werden die aktuellen Ereignisse über Kabel nach Berlin und die anderen Städte übertragen werden, sie werden von den Sendern Berlin, Brocken und Feldberg (Taunus) ausgestrahlt: in diesen Programmen spricht Deutschland! Es ist eine wunderbare Aufgabe, die unseren Fernsehleuten erwächst.

Wir wollen heute nicht die bisher am meisten umstrittene „zweite Stunde" — von 21 bis 22 Uhr nämlich — eingehend behandeln. Ob sie durch Bunte Abende ausgefüllt wird, oder durch Theaterstücke oder sonstiges Sendegut, das mag diesmal unerörtert bleiben. Sicher ist nur, daß jede Sendung von höchster Qualität sein muß. Das Auge ist anspruchsvoller als das Ohr: das Auge wird voll beansprucht, es verlangt daher das Beste. Ein bereits geplantes Fernsehhaus von mächtigem Ausmaße, das in Berlin-Spandau gebaut werden soll, wird die technischen Voraussetzungen für die Sendung bringen. Die Beleuchtung hat noch viele Probleme zu lösen, desgleichen die Kameraführung, die Regie und auch die Tonbehandlung. Wir alle sind vom Rundfunk im Ton und vom Film im Bild verwöhnt und ziehen immer wieder — so falsch es auch ist — unbewußt Vergleiche. Ungeklärt sind auch die psychologischen Fragen, die mit dem Aufbau des Abendprogramms zusammenhängen.

Wir wollen noch einmal zum Programm zurückkehren, das während der Ausstellungstage gesendet wurde. Bekanntlich standen die Nachmittage unter dem Motto „Sport und Mikrophon". Die Fernsehkamera fing alle Ereignisse, die sich im großen Rund des Terrassengartens abspielten, ein. Hier wurden erstmalig grundlegende Erfahrungen gesammelt, und an die Kameramänner, an die Techniker, besonders aber an die Sprecher wurden außerordentliche Anforderungen gestellt. Wir sahen Vorkämpfe, Rhönradvorführungen, Motorradwettbewerbe, Basketballspiele, Radrennen, turnerische Vorführungen, ferner Übungen des Luftschutzes, des Roten Kreuzes, einer Luftnachrichtentruppe, Flugzeugangriffe, den Start eines Freiballons, auch Kinderspiele usw. usw. Zwischendurch schaltete sich die Kamera auch einmal auf das Olympia-Stadion ein und übertrag den Weltrekordlauf von Harbig.

Alle diese Sendungen waren interessant, es braucht also über den Wert und die Wichtigkeit von sportlichen Darbietungen als Programmstoff kein Wort verloren zu werden. Die Sprecher, die beim Rundfunk schildern müssen, brauchen hier „nur" zu erläutern, aber das ist weit schwerer, weil dieses Wort substantieller sein muß. Es konnten zahlreiche Erfahrungen über den Aufbau und den Einsatz von Kameras gesammelt werden, über Zeiten, die zur Vorbereitung solcher Sendungen notwendig sind usw. Entscheidend war, daß die Sonne die beste Beleuchtung darstellt, die sich Fernsehleute nur wünschen können. Und es erwies sich, daß die Fernsehkameras selbst bei bedecktem Himmel noch ganz ausgezeichnete, klare und tiefenscharfe Bilder brachten, als die Filmleute bereits einpackten. Wir alle, die wir neben der Kamera, in den Ausstellungshallen oder daheim am Empfänger an diesen Sendungen beobachtend teilnahmen, waren in der gleichen Erregung wie die Fernsehleute selbst. In den genannten acht Tagen zeigte es sich augenfällig, was Fernsehen einmal bedeuten kann. Die Feuerprobe war bestanden, jetzt geht es nur weiter auf dem Weg zum Ereignis, zum Geschehen, zum Leben. Das Fernsehen ist stets am überzeugendsten, wenn es im Gleichschritt mit den Ereignissen marschiert. Wer diese Tage miterlebt hat, merkte plötzlich, daß das Wort des Rundfunksprechers den Ereignissen nachhinkt, weil es das Geschehen erst dolmetschen muß. So winzig gering diese Spanne auch ist — sie wurde uns plötzlich bewußt, nicht zuletzt, weil wir sahen und hörten, wie die Worte des Fernsehberichters selbst bei sparsamster und schnellster Anwendung „nachklappten". Hierin zeichnet sich vielleicht am deutlichsten das Wesen des aktuellen Fernsehdienstes ab und damit auch der Weg für die zukünftige Entwicklung.

KURT WIEDENFELD

Transportwesen und chemische Industrie im Vierjahresplan

Nächst der Urstoffgewinnung, dem Bergbau und der Landwirtschaft, stehen für die Erfüllung des 2. Vierjahresplans unmittelbar in zweiter Reihe die Transportmittel und die chemische Industrie. Für jene handelt es sich nicht nur darum, die gewaltig gesteigerten Gütermengen regelmäßig befördern zu können; diese Aufgabe hat vielmehr ein besonderes Schwergewicht noch dadurch erhalten, daß im Rahmen der Nationalwirtschaft die Verbindungen innerhalb der Reichsgrenzen in sehr großem Umfang an die Stelle der früher gewohnten Auslandsbeziehungen gesetzt worden sind und demgemäß mannigfache Umschaltungen der Verkehrswege sich als notwendig erwiesen haben. Die chemische Industrie andererseits muß aus den im Inland gewonnenen oder aus dem Ausland eingeführten Stoffen das letzte herausholen, was noch irgend an Brauchbarkeiten in ihnen steckt; muß doch dank den Erschwerungen, die unsere Ausfuhr vom Ausland her erfährt, die Notwendigkeit der Einfuhr auf das geringstmögliche Maß heruntergedrückt werden. Hierdurch sind diese beiden Wirtschaftszweige für den Gesamtverlauf des deutschen Wirtschaftslebens zu bedeutsam geworden, als daß ihre Probleme nur für den Fachmann noch Interesse haben könnten. Es geht jeden von uns an, wie man dort die Schwierigkeiten meistert, mit welchen Mitteln die so wichtigen Aufgaben ihrer Lösung entgegengeführt werden.

Für die chemische Industrie gibt es zwei Bücher, die sie nach ihrem gegenwärtigen Stande in laienverständlicher Weise behandeln. Das eine (W. Greiling, Chemie erobert die Welt; Berlin, Verlag Wilh. Limpert, 2. Aufl. 1939) geht aufs Ganze und greift auch stark in die Vergangenheit zurück, läßt alle einigermaßen wichtigen Erfindungen in ihrem zeitlichen und umweltmäßigen Zusammenhang deutlich werden. Es hält sich zwar von der Übertreibung nicht frei, als ob allein die Chemie alle neuere Entwicklung getragen habe, und innerhalb der chemischen Industrie treten die Organisationsleistungen der Unternehmerschaft ganz hinter den technischen Leistungen zurück. Über diese gibt das Buch jedoch einen vollständigen Überblick, ohne sich etwa in chemische Formeln zu verlieren. Der Verfasser, selbst nicht Chemiker und doch völlig in seine Aufgabe aufgegangen, weiß sehr genau, wie dem Laien das so schwierige Gebiet nahegebracht werden kann. — Das andere Buch (Claus Ungewitter, Verwertung des Wertlosen; unter Mitwirkung von W. Greiling, W. Koeck und E. Barth von Wehrenalp; Verlag Wilhelm Limpert, Berlin; 2. Aufl. 1938) hat sich die Sonderaufgabe gestellt, die Ausnutzung der Abfälle und der früher als unbrauchbar abgelehnten Stoffe — heute das wichtigste Anliegen gerade der Chemie — in allgemeinverständlicher Weise zu behandeln. Hier wird gezeigt, was alles aus der Luft und dem Meere, auch aus dem deutschen Boden noch

herauszuholen ist, welche gewaltigen Fortschritte die Verwertung des Altmaterials und der Abfälle aller Art in jüngster Zeit gemacht hat und noch machen kann. Das im Weltkrieg schon als Forderung aufgestellte „Gesetz von der Erhaltung des Stoffes" nähert sich seiner völligen Durchführung. Auch dies ein Buch, das dem Laienverständnis gut angepaßt ist und dem Leserkreis der „Deutschen Rundschau" warm empfohlen werden kann.

Über das Ganze des Transportwesens gibt es leider eine ähnlich zusammenfassende und für Laien bestimmte Darstellung aus jüngster Zeit nicht. Es darf aber auf ein Buch (Pirath, Verkehrswirtschaft; Verlag Julius Springer, Berlin) hingewiesen werden; darin wird zwar zur vollen Erfassung seines wertvollen Inhalts ein gewisses Verständnis für die technische Darstellungsweise vorausgesetzt, alle Transportmittel werden jedoch unter dem Gesichtspunkt ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit ohne jede Voreingenommenheit behandelt, und demgemäß wird auch dem Laien ein Bild von den zu lösenden Aufgaben und von den Möglichkeiten des Zusammenarbeitens gegeben. Auch in meinem Buch (Die Eisenbahn im Wirtschaftsleben; Verlag Julius Springer, Berlin 1938) berühre ich wenigstens kurz die anderen Verkehrsmittel als Wettbewerb und Ergänzung des Schienenweges; der Hauptsache nach wird jedoch dieser in seinen Unterlagen und Leistungen, in seinen Organisationstendenzen und in seinem Zusammenhang mit der Bankenentwicklung dargestellt. Als Ergänzung darf ich eine kleine Broschüre (Die Monopoltendenz des Kapitals im Spiegel der Verkehrsmittel; Schriften des Verkehrswissenschaftlichen Forschungsrates beim Reichsverkehrsministerium, Heft 2; Verlag Gustav Fischer, Jena 1937) nennen; darin wird aufzuzeigen gesucht, warum es bei den Eisenbahnen allenthalben zu Monopolgebilden gekommen ist, dieses aber als eine ganz vereinzelte Sondererscheinung im Gesamt des Wirtschaftslebens zu gelten hat.

Sonderschriften allgemeinverständlicher Art über die einzelnen Transportmittel sind dagegen in den letzten Jahren zahlreich erschienen. Zumeist in der Form von Vorträgen, die vor den verkehrswissenschaftlichen Instituten der deutschen Hochschulen gehalten und dann in deren Schriftenreihen veröffentlicht worden sind, und vielfach aus der Feder derjenigen Männer, die für den entsprechenden Teil der staatlichen Verkehrspolitik oder für die Handhabung des einen oder anderen Mittels verantwortlich sind. Vom Wesen dieser Schriften, wie sie teils von Universitäten wie Köln, Münster i. W. und neuerdings auch Leipzig, teils von ständischen Organen, wie der Wirtschaftskammer Hessen, herausgegeben werden, gibt die schon besprochene hessische Sammlung (vgl. „Deutsche Rundschau", August 1938) einen allgemein gültigen Eindruck; deshalb sei hier noch nachgetragen, daß darin (als Heft 10) auch der frühere Präsident des Reichs-Kraftwagen-Betriebsverbandes, Dr. Wilhelm Scholz, einen Vortrag über den gewerblichen Güterfernverkehr als einen „öffentlichen Verkehrsträger in neuer Form" veröffentlicht hat (Verlag Brönners Druckerei, Frankfurt a. M., 1937) — eine Übersicht, die in Ergänzung des Aufsatzes von Wesemann über den Aufbau und die Organisation desselben Verkehrs (Heft 8) die Aufgabe der

öffentlichen Verkehrsbedienung durch Privatbetriebe und ihre ganze eigenartige Problematik in aufschlußreicher, anregender Form behandelt.

In die Gruppe der Sonderschriften gehören aber auch die Veröffentlichungen der Verkehrswissenschaftlichen Lehrmittelgesellschaft, die in engem Zusammenhang mit der Reichsbahnverwaltung steht und demgemäß die Fragen des Eisenbahnbetriebes in den Vordergrund rückt. Aus dieser Sammlung sei hier herausgehoben eine Schrift: „Was jeder von der deutschen Reichsbahn wissen muß", 6. Aufl. 1938, Leipzig. Darin wird von dem Direktionspräsidenten A. Sarter und dem Ministerialdirigenten Th. Kittel ganz kurz, aber stets gemeinverständlich und in ausreichender Vollständigkeit alles dargestellt, was der Nichtfachmann vom deutschen Eisenbahnwesen wissen sollte. Nicht zuletzt geht es auch um die eigenartigen Wandlungen, die dank politischen Einflüssen die Reichsbahn von der Erwerbung der einzelstaatlichen Staatsbahnen an über die rechtsformale Selbständigkeit der Reichsbahngesellschaft bis zur Rückgliederung in die Reichsverwaltung hat durchmachen müssen. Die Finanz- und die Personalpolitik kommen ebenso wie die Grundlinien der Verkehrs-, namentlich der Tarifgebahrung und die Beschaffungs- und Baupolitik wie auch die Betriebsorganisation zu Worte. Auf 64 Seiten ist alles Wichtige erörtert.

Daß schließlich auch im Kampfe der Verkehrsmittel die Interessen sich melden und mehr oder minder einseitige Schriften erscheinen lassen, versteht sich von selbst. Mit ihrem Inhalt sich auseinanderzusetzen, ist jedoch Aufgabe der Fachwelt, nicht die eines nur allgemein berührten Leserkreises.

PAUL FECHTER

Über das Lesen von Dramen

Es ist eine alte Klage der Verleger und Verfasser dramatischer Werke, daß das Publikum keine Dramen liest. Es geht ins Theater, es liest sogar Kritiken: an den Buchausgaben der Bühnenwerke geht es vorüber. Zum Lesen ist der Roman, die Novelle da; das Theaterstück ist nichts „zum Lesen". Viele bekennen sich mit schöner Offenheit zu dieser Haltung: sie lesen nicht nur nicht, sie lehnen es ab, Dinge, die in Dialogform geschrieben sind, als Lektüre anzusehen. In diesem Verhalten liegt, um das vorwegzunehmen, von einer Seite her etwas sehr Berechtigtes: wer ein Stück gelesen hat, es von der Lektüre her kennt, kann nie wieder in den Stand der Unschuld vor einer Aufführung des Dramas versetzt werden. Einmal den Hamlet gelesen haben, heißt auf das Erleben des Theaterstücks Hamlet auf der Szene ein für allemal verzichten müssen. Wer die fünf Akte las, kann nie mehr in den aufregenden, neugierig machenden Bann ihrer Handlung geraten: er weiß im voraus, wie sich die einzelnen Gestalten verhalten werden, weiß, wie Hamlets Beziehung zu Ophelia ausgehen, wann der Geist zu Hamlets Gespräch mit der Mutter hinzukommen wird. Die natürliche Spannung, mit der der nicht informierte Hörer dies alles aufnimmt, ist dem Leser nicht mehr vergönnt: das Schönste am Theater, das unmittelbare Mitleben des Unvermuteten ist ihm genommen. Er hat dafür Möglichkeiten des Genießens von anderen Voraussetzungen her empfangen, die der Naive nicht hat: er sieht viel deutlicher die Leistung des Regisseurs, des Schauspielers, er hört Beziehungen, von denen der andere beim ersten Aufnehmen kaum etwas zu erfassen vermag. Das eigentliche Glück des Theaters aber, das unliterarisch szenische, erlebt er nicht mehr: er gab es hin, um zu wissen, und aus Wissen ist noch niemals Glück gewachsen.

Diese Betrachtungsweise jedoch führt vom Kern des Themas ab in die Bezirke der Auseinandersetzung zwischen Literatur und Theater, Bühne und Druckwerk. Die Leute, die die Lektüre eines dramatischen Werkes verschmähen, denken sicher nicht an die Gefährdung ihrer theatralischen Unschuld, sondern haben ganz andere Gründe für ihr Verhalten. Wenn ein großes Publikum etwas verschmäht, pflegt im Hintergrund irgendwo immer eine verborgene Schwierigkeit zu lauern, die die Leute wittern und umgehen: es fragt sich, wo diese Schwierigkeit liegt, ob sie aus dem Wesen der besonderen Form wächst — oder ob sie vielleicht doch nur ein Durchgangsstadium, Eigenheit nicht des Ganzen, sondern nur besonderer Erscheinungsformen und Abarten ist.

Wer selbst oft zur Lektüre dramatischer Arbeiten gezwungen ist, wird zugeben, daß er selber die Widerstände gegen diese Art von Lesestoff, um das greuliche Wort zu gebrauchen, genau kennt. Es läßt sich nun einmal nicht leugnen: Dramen, oder zum wenigsten sehr große Teile von ihnen, lesen sich erheblich schwerer als Romane oder Novellen, lesen sich ausgesprochen schlecht. Die Lektüre

dramatischer Werke stellt an den Lesenden Anforderungen, die zu erfüllen viel mehr Kraft des Mitarbeitens braucht als selbst schwierige Prosa der Erzählung. Nehmen wir konkrete Beispiele: Adalbert Stifter und etwa Gerhart Hauptmann, den „Nachsommer" und die „Einsamen Menschen". Der „Nachsommer" ist keine leichte Lektüre, selbst wenn man Hebbels boshaftes Wort mehr für den Ausdruck menschlicher Gegensätzlichkeit als sachlicher Wertung ansieht; der Leser braucht sich trotzdem nur die Mühe zu machen, auf den Erzähler und seine ruhige, gleichmäßige Stimme zu lauschen, die ihm Welt und Menschen, Landschaft und Gestalten vor die Augen und die Seele zaubert. Die „Einsamen Menschen", trotz ihrer verhältnismäßig großen Novellennähe, stellen den Leser vor die Aufgabe, nicht einer, sondern vielen Stimmen zuzuhören, sich die charakterisierenden Unterschiede dieser Stimmen selbst in seiner produktiven Phantasie zu schaffen – nicht nur aufzunehmen, sondern mitzuarbeiten. Der Leser des „Nachsommers" genießt das Glück einer hingegebenen Passivität: der Leser der „Einsamen Menschen" muß die Arbeit aufmerksamer Aktivität und den Willen zu ihr für die Lektüre mitbringen. Er kann nicht nur Aufnehmender sein, sondern muß mitgestalten: er muß im Lesen schon eine Art seelischer Regiearbeit leisten, aus dem Widerhall der aufgenommenen Worte Menschen und ihre Umwelt aufbauen – etwas von der Vision des Dichters, von seiner Bühnenvorstellung in sich lebendig werden lassen. Das strengt erheblich mehr an als die gleiche Aufgabe bei der Lektüre eines Romans, weil der Lesestoff beim Drama von ganz anderer Art ist als bei der Erzählung. Die wendet sich über die Welt des Visuellen wie des Akustischen an die Vorstellungskräfte des Lesenden: das Drama appelliert nur an das Akustische. Es will gehört werden, der Leser soll die Menschen sprechen hören; ihre Welt erlebt er als Hintergrund ihrer Worte. Das Drama ist zuletzt einsinnig, wendet sich an die Fähigkeit zu hören – der Zuschauer ersteht erst im Theater. Bis dahin kommt er nur über das hören zur Vision: sein inneres eidetisches Theater entsteht aus den Worten, die der Dichter seinen Gestalten gab, nicht unmittelbar aus denen des Dichters. Je stärker der dramatische Autor die gestaltende Funktion in den Vordergrund rückt, je objektiver er von sich absehend die einzelne Gestalt für sich verwirklicht, desto größere Aufgaben stellt er dem Leser, desto mehr muß der ihm seine mitschaffende Phantasie zur Verfügung stellen.

An diesem Punkt entfaltet sich das Problem des Lesens von Dramen aus der Einfachheit in die Vielfalt: hier beginnt seine Mehrschichtigkeit sichtbar zu werden, weil hier die Frage der Gestaltung und der Möglichkeit der Gestaltung in den Vordergrund rückt. Zeiten, die an Gestaltung glauben, werden Dramen schaffen, die schwer lesbar sind; Zeiten, die dem Drama Aufgaben jenseits des bloßen Menschenschaffens stellen, werden unter Umständen zu dramatischen Ergebnissen kommen, die trotz den von der Form her sich ergebenden Anforderungen an den Leser auch bei der Lektüre von sich aus die dichterische Kraft rein entfalten, eben weil deren Auswirkung nicht allein auf Aufgaben der Gestaltung beschränkt bleibt.

Eine Zeit reiner Gestaltungstendenz war die Epoche des Naturalismus, die

den Dichter hinter seinen Figuren verschwinden ließ. Reinstes Beispiel „Die Weber" oder gar „De Waber" Gerhart Hauptmanns, ein Seitenstück dazu die „Familie Selicke" oder der „Meister Oelze". Der Autor spricht nicht, er läßt seine Menschen sprechen: er bildet, er redet nicht. Das Resultat sind die geschilderten Schwierigkeiten der Lektüre: der Leser muß mit den Ohren des Dichters seine Menschen hören, mit den Augen des Regisseurs ihre Gesten, Bewegungen, Handlungen im Raum sich sichtbar machen. Er leistet Arbeit für drei: kein Wunder, wenn das Publikum mit seinem tödlich sicheren Instinkt sich ängstlich von gedruckten Dramen ferne hält.

Demgegenüber steht der Antinaturalismus etwa Paul Ernsts, der soweit ging, die Möglichkeit der Gestaltung überhaupt zu leugnen, und dafür dem Dramatiker vom Ideellen her ganz andere Aufgaben stellte. Er rührte an ein Kernproblem des Theaters, als er die Frage aufwarf, ob der Autor überhaupt in der Lage ist, Menschen mit bestimmten Zügen zu umreißen und hinzustellen, oder ob er nicht viel mehr durch bestimmte Worte im Leser und im Schauspieler erinnernde Vorstellungen an gekannte Menschen weckt, die die Illusion der sogenannten Gestaltung erzeugen. Er deutete es nur an und schlug im übrigen seine strengen Thesen des Ideenkampfes an, die Lehre von der Dramatik allein des Ideellen, für das die Figuren nur Träger sind. Er nahm damit der Lektüre seiner Dramen die Schwierigkeiten des Naturalistischen: er gab ihnen von der strengen Abstraktion her eine Strenge und Herblinigkeit, die für den Durchschnittsleser auch gerade keinen Anreiz zu spontaner Lektüre bilden, obwohl Paul Ernst viel weniger Anforderungen an die vorstellende Phantasie als an das nachdenkende Mitleben im Geiste stellt. Es ergibt sich die seltsame Tatsache, daß Dramen aus dem Abstrakten ebenso schwer lesbar sind, wie Dramen aus dem Konkreten. Der Anteil der Form an diesen Schwierigkeiten scheint hier noch einmal sichtbar zu werden, also daß die oft bestrittene Behauptung doch nicht ganz zu Unrecht aufgestellt zu sein scheint, daß ein Drama, das sich schwer liest, mehr Möglichkeiten, ein gutes Stück zu sein, enthält, als ein dramatisches Gebilde, das sich ohne Schwierigkeiten liest. Das Lesedrama ist nicht umsonst ein verdächtiger Begriff geworden.

Zum Beweis der Richtigkeit dieser These könnte man Shakespeare heranholen, die Komödien wie die Königsdramen. Über ihre dichterischen Qualitäten braucht man nicht zu diskutieren: die Tatsache, daß ihre Lektüre nicht frei von Dornen ist, wird aber durch sie nicht aus der Welt geschafft. Die Ursachen liegen weder im Barock noch im Euphuismus, weder in der Fülle der Gestalten noch in der Vielfalt der historischen Voraussetzungen: sie ergeben sich aus der Form, die trotz Paul Ernst nicht episch, sondern im höchsten Maße dramatisch im Sinn der unmittelbaren Gestaltung von Menschen und Situationen ist. Niemand hat so aus Blut und Leidenschaft Menschenumrisse gegeben wie der Dichter der Heinrichsdramen: niemand ist so in jedem Moment Mensch der szenischen Situation, der keinen Augenblick ans Gedruckt- oder gar Gelesenwerden denkt wie er. Der einzige der Nachgeborenen, der ihm in dieser Hinsicht nahe kommt, ist Ferdinand Raimund: bei dem hat man auch mehr als einmal ein wunderliches Gefühl,

wenn man sich seine Stücke gedruckt vorstellen soll: sie stammen gewissermaßen noch aus der Zeit vor der Erfindung des Papiers und sind aus dem Theater und für das Theater, nur mit Mitteln des Theaters gedichtet — und darum nur zu sehen, zu hören und eigentlich nicht zu lesen.

Dies „Eigentlich" muß man freilich hinzusetzen. Denn so fern das Lesebild des Verschwenders oder des Alpenkönigs der Wirkung des Szenenbildes bleibt: haben wir nicht alle die Märchen dieses wunderbaren Dichters verschlungen und Drama und Theater und alle Schwierigkeiten der Form und alle Aufgaben für die vorstellende Phantasie vergessen? Ist nicht gerade Raimund schon eines der wesentlichsten Beispiele aus der Welt jener Dramatiker, die wunderbare Stücke schreiben und trotzdem zugleich wunderbarste, hinreißende Lektüre sind?

Er ist ein solches Beispiel, und es gibt noch manch ein erlauchtes Seitenstück zu ihm, von Georg Büchner und Friedrich Hebbel bis zu dem, der die ganze Behauptung von der schweren Lesbarkeit dramatischer Dichtungen mit einer Seite seines Werks über den Haufen wirft — bis zu Heinrich von Kleist. In dem Augenblick, in dem ein Drama nicht aus dem Versuch der Darstellung eines Stücks Welt entsteht, wie in den mannigfachen Teilwelten der naturalistischen Sphäre, in dem es viel mehr in der Seele des Dichters vor sich geht, von dieser Seele erfüllt und getragen wird; in dem Augenblick, in dem ein wirklicher Dichter seinen Menschen nicht nur Worte, sondern sich selber, allen Glanz und Schmerz seiner Seele, allen Jubel und alle Klage leiht — in dem Augenblick fallen alle Widerstände, auch die der Form, und das Drama reißt den Lesenden in der Lektüre genau so in seinen Bann wie auf der Szene, wird ohne weiteres Vorstellung wie nur irgendein Roman oder eine spannende Novelle. Wenn Leonce und Lena sich aufmachen, einander fliehend zu finden, wenn den melancholisch spitzigen Dialog das melancholisch süße Lied von den müden Füßen durchklingt — da verweht jede Zwischenschaltung mühsamer Bühnenvorstellungen und das strahlende Wort- und Lebensgewebe eines großen Dichters hüllt den Lesenden ein, daß er Lesen und Schwierigkeiten vergißt und nur noch im schwebenden Gang dieses fremden Zauberreichs lebt. Wenn Gyges und Kandaules zum letzten Male von Rhodope sprechen und hinter dem Ringen der Ordnungen steigt riesenhaft die letzte tiefe Skepsis des Erkennenden auf, löst alle Bindungen, an denen Menschen zerbrechen, und öffnet den Blick in die ungeheure schattende Welt des kommenden Nichts — dann lebt der Lesende nur noch in dem fahlen Reich einer abgründigen dichterischen Einsicht und läßt sich von ihr über alle kleinen und belanglosen Unterschiede zwischen Drama, Roman, Novelle hinwegtragen. Greift man schließlich zu den musikalischen Wundern Heinrich von Kleists, zu der grandiosen Kammermusik des Prinzen von Homburg, der mozartischen Nachtmusik des Amphitryon, dem wilden Prestissimo der Penthesilea, so taucht man in die reine Welt des Dichterischen und nimmt nur noch von ihm aus auf. Man lebt das Aufgehen eines Menschen in Geist und Wort mit, wird selber Geist und Wort und vergißt vollkommen die Besonderheiten des Mediums, über das Geist und Wort und in ihnen die tiefste Seele eines Menschen klingend und hinreißend zu einem kommt.

Es sollte einmal jemand von den sorgfältig beobachteten und festgestellten Schwierigkeiten, die die Dramen der verschiedenen dichterischen Bereiche der Lektüre bieten, den großen Gesamtbesitz der szenischen Dichtung aufteilen und durchforschen: es würden sich sicherlich allerhand merkwürdige Aufschlüsse über Form wie Gehalt, Besitz an dichterischer Energie, wie an wirklich dramatischem Temperament ergeben. Es würde sich wahrscheinlich zeigen, daß moderne Dramen sich erheblich schwieriger lesen als klassische, daß die Zeitnähe etwa der Welt Wedekinds, von der der heutigen jungen Dramatik ganz zu schweigen, ebenfalls ein Hemmnis der Lektüre bildet. Es würde sich herausstellen, daß der Dramatiker Schiller sich ausgezeichnet liest, weil sein unmittelbares Theatertemperament den Leser ebenso ins nicht mehr Achtgeben auf Form und Vorstellung mitreißt, wie es unter den Menschen unserer Zeit der junge Sudermann vermochte. Die antike Tragödie würde wahrscheinlich ebenso einen Bereich für sich bilden wie die Welt Shakespeares: der jeweilige seelische Anteil des Dichters würde, vorsichtig festgestellt, sich als entscheidender Faktor in dem ganzen hier angedeuteten Prozeß enthüllen. Es wäre eine höchst reizvolle Aufgabe: wenn einer oder mehrere sich ihrer annähmen, würde sich zugleich wahrscheinlich eine verstärkte Lektüre dramatischer Werke ergeben, weil viele, neugierig gemacht, Richtigkeit oder Falschheit der Ergebnisse nachzuprüfen versuchen würden — und diese Nebenwirkung wäre um so mehr zu begrüßen, als diese Neugier vielleicht auch die Theater ergriffe, die seltsamerweise immer noch eine gewisse Abneigung gegen die weniger leicht lesbaren Werke der lebenden wie der toten Dramatik zu haben scheinen. Alles, was diese Abneigung mindern kann, ist aber — im Interesse der Theater — aufs wärmste zu begrüßen: somit läge hier eine Aufgabe, an die heranzugehen des Schweißes der Edlen wahrhaft wert wäre.

KARL ROSNER

Halbdunkel

Ein Brief Ferdinand Kürnbergers

Der Wunsch, über den Dichter Ferdinand Kürnberger zu einem breiteren Kreise zu sprechen, löst bei jedem seiner Anhänger das Gefühl einer absurden Unsicherheit aus. Es soll von einem Manne gesprochen werden, der wenigen stets viel bedeutet hat, dessen Gemeinde heute — rund sechzig Jahre nach seinem Tode — vielleicht größer ist, als sie zu seinen Lebzeiten je war, und dessen Werk in den „weiteren Leserkreisen" doch stets so gut wie unbekannt geblieben ist. Von einem Schaffenden, der uns als Dichter und Essayist, als Philosoph und Politiker gleich Meisterliches gegeben hat, der in den schwindelvollen Gründerjahren des Wiener Feuilletons als Stilist das Gewissen unserer deutschen Sprache war — und dessen Tagebuch in seinem Todesjahre mit der Feststellung beginnt: „Vermögen 170 Fl. 41".

In einem Briefe, der hier mitgeteilt werden soll, schrieb Kürnberger, da er für seine beste Arbeit einen Titel suchte, den Satz: „Halbdunkel. Das Wort ist ein Symbol — im Grunde aber könnte man jeden Roman so nennen —." Auch über dem Roman von des Dichters Leben könnte der Titel stehen! Im Halbdunkel der Besitzlosigkeit sind seine Jahre hingegangen, im Halbdunkel stand seine reiche, tiefe Arbeit, und aus dem Schatten dieses Halbdunkels ist sie auch heute, da seine Werke längst in einer schön ausgestatteten Gesamtausgabe erschienen sind, noch nicht ins volle Licht gerückt.

Freilich, was von dem Menschen Kürnberger galt, gilt auch von diesen Werken: sie kommen dem Fremden nicht entgegen, sie wollen umworben und erschlossen sein. Ein starkes Selbstgefühl, das sich nicht jedem schenken will, kältet in ihnen, und bittere, mißtrauische Augen fragen hinter den Zeilen vor: willst du auch wirklich mit mir gehen? Mein ehrlicher Partner sein? Oder bist du auch einer von den vielen, die einen Unterhalter, einen Zeitvertreiber suchen? Dann geh! — Aber diese Augen können, wenn sie den rechten Menschen treffen, zu ernsten Freundesaugen werden, und was als Mißtrauen und Bitterkeit erschien, zeigt sich als Narben nach den Wunden eines lebenslangen, unnachgiebig harten Kampfes, den einer für die eigene unbeugsame Überzeugung gegen die vielen Weltgewandten, aller Welt Gerechten geführt hat.

Der Brief Ferdinand Kürnbergers, der hier folgen soll, handelt von des Dichters großartigster Schöpfung, von „seinem eigentlichen literarischen Hauptwerke", dem Romane „Das Schloß der Frevel". Kürnberger hat das von ihm so heiß erstrebte Erscheinen dieses Werkes nicht erlebt. Im Jahre 1863 ist die Urschrift der Dichtung entstanden, und im Jahre 1876 hat Kürnberger dem Manuskript jene letzte Fassung gegeben, in der das Buch im Jahre 1903 — vierundzwanzig Jahre nach seines Schöpfers Tod — zum ersten Male in Buchform von mir herausgegeben wurde.

Im Vorwort jener Ausgabe habe ich einiges aus der Geschichte der Passion erzählt, die das Werk durchlaufen hat, das Kürnberger, eingedenk all der Schöpferschmerzen, die für ihn daran gebunden waren, und trotz der Absagen, die er erhalten, wohin er sich auch mit dem Manuskript gewendet hatte, in einem vom 18. März 1877 datierten, an den Hofrat Dr. W. Hemsen gerichteten Briefe „den Schatz seines Lebens" nannte. Aus den Jahren dieser Passion, die erst mit dem Leben des Dichters endet, sind mehrere Briefe Kürnbergers erhalten, in denen er für sein Werk eintritt, Verleger und literarische Freunde über das Wesen und die Ethik des Romanes aufzuklären sucht. Mehr noch als in andern Schreiben gibt Kürnberger in einem weiteren bisher unbekannten Briefe, der aus dem März 1878 stammt und an Wilhelm Hertz, den Inhaber der Besserschen Buchhandlung in Berlin, gerichtet ist.

Kürnberger hatte Hertz im Winter 1877/78 ein Novellenbuch zum Verlage angeboten, das von Hertz gern erworben wurde und im Frühjahr erscheinen sollte. In die Tage vor Ausgabe dieser „Novellen" fällt der folgende Brief, mit dem Kürnberger seinen Roman, den er hier „Halbdunkel" nennen will, zum Verlage anbietet. Vom Äußeren dieses Briefes wäre zu sagen,

daß er drei mit der engen peinlich sauberen Schrift des Dichters gefüllte Quartseiten umfaßt. In seiner logischen Schärfe und in der Klarheit des Ausdruckes ist er ein Meisterbeispiel für die Höhe einer Briefkunst — auf deren Grab heute die eilig hingesprochenen Produkte der Schreibmaschine und des Diktaphones wuchern.

„P. T. Herrn Wilhelm Hertz in Berlin.

Gratz, 28. März 1878.

Sehr geehrter Herr.

In dem beiliegenden Briefe (um dessen Zurücksendung ich bitte) behandelt der Briefsteller* drei Punkte: 1. theilt er mir mit, daß die Deutsche Revue, der ich ein Novellenmanuskript anvertraut, in freie Regie übergegangen; 2. wirft er ein Wort von einer zweiten Auflage des Amerikamüden**; und 3. eine Anfrage hin, ob ich ihm nicht auch einen neuen Roman in Verlag zu geben hätte.

Aus letzterem Anlaß theile ich Ihnen dieses Schreiben mit und verkehre ich heute mit Ihnen — über den nämlichen Punkt.

Allerdings habe ich einen druckfertigen Roman in meinem Pulte liegen, den ich von Feile zu Feile, von Redaktion zu Redaktion, in 4mal wiederholter eigenhändiger Abschrift endlich in die Schlußredaktion seiner vorliegenden Form gebracht, die ich nunmehr für meine letzte Hand und für die druckfertige Textirung erkären mag.

Mit dem Drucke selbst aber zauderte ich lange, wie denn das Zaudern einer meiner Charakterzüge ist. Ich konnte über die Wahl des Verlegers nicht schlüssig werden und wünschte, bei jedem Mangel an Marktkenntniß, um die ich mich nie bekümmert, immerhin eine vornehme Wahl zu treffen. Ich hatte von meinem Operate eine gute Meinung, Andere sogar eine hohe. Die wenigen Auserwählten, denen ich die Lektüre anvertraut, bezeugten eine Bewunderung darüber, die fast Erstaunen war. Sie glaubten seit Schillers Geisterseher wieder einen Roman gelesen zu haben, werth der Bildungstiefe unserer Kultur und entsprungen aus einem wirklich dichterischen Bedürfnisse, nicht bloß aus dem Bedürfnisse zu schreiben um zu schreiben, u. eine schriftstellerische Routine, die wie eine aufgezogene Spieluhr ihr Stücklein von selbst spielt, in lucrative Bewegung zu setzen.

Das Alles bestärkte mich nur in dem Zug meiner Natur — zu zaudern, zu geizen, zu verheimlichen. Dinge, die mir am liebsten sind, laß ich am längsten ungedruckt, wie ich überhaupt nie darüber hinausgekommen, den Druck bloß für ein nothwendiges Übel zu halten. Ich kann förmlich erschrecken vor dem Gedanken, daß alle Welt haben soll, was mein eigener Herzensschatz ist.

Freilich regt sich von Zeit zu Zeit denn doch auch das publicistische Gewissen und gibt dumpf und trüb seine inneren Anstöße. Will es der Zufall, daß in einer solchen Crisis auch ein Anstoß von außen hinzutritt, so kann es nicht fehlen und die stockende Aktion geräth in Fluß.

Das ist so eben der Fall. Ein Verleger klopft von selbst an meine Thüre.

* Die Verlagsbuchhandlung Otto Janke in Berlin.

** „Der Amerika-Müde", Roman. Erste Auflage: Frankfurt 1856. Später in Reclams Universalbibliothek.

Ich kann Herein sagen, ich kann es bleiben lassen. Eins aber ist die Wirkung davon: ich fühle den Augenblick des Entschlusses gekommen.

Natürlich muß ich mich nicht eben schon für den Anklopfenden entschließen. Er bleibt mir in der Hinterhand reservirt, auch wenn ich die Vorhand vergebe. Ein gewisses Gefühl aber sagt mir, die Vorhand Ihnen zusprechen zu sollen. In dem Augenblicke, wo Sie soeben ein Novellenbuch von mir herausgeben, kommt es mir vor, Sie würden es mit Verwunderung sehen, wenn im nächsten Augenblicke ein Anderer mit einem anderen meiner Verlagsartikel debütirte. Ich weiß nicht ob ich Recht habe, aber es will mir scheinen, daß Sie sich nach diesem Präcedenz consecutive als meinen Verleger werden betrachten wollen, wenigstens solange bis uns tiefere Gegensätze der Menschennatur in Ehren auf getrennte Wege führen.

Ohne Sie nun mit einer ganzen und förmlichen Vorrede aufzuhalten, oder wohl gar das Geheimnis der Spannung Ihnen vorweg zu verrathen, werde ich Sie doch auf die Lektüre vorbereiten sollen, d. h. andeuten, was Sie überhaupt zu erwarten haben und weß Geistes Kind dieser neue Gast.

Vorzubereiten aber ist ein Verleger wohl zumeist — auf das Bedenkliche. Nun der Roman enthält dessen! Er enthält aber just deßhalb auch eine Probe von Selbstverleugnung, Selbstkritik und Selbstcensur, auf die ich als Mensch und als Schriftsteller stolz sein darf. An welchem Punkte z. B. das Cap. 7 der letzten Hand abbricht und wie weit die Führung dieser nämlichen Scene gegangen in demselben Cap. der vorletzten Hand (gebundenes Exemplar) auf pag. 84, 85, 86, 87 und 88, — das sei mir erlaubt wohl als ein Muster anzuführen wie an dem künstlerischen Processe Beides zugleich Theil haben kann: die zügellose Fantasie des Dichters und die Superiorität des männlichen Vernunftgesetzes, der Zucht und der Sitte. Ja vielleicht fände sich in der weiten Welt wohl der Verleger, welcher jene weitgehende Scene dieser sich selbst beschränkenden vorzöge.

Jedenfalls hoffe ich an diesen zwei Lesarten gezeigt zu haben, wie viel ich opfern kann, aber wieviel ich behalten muß, wenn der Carakter noch Carakter bleiben soll. Wie Falstaff ein Kneipgenie, so ist nun einmal Zuppa ein Geschlechtsgenie: daran läßt sich nicht rütteln; dieser Grundton muß bleiben. Ich konnte des Teufels Schwanz, wenn er zu lang ist, amputiren, aber der Teufel bleibt übrig! Den Grundtext, wie er jetzt steht, möchte ich nicht weiter castigiren und müßte in Friede und Freundlichkeit jede Debatte darüber ablehnen. Als letztes Auskunftsmittel würde ich höchstens ein anderes vorschlagen, nämlich den Schleier der Fremdsprache. Weiland das „Deutsche Museum von Prutz" enthielt ein Correspondenz-Feuilleton „Aus Cuba", worin der Tourist im Bazar herum geht und bei der Krambude einer hübschen Creolin nach verschiedenen Kleinigkeiten fragt. Er hört verwundert, daß sie ihm jeden, auch den geringsten Artikel als ein ausländisches Fabricat nennt, und fragt sie: „Aber was macht ihr denn dann auf eurer Insel voll reicher Naturgaben?" „Rien que des enfants, Monsieur", antwortete sie naiv. Wohlan, das stand im Museum von Prutz, einer Wochenschrift, welche noch ganz anders als ein Roman in die Familien also auch in die weiblichen Hände kam. Ich selbst pflegte an ständigen Leseabenden eines

Frankfurter Familientisches, besetzt mit Frau und Töchtern, abwechselnd mit dem Hausvater Novellen oder gute Kritiken daraus vorzulesen. So viel ist also möglich unter dem Schleier einer Fremdsprache — welche Niemanden fremd ist! Mein Zuppa als Römer hätte italienisch zu sprechen, was schon weit unbekannter ist, und zu einem solchen Umspringen vom Deutschen ins Italienische würde ich mich also verstehen, wenn etwa noch ein paar Stellen vorkommen sollten, wo sein deutscher Wortlaut zu unverfroren klänge.

So viel für die gemein-Sittlichen. Der vornehm-Sittliche aber fühlt ohnedies daß Zuppa's Unsittlichkeit nur ein höheres sittliches Zweckmittel und keineswegs Selbstzweck. Ihm ist keinen Augenblick zweifelhaft, in welch reinem und edlem Dienste hier die unreinen Stoffe verwendet werden; ja wäre es auch nur das schon äußerlich wahrnehmbare Gesetz der Symetrie, so würde jedes dafür empfängliche Auge sich sagen müssen: wo ein Spiritualist wie Marchese Santafiore einer von den Atlasträgern des Buches ist, dort muß ihm ein Sensualist wie Zuppa eo ipso und schon nach den Wirkungen des Contrastes gegenüberstehen. Stellen doch Sensualismus und Spiritualismus die Spannweite der ganzen Welt dar, und wenn man kühne Wölbungen in der Baukunst lobt, z. B. die Peterskuppel, so vermag es die Dichtkunst, von aller Erdenschwere frei, nur noch mit leichterem Cirkel die kühngespannte Bogenweite einer Ethik auszumessen, welche von den Weisen des Monte Maria bis zu dem Faun des Maler-Ateliers über den ganzen menschlichen Horizont läuft. Die weitgehende Fülle dieses Umfangs geht daher just so weit, als jedem gehaltvollen Buche nachgesagt wird: es umfaßt die ganze Natur und auf all ihren Seiten. Es gibt den Sinnlichen was sinnlich und den Geistigen was geistig ist. Der richtige Mensch ist beides zugleich und der richtige Leser findet also wohl sein richtiges Buch an diesem Romane.

Sogar der Liebhaber des Zeitgemäßen findet es. Zwar läßt mich diese Eigenschaft künstlerisch kalt, ist mir wohl gar antipathisch, sofern die das weiteste Thor jenes Mißbrauches ist, sensationelle Tagesparolen von der nassen Druckerschwärze der Zeitungen flink auf die Romane abzuklatschen und wohlfeile Bogenhonorare zusammenzuschreiben. Nicht der Tratsch der Zeit, aber der Geist der Zeit macht meinen Roman zeitgemäß. Der Held desselben geräth in eine außerordentlich acute und drangvolle Pressung der zwei großen Welt-Mühlsteine: Sensualismus und Spiritualismus, und da die Schaubühne Rom, so kann der letztere nur die religiöse Färbung haben, die kirchlich-katholische. Da kommt es denn zu der durchgearbeitetsten Behandlung der großen Zeitfrage des Kulturkampfes. Und zwar nicht im Styl der deutschen, schulmeisterlich-aschgrauen Reflexionsschreiberei, sondern im Style der olympischen Wettkämpfe, wo muskelkräftige Glieder gymnastisch-schön miteinander ringen und der innere Vorgang der Gedankenprocesse durch die sinnliche Kraft der Dichtung dramatisch veranschaulicht, fast wie ein Schauturnen, eine scenisch-sichtbare, lebendige, Interesse und Theilnahme spannende Aufführung wird. So entstand das Cap. 9*, auf

* Das platonische Symposion zwischen dem Marchese Santafiore, Balm, Neugart und der Contessa Dezia Caradosso in der Pergola von Villa Madama.

welches auch der Bescheidenste stolz sein dürfte, denn es wird so bald nicht wieder geschrieben werden! Auch ein Jesuit wird so bald nicht wieder geschrieben werden, wie der dieses Buches. Nichts ist populärer, als dem liberalen Lesepöbel einen Jesuiten abzuschlachten, der gleich von vornherein schwarz in Schwarz gemalt, als Vogelscheuche und Kinderschreck dankbar durch die Leihbibliotheken wandert. Aber dann ist auch nichts menschenwürdiger und literarisch-vornehmer, als denselben Jesuiten-Typus mit allen Liebenswürdigkeiten der Bildung und des Charakters auszustatten, und nichts tragischer als sein nur um so tieferer Fall.

Ich nenne da das Wort, das der Roman so gut wie die Bühne beanspruchen könnte — die tragische Wirkung. Diese Wirkung zu erreichen, zerreißt man aber nicht den sittlichen Zustand des Menschen in Gut und Bös, Tugend und Laster, sondern verleiht Jedem, der fallen soll, noch eine mütterliche Ausstattung von Naturgaben durch die er auch steigen könnte und die ihm im Falle noch menschliche Teilnahme sichern. So entsteht Furcht und Mitleid — Furcht, wie sehr am Steuerruder, das Erziehung und Schicksal heißt, der Fehlgriff möglich, welcher den Klippen und Brandungen zutreibt; und Mitleid, wo der Schiffbruch thatsächlich eingetreten. Beides schließt dann jene gemeineren Extreme der Romanlektüre aus; die Schuld, die so hassenswerth ist, daß sich an ihrem Hochgerichte die rohen und grausamen Instinkte weiden, und die Schuld, die so schwächlich ist, daß weinerliche Sentimentalität sie am liebsten beschönigen und begnadigen möchte. So wird Schuld und Strafe meines Romanes tragisch, denn tragisch ist nichts als die Gerechtigkeit gepaart mit Barmherzigkeit; — das volle Gefühl jeder Verantwortung, aber auch das tiefe Gefühl des menschlichen Gemeingeistes, das Bewußtsein vor dem brennenden Nachbarhause, wie viel im eigenen Hause dämonischer Brennstoff eingelagert. Diese sittlichen, ich möchte sagen andächtigen Schauer vor dem Gesammtloose der Menschheit, dieses leise aber innige Durchbebtsein des Richters von seiner Verwandtschaft mit dem Gerichteten haucht meinem Buche, wenn ein Selbstzeugniß gilt, eine Seele von Humanität ein, die wie ein guter Geist so viele ungute Geister, gleich der Zauberherrschaft Prospero's über Kaliban zu einem höheren Dienste zwingt.

Aber wohin gerathe ich? Die Schwäche der Vaterfreude führt mich zu weit. Ich empfehle und wollte nichts als bloß karakterisiren. Empfehlung aber wäre theils unnöthig, theils unwirksam. Unnöthig für Jeden, der ohnedies schon geistverwandt, unwirksam für jeden Anderen, der entgegengesetzten Geistes. Jener z. B. möchte das Capitel ‚Eine Ohrenbeichte' als ein Kronjuwel und als ein Muster in der Literatur bewundern, wie das Unreine mit zarter Hand und reinem Sinne zu behandeln; dieser dagegen brauchte nur noch persönlich fromm zu sein und alle Reize der Ästetik könnten ihn nicht rühren, dem Sophisten und Gnostiker Cölestin in seiner Verdrehung des Christentums Pathenstelle zu leisten. Man könnte ihm tausendmal sagen: Das steht zu Kunstzwecken da, wie Jago und die Hexen Macbeths; — er mag einmal nicht! Jener könnte das Capriccio im 5ten Cap. der Memoiren des Marchese Santafiore — der reitende Zwerg und seine Standrede —, in der Literatur eines Cervantes, im Bilde eines Kaulbach

oder Doré für würdig halten; dieser würde in der köstlichsten Erfindung des übersprudelnden Humors nichts als eine Kirchenentweihung erblicken. U.s.w., u.s.w.

Ich kehre also zu meinem Ausgangspunkt zurück. Ich habe einen Verlagsartikel und den biete ich Ihnen in der Vorhand vor anderen Verlegern an. Indem ich das in diesem Augenblicke thue, so denke ich natürlich nicht, das Novellenbuch damit totzuschlagen. Mit dem Drucke hats Zeit. Nur die Lektüre des Manuskriptes sollen Sie vornehmen — weil erstens, wie Sie sehen, schon ein anderer Verleger anfragt, und weil zweitens der Rest der winterlichen Muße am passendsten dazu ist. Mit den ersten Sommerlüften (und sie kommen nach Gratz früher), wünsche ich als Tourist frei zu sein und meine Correspondenz, wenigstens die wichtigere, abgewickelt zu haben. Auch Sie werden vor den höchsten Wogen des Ostergeschäftes noch ein paar ruhigere Tage vor sich sehen. Beiderseits also möchte dies der Moment sein, Frage und Antwort auszutauschen.

Mein Manuskript hat noch kein Titelblatt. Einen Titel zu finden, wird mir nicht leicht, denn es sind gar zu viele und unter einander widerspruchsvolle Köpfe, die hier unter Einen Hut gebracht werden sollen. Endlich fiel mir der indifferente Titel ‚Halbdunkel' ein. Das Wort ist ein Symbol wenigstens für die Exposition der Romanhandlung, die buchstäblich im Halbdunkel spielt; im Grunde aber könnte man jeden Roman so nennen, insofern seine Spannung im Dunklen läßt, seine Lösung aber auch nicht dergestalt außer aller Erwartung und Vorbereitung liegen darf, daß man bis dahin förmlich im Finstern tappt. Also — Halbdunkel!

Den Blocus des Ganzen denke ich mir auf 3 Theile gegliedert und würde ich demnach die Apposition: Ein Roman in 3 Büchern wählen. Das 1. Buch reichte bis zum Schluß des Cap. 7, das einen natürlichen Abschluß bildet und wo zum erstenmale ein hellerer Lichtfunke in das Halbdunkel fällt; das 2. Buch ginge bis zum Ende des eigentlichen Romans, worauf dann der Zubau und das Anhängsel desselben, die Memoiren des Marchese Santafiore, als ein integrirender aber selbstständiger Theil das 3. Buch naturgemäß und von selbst bilden würde. Ob der Verleger just auch 3 Bände macht (es würden nur Bändchen sein), ob er zwei, ob nur Einen Band vorzieht, käme ganz darauf an, wie ers für seine Bilanz opportun findet und bliebe in seine freie Hand gegeben.

Gleich nach Empfang des Manuskriptes bitte ich mir eine Postkarte aus, daß es angekommen. Wenn Ihnen der Vertrag nicht convenirt, so bedarf es keines ausführlichen Motivenberichts. Man bezweifelt ja nicht die literarische Dignität, sondern man hat andere Gründe. Ich habe keine hysterische Empfindlichkeit, die zu schonen wäre; ein Geschäftsmann kann kurz mit mir sein und soll es auch.

Und nun empfehle ich Sie den Geistern dieser Lektüre, von der ich Sie um Ihres eigenen Genusses willen bitte, sie nicht zerstreut, sondern in guten Stunden vorzunehmen.

Mit Hochachtung

Ferdinand Kürnberger."

Wilhelm Hertz konnte sich zum Verlag des Werkes nicht entschließen. Er war, wie seine Aufzeichnungen sagen, zu dem Ergebnis gelangt, daß er seine Arbeit begrenzen müsse, „wenn das Begonnene und Übernommene nicht leiden solle, wenn dem Neuen die Teilnahme zugewandt werden sollte, die es erwarten durfte".

Altdeutsches Schattenspiel

IX.

Im Glanz der Gewänder und Gelage sprach sich ebenso wie in den ragenden Konturen der Rathäuser und Zunfthallen das Selbstbewußtsein eines jungen Standes aus, der unbekümmert emporstieg und dessen Aussichten unbegrenzte zu sein schienen. Die Städte kamen in überraschenden Ausmaßen voran, wenngleich die Zahl der Einwohner einer damaligen Großstadt nur zwischen Zwanzig- und Dreißigtausend betrug. Aber stattlich sahen sie aus. Der Umriß von Halle erinnerte Karl V. an Florenz. Die Stadtmauer von München hatte etwa hundert, die von Frankfurt siebzig Türme. Die Steinbrücke von Regensburg war ein Wunder der Welt. Ein einzelner Bürger von Köln lieh 1174 dem Erzbischof zum Romzug sechshundert Mark, damals eine gewaltige Summe. Krone, Kronjuwelen und Kroneinkünfte von England waren an ein paar einfache Dortmunder Kaufleute verpfändet. Durch Handel reich gewordene Familien verschwägerten sich mit dem hohen Adel. Eine Welser aus Augsburg wurde Erzherzogin von Österreich, eine Blomberg von Regensburg Geliebte des Kaisers und Mutter des Türkensiegers Don Juan d'Austria. Spaniens Flotten und Heere bezahlte der Fugger. Das Haus Welser erwarb Bergwerke in Haiti und Kolonien in Venezuela. Bürger wurden Bischöfe und Domherren und gelangten in Hofämter und Lehen.

Die Kaufleute, zumal der größeren Orte, waren weltläufige Menschen. Ihr Beruf nötigte sie, selber in die Fremde zu reisen, um entweder in Bergen oder in Nowgorod, in London, Lissabon, Antwerpen oder Venedig zu kaufen und zu verkaufen. Nicht nur die Nähe der See lockte ins Weite. Westfälische Binnenländer von Soest u. a. gründeten und herrschten zu Visby. Als erste unter den Deutschen suchten die Augsburger den neuen Seeweg nach „India" zu nutzen. Der Verkehr mit fremden Völkern erweiterte den Blick, machte hart und geschmeidig zugleich. Verhandeln wurde zur Kunst. Die Lübecker zogen es vor, zu tagen statt zu schlagen. Sein ging ihnen über Schein. Unscheinbar und ungekrönt war der deutsche Kaufmann der König von Mitteleuropa. Sein Geld, seine Ware wurden überall begehrt. Schon allein seine Herrschaft auf der Ostsee, dem „Fischbehälter des Abendlandes", gab ihm ein unerschütterliches Monopol. Erst als der Hering nach Holland verzog, erlosch der Stern der Hanse. Kaufmannskompanien beuteten die Bodenschätze aus. Die Hansen handelten mit Steyrer Stahl, die Augsburger brachten Silber in alle Welt. Im Labor der Fuggerschen Bergverwaltung zu Kärnten hat der junge Paracelsus forschen gelernt. Ein Monopol besaßen die Deutschen auch im Leinenhandel. Die große Ravensburger Gesellschaft vertrustete die schwäbische Erzeugung und exportierte bis Amerika.

Alle Schwierigkeiten und Gefahren des Land- und Seewegs überwand des Kaufmanns Wagemut und zähe Geduld. Wenn ein kleiner Ritter eine Burg neben der Straße besaß, wollte er am Durchgangsverkehr mitverdienen, indem er

Zoll erhob. Am Rhein waren 64, an der Elbe 35, an der Donau 77 Zollstätten. Dazu noch zahllose an den Landstraßen. Sie gehörten allen möglichen Fürsten und Herren. Der Rheinzoll zwischen Koblenz und Bingen betrug 50 bis 70 Prozent des verzollten Wertes. Da und dort pflegte die Obrigkeit am Pfingsttag den Jahresertrag einer Zollstätte zu verschmausen. Seinem Wert nach wurde der Rheinzoll dem Riesenvermögen Venedigs gleichgestellt. Wäre es wenigstens gelungen, ihn dem allgemeinen Nutzen des Reiches zuzuführen! Einsichtige Beurteiler empfanden diese Zustände im Zollwesen als nationales Unglück. Dagegen von der Willkür des landesherrlichen Münzrechts, wo alle zwei Wegstunden ein neuer Heller galt, hat der Kaufmann sich befreit, indem er nach dem Florentiner Goldgulden als vollwertiger europäischer Handelsmünze rechnete. Das taten vorwiegend die Süddeutschen, während die Hansen sich der Silberwährung bedienten.

Trotz allen Abgaben waren die Straßen nicht sicher. Nürnberg wurde in seinem Handel vom Adel Frankens aufs niederträchtigste gestört. Aber Druck erzeugt Gegendruck, und die Furcht vor den Städten, deren Räte auf den Schutz des Handels durch Bündnisse und Verträge bedacht waren, und vor ihrer geordneten Wehrmacht war so groß, daß im allgemeinen der rege Verkehr auf den Straßen sich ohne Störungen abwickelte. Gerade dies, daß er so mancher Schwierigkeiten Herr wurde, erhöhte des Kaufmanns Selbstgefühl. Wenn er in Rußland oder Norwegen mit unzuverlässigen einheimischen Häuptlingen Lieferungsverträge auf lange Frist abschloß, so hing es vom Gewicht seiner Persönlichkeit ab, ob diese gehalten wurden oder nicht. War er vertrauenswürdig, so setzte er sich durch, so verschaffte die Marke seines Hauses seinen Waren Abnehmer in aller Welt.

Dies Selbstgefühl gab dem Kaufmann auch daheim das sichere Auftreten. Mit den grundbesitzenden „Junkern" zusammen besetzte er den Rat. Der Rat war der gnädige Herr. Seine Strenge wurde sogar von Patriziern gefürchtet, wenn sie nur ihre Vollmacht etwas überschritten oder ohne Befehl handelten. Unehrliche Ratsherren wurden, wie Nikolaus Muffel in Nürnberg, ausgestoßen und abgetan, auch wenn sie dem ersten Stadtadel angehörten. Gegen Verbrecher aller Stände ging der Rat mit Härte vor. Wer eine Tonne Heringe stahl, wurde gehängt. In Lübeck sollen bis 1527 über achtzehntausend Menschen hingerichtet worden sein. Ein Bürgermeister, heißt es einmal, ist kein Weib; er soll nach dem Recht urteilen und nicht nach der Barmherzigkeit.

Der Rat brauchte tüchtige Mitarbeiter. Versagten die alten Geschlechter, so nahm er begabte Emporkömmlinge auf. Seine Tätigkeit war oft vielseitig und weitblickend. In Lübeck ließ er die Trave regulieren, einen Kanal zur Elbe bauen, Baumaterialien anhäufen und für Kriegsfälle das feste Holstentor errichten. Brunnen wurden angelegt und überall dafür gesorgt, daß Wasser in Armen die Stadt durchlief, weil Gerber, Färber, Weber, Wollspinner am Fluß arbeiteten und wohnten. Stolz waren die Reichsstädter auf ihre Artillerie. Eine planvolle aktenmäßige Verwaltung wurde eingerichtet, die im Stadtschreiber gipfelte. Durch zahllose Erlasse suchte der Rat das Leben der Ein-

wohner zu leiten. Von den städtischen Räten haben die fürstlichen Höfe bei uns die Kunst moderner Verwaltung gelernt.

Vor allem verstand man da, wo wie in Lübeck staatskluge Herren im Rat saßen, mit den Handwerkern und der Gemeinde zu reden. Man nahm die Zunftmeister nicht in den Rat, aber wenn es galt, neue Gelder zu beschaffen, oder wenn die Stadt bedroht war, so gingen die Senatoren herum und besprachen sich mit verständigen und erfahrenen Mitbürgern. Fast überall tauchen die Profile großer Führer und Konsuln auf wie im Altertum. Das freie Eigenleben der Polis drängte dahin, sich in der einen oder anderen Gestalt zu verdichten.

Die Städte waren Hauptträger des Reichsgedankens. Ihre Bürger erlebten jedes Jahr Kaiser und Reich in ihren Mauern. Allein zu Worms sind mehr denn hundert Reichstage abgehalten worden, viele andere zu Nürnberg, Frankfurt, Speyer, Regensburg, Augsburg. Berühmte Reichsschlüsse sind nach Städten genannt. Von Nürnberg sagte Karl IV., wie sehr es ihm gefalle mit seinen schönen Häusern und weiten Gassen. Wenn er das Reich in Ordnung gebracht, wolle er da wohnen, zumal die Stadt recht in der Mitte gelegen sei. Später ging Maximilian gern dorthin und tanzte mit den Damen auf dem Rathaus. Nürnberg war der erste Luxusmarkt des Reichs, weil die hohen Herren oft hierher kamen und hier Qualitätsware fanden in Waffen, Goldarbeiten, Schnitzereien, Gemälden. Der Umgang mit der großen Welt machte den Städter urban, geweckt, gewitzt.

Die Einwohner solcher Städte hielten sich aller Welt für überlegen. Auf den Bauern sah auch der Kleinbürger mit Geringschätzung herab. Aber hatte man nicht auch Pfaffen und Ritter eingeholt! Ausbau und Leitung des Wohlfahrtswesens war von der Kirche auf den Rat übergegangen. Bürger waren frommer und gebildeter als Geistliche. Der Kaufmann Merswin zu Straßburg ging ohne Priester den mystischen Weg zu Gott. Der Bürgermeister Rubenow gründete zu Greifswald, der Nürnberger Rat zu Altdorf eine Universität. In vielen Städten schuf die Bürgerschaft lateinische Schulen. Büchereien entstanden und gelehrte Schriften. Der Stadtschreiber verfaßte die Chronik der Gemeinde. Ein Nürnberger Patrizier stiftete die führende Sternwarte des Abendlandes. Die Volksbildung war so hoch gestiegen wie nie zuvor. Die Kinder der Handwerker und oft auch diese selbst lernten in den „deutschen" Schulen Schreiben, Lesen und Rechnen. Im 1400 schrieb in den Städten fast jeder seinen Brief. „Alles Volk", heißt es 1498, „wil in yetziger Zeit lesen und schreiben." Leider wurden auch „böse" Bücher gelesen, die „anreitzen zur Wollustigkeit". Die „Volksbücher" vom Eulenspiegel und Doctor Faust oder Luthers deutsche Bibel waren in vielen Händen. Das Verlangen nach Kunde aus aller Welt rief seit 1505 die ersten Zeitungen hervor.

Mit den Adeligen nahm man es längst auf, sowohl mit dem Degen wie mit der Feder. Bürger hatten sich als Generale und Admirale bewährt, der Kaiser hatte dem Lübecker Kontingent seine Anerkennung ausgesprochen, und Karl der Kühne von Burgund, der glänzendste Fürst der Zeit, war einem Bürgerheer

erlegen. In der Poesie setzte man die Überlieferung des Minnesangs fort. In Nürnberg waren an zweihundertfünfzig Meistersänger in den Geheimnissen der „gestreiften Safranweis" oder der „krummen Zinckenweis" erfahren.

Sogar vor Kaiser und Papst hatte ein Bürger nicht immer Respekt. Schultheiß Rösselmann von Kolmar ließ König Rudolf nicht in die Stadt. Das bekam ihm schlecht, obwohl gerade Rudolf Spaß verstand. Als ein Eßlinger einmal über ihn Witze machte, meinte der König gelassen, in einer freien Stadt müßten Geist und Zunge auch frei sein. Aber der Rat von Nürnberg ließ Meister Sachs, als er der „Wittenbergisch Nachtigall" sein Lied sang, ersuchen, er möge lieber seines Schuhmachens warten.

X.

Maßstab auch der geistigen Dinge war dem Bürger seine Werksgesinnung, die ihn hielt und hob. Darum war er für Sitte und Recht und für Luther, weil dessen Glaube nicht mönchisch und magisch, sondern weltlich und lehrhaft war. Der Bürger lehnte die Messe ebenso ab wie das Heldenlied.

In dieser Welt des bürgerlichen Mittelalters unterlag auch die Kunst den Maßstäben des Nutzens. Geld regierte. Manche Familien, die davon genug hatten, zogen sich vom Geschäft zurück, um außerhalb der Stadt nobilitiert auf ihren Gütern den Junker zu spielen. Ihnen hielt der alte Adel freilich entgegen, daß nicht Geld und Brief, sondern das Blut den Ritter mache. Ein Künstler war auch in Bürgeraugen nicht mehr als ein Handwerker. Ein Poet war nicht einmal zünftig. Geistiges Leben vollzog sich am Rande der Gesellschaft. Gewiß wehte in einigen Kreisen größerer Städte etwas von der freieren Luft der Renaissance. Da begegneten sich verwandte Geister. In Straßburg lebte der Maler Hans Baldung im Umgang mit dem Stadtschreiber Sebastian Brand, mit Jakob Wimpfeling und Thomas Murner. In Basel verkehrte Erasmus mit den Amerbach, einer Familie von Buchdruckern, Juristen und Sammlern; er suchte den Geist der Antike mit einem humanen Christentum zu vereinen. In Tübingen erschloß Reuchlin uns das Hebräische. Zu Augsburg widmete Konrad Peutinger sich der Erforschung des deutschen Altertums. Sein Haus war ein Museum. Dem Augsburger Kreise gehörten die Maler Holbein und Burgkmair an. In Erfurt sammelte sich eine Schar geistvoller Humanisten, die die Unbildung des Klerus witzig verspotteten. Fast überall stand neben dem Autor der Verleger. Schriftsteller, Graphiker, Drucker arbeiteten Hand in Hand. Anton Koberger zu Nürnberg besaß einen Weltverlag. Der gelehrte Senator und Sammler Pirkheimer stand hier in Verbindung mit Albrecht Dürer, den wir Bilderbogen am Markt verkaufen sehen. Da war die Gießhütte der Vischer, aus der manches berühmte Grabmal hervorging. Da wirkten von Bildhauern Adam Kraft mit der Wucht seines plastischen Ausdrucks und der schwungvolle Veit Stoß. Die Atmosphäre Venedigs oder Antwerpens, wo der Künstler als Grandseigneur galt, war freilich im biederen Nürnberg nicht heimisch.

Der Bürger blieb eben immer ein Bürger. Wenn er als Künstler oder Dichter etwas Besonderes darstellen wollte, wurde ihm das nur verdacht. Aber als

Bürger war er geschützt und geachtet, auch als Handwerksmeister, selbst als Geselle. Die Zunft gab ihren Angehörigen Haltung, sie sicherte und verpflichtete den einzelnen. Lust und Leid trugen die Genossen gemeinsam. Sie nannten sich Brüder, weil die Zunft an Stelle der Sippe getreten war. Kam einer in Krankheit und Not, so wurde ihm aus der Kasse der Zunft geholfen. Alte und Sieche wurden in Spitäler eingekauft. Bei der Auswahl des Nachwuchses wurde der Stammbaum geprüft. Nur Kinder deutscher, ehelicher und ehrlicher Herkunft konnten Lehrlinge werden. Der Zunftgenosse durfte weder mit Schauspielern verkehren noch sich barfuß auf der Gasse zeigen. Wer zu Hause ein „Verhältnis" hatte, wurde aus der Kramerzunft gestoßen. Kein Geselle durfte nachts außerhalb des Meisterhauses bleiben oder im Wirtshaus eine unehrbare Frau neben sich sitzen lassen.

Das Wandern der Gesellen ist viel besungen worden. An sich war es ein hartes Muß. Man ließ die jungen Burschen in die Fremde ziehen, weil man sie daheim nicht alle versorgen konnte. War es Sommer, so zog man gern fechtend umher; im Winter war man mit jeder Arbeitsstätte zufrieden. Arbeit draußen zu finden, war nicht schwer. Fast überall fand der Bursch die Herberge seines „Zeichens" und den Meister dazu. In früheren Zeiten war es die Regel, daß der Geselle einmal Meister wurde. Später, als das Geschäft nicht so viele Meister ernährte, wurde ihre Lage schwieriger. Der Reichsgesellenverband vermittelte ihnen Arbeit, wo er konnte, und sorgte auch für höheren Lohn und kürzere Arbeitszeit, vor allem für den „blauen", d. h. freien Montag, an dem der vielbeschäftigte Geselle seinen eigenen Angelegenheiten nachgehen konnte. Die ehrbaren Burschen veranstalteten Maskenzüge und öffentliche Tänze und gaben, den Degen an der Seite, den Scholaren und Studenten im Auftreten nichts nach. Da es in jenen gefährdeten Zeiten mehr Frauen als Männer gab, so waren auch Frauen als Bierbrauerinnen, Baderinnen, Garnmacherinnen usw. in der Zunft. Waren sie verheiratet und lebte der Mann, so halfen sie im Geschäft. Während der Meister in der Werkstatt saß, verkauften sie die fertige Ware im Laden oder auf dem Markt.

Vor allem mußte es den Handwerksmeister der Lutherzeit mit gerechtem Stolz erfüllen, wenn er bedachte, wie unendlich sich seit einigen Generationen das Handwerk verzweigt, verfeinert, vermehrt und vervollkommnet hatte. Was war nicht alles aus den alten „Viergewerken" der Weber, Schuster, Bäcker, Schlächter herausgewachsen, was hatte sich nicht alles an sie angegliedert! „Aus dem Handwerk der Eisenschmiede waren zwölf jüngere gekommen, vom Sarwürker, der die Kettenpanzer fertigte, bis zum Nestelmacher. Die Riemer, Sattler und Beutler hatten sich getrennt." Die Schneider waren ansehnliche Leute in diesen Zeiten der gewählten und wechselnden Mode. Nicht minder die Schuster. Erzeugnisse der Goldschmiede und Bernsteindreher gingen weit ins Ausland. Solinger Stahlklingen und Nürnberger Spielzeug waren berühmt. Um gut sitzende Rüstungen zu arbeiten, mußte der Schmied etwas von Anatomie verstehen. Die Feinmechaniker machten Meßinstrumente, Waagen, Uhrwerke und Kunstschlösser. Zu Nürnberg gab es nach einer Zählung von 1363 nicht weniger

als 1216 Meister, die in fünfzig Gruppen zerfielen. Darunter waren 76 Schneider, 60 Lederer und 57 Kürschner. Zu Augsburg lebten von der Weberei, die dort noch heute blüht, weit über siebenhundert Meister.

Neben diesen braven Bürgern hat es nicht an kühnen Neuerern gefehlt, die der Erzeugung und dem Leben mit allerhand Erfindungen weiterhelfen wollten. Mit einer Brille haben bereits die Minnesänger gelesen. 1320 entstand zu Dobrilugk das erste deutsche Eisenwerk. Es wurde durch Wasserkraft angetrieben. Ebenso die Papiermühle, die der Nürnberger Patrizier Ulman Stromer erbaute. Bis dahin hatte man sich beim Papiererzeugen der Hand bedient. Deutschlands älteste Maschine, ein Kran vom Jahre 1330, steht zu Lüneburg. Ein anderer Kran wurde 1413 zu Trier erbaut. Die Dosenuhr, die man vor sich auf den Tisch stellt oder in die Tasche steckt, hat Peter Henlein zu Nürnberg erfunden; er ist dort 1509 Meister geworden. Die Gebrüder Danner konstruierten ebenda Schrauben und Spindeln. In Nürnberg lebte der Kartograph und Weltreisende Martin Behaim. Von ihm stammt der erste Erdglobus (1492). 1550 überreichte Hans Lobsinger dem Rat eine Abhandlung, in der er eine Fülle eigener Erfindungen niedergelegt hatte, die das Sägen, Prägen, Gießen, Bohren erleichtern sollten. 1556 erschien das erste deutsche, gedruckte Buch über den Maschinenbau. Wir sehen daraus, wie die Handwerker mit Schwungrädern, Tretbrettern, rotierenden Scheiben, Transmissionen, Wasser- und Windmotoren arbeiteten. 1568 brachte Jost Amman sein bekanntes Bilderbuch des Handwerks mit den Versen von Hans Sachs heraus.

In Nürnberg drangen neue Ideen leichter und zahlreicher ans Licht als anderswo, weil es dort keine Zunftverfassung des Handwerks gab. Wo sie bestand, schätzte man wohl das sorglich ausgeführte und preiswert berechnete Erzeugnis einer meisterlichen Hand, war aber gegen die schnelle, billige und massenhafte Fertigung. Man beschränkte die Zahl der Arbeitskräfte und verbot dem Einzelnen die Anwendung feinerer Werkzeuge und neuerer Apparate. Der Geist der Maschinenstürmer ging um. Als einer der ersten „Arbeiterführer" predigte der Pfarrer Johann Mathesius vor seinen Bergleuten und legte ihnen dar, wie die Technik eine „freie und natürliche Kunst sei, dafür man Gott danken müsse".

Daß im fünfzehnten Jahrhundert Gutenberg zu Mainz die beweglichen Lettern und damit den modernen Buchdruck erfand, weiß jedes Kind. Aber wer weiß, daß sich die Menschen damals ernstlich um Tank und Auto bemüht haben? Die Kriegsingenieure des Mittelalters arbeiteten an einem gedeckten Kraftwagen, dessen Bespannung man nicht abschießen, mit dem die Heeresleitung Kanonen, Musketiere oder Schützen ungefährdet an die feindliche Linie oder Festung heranbringen konnte. Albrecht Dürer hat für Maximilian I. neun kaiserliche Kraftwagen entworfen. Landsknechte kurbelten sie oder traten das Rad. Ob diese Wagen gegangen sind, wissen wir nicht. Aber am 2. Januar 1447 fuhr durch Memmingen ein gedeckter Wagen ohne Pferde und Menschen. Unsichtbar saß ein Lenker darin. Er bewegte die Räder mit einer Handkurbel oder einem Tretrade. 1504 kurbelte in Pirna ein Bürger einen von ihm konstruierten Kraftwagen an, der aber im Kot steckenblieb. In Nürnberg fuhr um 1600 ein

Zirkelschmied auf seinem Auto umher. Ein gelähmter Uhrmacher fertigte sich ein Krankenauto, das in Nürnberg noch zu sehen ist. Zur modernen Welt hinüber führt uns auch der Magdeburger Bürgermeister Otto von Guericke, der die Luftpumpe und Elektrisiermaschine erfand.

Das Spiel ist aus. Die Schatten altdeutschen Lebens, dessen wechselnde Szenen uns ergötzt haben, sind zurückgetreten von der Bühne. Die Fülle der einzelnen Eindrücke fügt sich zusammen zu dem Gesamtbilde eines ständischen Aufstiegs, wie ihn die Welt kaum zum zweitenmal gesehen hat. Der Bürger hat die Kultur des Abendlandes bis heute geprägt. Wir haben ihn von allen Seiten kennengelernt, er war weitblickend, staatsklug, wehrhaft und frei, regsam, erfinderisch, geschmackvoll, schöpferisch und gebildet, fleißig und wohlhabend. Es war seine große Zeit, trotz Not und Tod, trotz Pest und Krieg stieg er empor; was er tat und schuf, hatte Stil. Unerhörten Widerständen abgerungen, bleibt die deutsche Stadt des Mittelalters eine „heroische Erscheinung".

Und darum fragt man: warum ist es den Bürgern nicht gelungen, Reich und Geist zu neuer Kraft und Gestalt auszubauen? Warum sind sie dem Druck des Auslandes hier, des Adels und der Landesfürsten dort erlegen, um erst später wieder hervorzutreten? Gewiß war die Lage des seit langem regional und ständisch gespaltenen Reiches schwer zu bessern. Aber es fehlte der Zeit auch an der rechten Mitte eines unbedingten, geistig formenden Vorbildes, wie es die alten, sakralen Kaiser, ihr Hof und ihre Kunst gewesen waren. Auch das Reich der Kirche versank. Nationale und mehr noch soziale, lokale, individuelle Art wurde zum Maßstab der Bewertung.

Dem Leben, der Kunst, der Literatur fehlte die große Linie. Weil die Zeit um 1500 und vorher gelockert und chaotisch war, brachte sie dämonische Mächte und edle, schöpferische Begabungen gleichermaßen in Fülle hervor. „Wenn die Religionen sich wenden, so ist es, wie wenn die Berge sich auftun; zwischen den großen Zauberschlangen, Golddrachen und Kristallgeistern des menschlichen Gemüts, die ans Licht steigen, fahren alle häßlichen Tazzelwürmer und das Heer der Ratten und Mäuse hervor." In Grünewald schwang die gotische Mystik sich noch einmal zu hoher Ekstase auf. Deutsches Empfinden, in der Schule der Alten geläutert, rührte im „Ackermann aus Böhmen" und in Holbeins Totentanz an letzte Dinge. Dazwischen huschten die Narren, Fratzen und Teufel der bürgerlichen Realität auf der Bühne des Lebens und der Künste umher. Wo war die Norm zu finden?

Viel später haben Goethe und Alexander von Humboldt, ein Sohn des patrizialen Frankfurt und ein Sproß des klassizistischen Berlin, ihrer Nachwelt das als Vermächtnis hinterlassen, daß der Mensch sich gemäß den überzeitlichen Typen und Normen der Natur zu bilden habe, die auch der Griechen Maßstab gewesen sind. Lange vor ihnen hat Dürers suchender Geist jenes tiefe Bekenntnis ausgesprochen — in dem sich wohl das geheime Sehnen der Zeit verrät — es müsse in den Dingen eine letzte Schönheit, von dieser Welt und darüber hinaus weisend, enthalten sein, die man nur herauszuheben brauche, um Regel und Maß alles irdischen Lebens zu finden.

Rundschau

Entscheidung. Der Abschluß des Nicht-Angriffs- und Konsultationspaktes zwischen dem Deutschen Reich und Rußland hat in der ganzen Welt, da er völlig überraschend kam, wie eine Bombe gewirkt. Die Verflechtung der Völker der ganzen Welt ist so stark, daß keine bedeutende politische Handlung einiger Staaten ohne unmittelbare Berührung aller andern bleiben kann. So sind die Wirkungen des Paktes nicht nur in ganz Europa, sondern auch im Fernen Osten stark spürbar, und heute kann niemand absehen, in welche Richtung die Weltpolitik durch ihn gedrängt wird. Die englische und französische Regierung freilich haben sich beeilt, unmißverständlich zum Ausdruck zu bringen, daß ihre Haltung gegenüber Polen in keiner Weise durch die neue Lage beeinflußt werde, sondern daß beide Regierungen Polen gegenüber im Wort bleiben würden. Dadurch hat sich die schon bestehende Spannung so unerträglich verschärft, daß ihre Lösung nicht mehr hinausgezögert werden kann. Die Geschichte kehrt sich nicht an die Gefühle der Völker. Wenn die Zeit reif geworden ist, untragbare Zustände oder begangenes Unrecht zu liquidieren, so lenkt sie den Gang der Ereignisse, ohne sich an Ressentiments zu kehren, und trägt gegebenen Tatsachen Rechnung. — Wenn diese Zeilen in Druck gehen, ist noch nicht die letzte Hoffnung entschwunden, daß durch ein Handeln der verantwortlichen Staatsmänner außerhalb der Regeln des gewohnten diplomatischen Spiels in letzter Stunde der Ausbruch des Weltkrieges vermieden wird, den in der ganzen Welt kein fühlender Mensch wünschen kann.

Dauer im Wechsel. Zur Erkenntnis englischer Mentalität unentbehrlich ist das Buch von George Macaulay Trevelyan „British History in the Nineteenth Century (1782–1901)". Dieses Buch erschien 1922 und hat bis heute 13 Auflagen erlebt. Der letzten Ausgabe hat dieser bedeutende Historiker an der Cambridger Universität einen Überblick über die Zeit von 1902 bis 1919 hinzugefügt und eine gedrängte Übersicht über die Jahre von 1919 bis 1937 angeschlossen. Jetzt ist die deutsche Übersetzung unter dem Titel „Der Aufstieg des Britischen Weltreiches" erschienen (Brünn, Rudolf M. Rohrer). Diese glanzvolle Leistung neuer englischer Geschichtsschreibung ist eine Erkenntnisquelle ersten Ranges für die englische Mentalität. Trevelyan spricht von der rasenden Entwicklung, welche die Welt vor mehr als 100 Jahren durch die Technik genommen hat, die in England ihren Ausgangspunkt hatte, und vom Beharren der englischen Menschen in sich. „Wir stehen den Menschen jener Jahrhundertwende zeitlich und seelisch so nahe, obwohl unser tägliches Leben ganz anders geworden ist. Darin liegt das Widerspruchsvolle und Romantische moderner Geschichtsschreibung. Unsere Berufsarbeit, unsere Reisen, unsere Lebensweise unterscheiden sich von den ihrigen nicht weniger, als diese von den alten Angelsachsen. Und doch würden wir bei ihnen uns ganz zu Hause fühlen, denn wir sprechen fast dieselbe Sprache und unser Denken und Fühlen ist auch fast das gleiche, so sehr sich die Umwelt, die unser Denken und Fühlen anregt, auch verändert hat ... Ein englischer Offizier des Weltkrieges hätte sich in einer britischen Offiziersmesse des flandrischen Feldzuges von 1793 weit heimischer gefühlt, als in einer fremden

Messe unserer Tage. Er hätte die Schnäpse vielleicht etwas zu schwer gefunden, aber sonst wäre ihm alles unsagbar traulich erschienen. Es wäre ihm manches nicht recht gewesen, aber er hätte auch die Mängel von innen heraus verstanden. Einen Teenachmittag bei Dr. Johnson fänden die meisten gebildeten Engländer von heute recht gemütlich, und sie würden mit Vergnügen zuhören, wie die Verhältnisse des Kulturmenschen zur Gesellschaft mit echt britischer Gutmütigkeit und gesundem Menschenverstand, aber auch mit allen britischen Vorurteilen erörtert werden." Trevelyan schildert die Wirkung der technischen Entwicklung auf die Menschheit in Gedankengängen denen Eugen Diesels ähnlich und stellt ihr den britischen Volkscharakter gegenüber. „In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird eine neue Welt aufgebaut, eine ganz neue Gesellschaft entsteht, unendlich feiner gegliedert als die alte; ihre Teile durchdringen einander viel stärker als ehedem. Noch nie hat die Welt eine solche Fülle von Möglichkeiten des Fortschritts und des Unheils gesehen ... Derselbe britische Volkscharakter, den wir aus dem stillen 18. Jahrhundert kennen, mit seinem gesunden Menschenverstand und gutmütigem Sinn, seinen bestimmten Abneigungen und Vorurteilen, hatte jetzt mit dieser langen, furchtbaren Krise der menschlichen Beziehungen zu ringen und schuf in unsäglichem Mühen, Irrtümern, Siegen die seltsame Welt, in der wir heute leben." Die klare englische Haltung des Verfassers beeinträchtigt in keiner Weise die kritische Sicherheit und Ruhe seines Urteils. „Seit dem Frieden von Versailles hat die britische Politik wenigstens das Verdienst, immer guten Willens gewesen zu sein, aber nicht immer war sie klug und fest genug, und selten war ihr Erfolg beschieden, außer während der kurzen Zeitspanne von Locarno (1925), als Sir Austen Chamberlain eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich zuwege brachte." „Die letzten Jahre haben größere Veränderungen in den Gewohnheiten und dem Denken der Engländer und ebenso im Aussehen Englands bewirkt als ganze Jahrhunderte zuvor. Ein wirklich ermutigender Zug ist es, daß trotz des fürchterlichen Rückschlags des Krieges und der Nachkriegszeit der durchschnittliche Wohlstand der Bewohner der Insel größer ist als vor dreißig Jahren, und das gibt die Hoffnung, daß der Mensch seine neuen Kräfte vielleicht doch dazu benützen wird, sein Leben reicher und glücklicher zu machen, als es bisher war. Und trotz allen seinen Mißgriffen und Mißgeschicken ruht die beste Hoffnung der Welt noch immer auf diesem Land." Wird diese Mahnung auch von den Landsleuten des Verfassers gewürdigt werden?

Amerika geht in den Krieg. Gerade in der gegenwärtigen Zeit mit ihren schicksalsschweren Erinnerungen ist ein Buch, wie das des Professors an der amerikanischen Universität Baltimore, Charles Callan Tansill, „Amerika geht in den Krieg" (Stuttgart, Franck'sche Verlagshandlung) von größtem Wert. Herr aller Quellen, gibt Tansill ein authentisches Bild der Gründe, die den verhängnisvollen Schritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg bewirkten. Kaum je zuvor war es möglich, von einem Kenner die Gedankenwelt amerikanischer Politiker so erläutert zu finden, wie es in diesem Buch geschieht. Wenn aus der Geschichte überhaupt zu lernen ist, so könnte dieses

Buch dazu dienen, den Politikern anderer Länder die Möglichkeit zu geben, amerikanische Mentalität wirklich zu begreifen. Das Erschütternste an diesem Buch, wie an den meisten von fremden Staatsangehörigen geschriebenen Kriegsbüchern, ist die Erkenntnis, welche nie wieder gutzumachenden Fehler auf deutscher Seite gerade in der Berechnung der Psychologie der anderen gemacht worden sind. Die Reihe der deutschen Ungeschicklichkeiten und Fehlversuche ist geradezu erschreckend lang.

Preußischer Schnappschuß. Eine richtige Anekdote muß, wie die Zeichnung eines echten Künstlers, das Wesentliche festhalten, alles Nebensächliche und Zufällige weglassen. Nur dann kann sie ihren Zweck, zu charakterisieren, erfüllen. Diese Forderungen sind in hervorragendem Maße in Friedrich Siebens Sammlung „Preußische Anekdoten" erfüllt (Berlin, Bernard & Gräfe). In diesen Anekdoten, die mit dem Burggrafen Friedrich von Hohenzollern beginnen und bis zu Kaiser Wilhelm I. und Bismarck reichen, ist alles auf 528 Seiten Text, was Preußen groß gemacht, und auch alles das, was es in der Welt und selbst und gerade bei anderen deutschen Stämmen unsympathisch gemacht hat, im Kern enthalten. Man vermißt vielleicht manche gängige Anekdote, dafür aber hat man die Sicherheit, nur historisch Beglaubigtes zu erhalten. Darum ist die Sammlung ein wesentlicher Beitrag zum Bilde Preußens.

Die Jugendtragödie eines großen Herrschers ist immer ein ergreifendes Schauspiel. Denn wir ahnen, auch wo wir es nicht wissen, daß zwischen dem tragischen Jugenderleben und der Größe der Mannesleistung ein tiefer und notwendiger Zusammenhang besteht. Vielleicht ist nur der, der schon in jungen Jahren harte Schicksalsschläge erlebt hat, ohne an ihnen zu zerbrechen, gestählt genug, um hernach in entscheidender Stunde selber Schicksal zu gestalten. Schwerlich wäre Friedrich der Große zu einem solchen Gipfel feldherrlicher und staatsmännischer wie auch menschlicher Größe emporgestiegen, hätte er nicht durch die tragischen Ereignisse seiner Kronprinzenzeit einen derartigen Grad seelischer Abhärtung und Festigung erlangt, daß er gegen die unerhörten Nervenproben und Spannungen seiner Mannesjahre von vornherein gewappnet war. Und nicht unähnlich verhält es sich bei jenem anderen Preußenkönig, der mit Bismarcks Hilfe die deutsche Einigung und Reichsgründung vollzog und heute in unserer Erinnerung als der „Alte Kaiser" fortlebt. Auch Wilhelm I. hat in jungen Jahren einen schweren Schicksalsschlag erdulden müssen, der ihn bis ins Innerste traf und seine weitere Lebensbahn tiefer bestimmte, als wir im Durchschnitt zu wissen pflegen. Wir sprechen von der unglücklichen, mit einem tragischen Verzicht abschließenden Liebe des Prinzen zu Elisa Radziwill, die Dr. Kurt Jagow vor einigen Jahren zum Gegenstand einer umfassenden Darstellung gemacht hat. Seit dem Erscheinen von Jagows sachkundigem und gründlichem Buch wissen wir, daß es hier um viel mehr ging als um eine bloße „Liebesaffäre", daß wir vielmehr — in Analogie zu der Kronprinzentragödie Friedrichs — von einer neuen preußischen Prinzentragödie sprechen dürfen. Das gleiche tragische Jugenderlebnis bildet auch den beherrschenden Hintergrund eines neuen, vor kurzem erschienenen Werkes von Kurt Jagow, das den Titel „Ju-

gendbekenntnisse des Alten Kaisers" trägt (Leipzig, Koehler und Amelang) und die sehr wertvollen Briefe des Prinzen Wilhelm an die Mutter seiner geliebten Elisa enthält. Die Empfängerin der Briefe war dem frühverwaisten Prinzen schon lange vor dem Aufflammen seiner Liebe eine mütterliche Freundin und stand ihm zudem als Base König Friedrich Wilhelms auch verwandtschaftlich nahe. Die bisher unbekannten Briefe, die zu den kostbarsten Schätzen des von Dr. Jagow verwalteten ehemals Königlichen Hausarchivs zählen, sind daher nicht nur für den Forscher, sondern ebensosehr für den historisch und menschlich interessierten Laien eine wahre Fundgrube. Denn sie sprechen den Leser unmittelbar und sehr viel stärker an, als es irgendeine noch so packende Darstellung vermag. Ohne den Wert des erschlossenen Materials als Informationsquelle für wichtige und interessante Zeitereignisse — wie den Tod des Zaren Alexander, den russischen Dekabristenaufstand, die morganatische Vermählung Friedrich Wilhelms III. mit der Fürstin Liegnitz — schmälern zu wollen, glauben wir doch feststellen zu dürfen, daß der Hauptwert dieser Briefe darauf beruht, daß sie zugleich, wie schon der gut gewählte Titel des Buches besagt, Bekenntnisse des Prinzen sind, Bekenntnisse sowohl zu seiner Liebe wie auch zu seinem über alle zeitlichen Nöte erhabenen unverbrüchlichen Gottesglauben, der gerade nach dem schmerzlichen Abschluß der Liebestragödie besonders stark zum Durchbruch und Ausdruck kommt. Der knapp dreißigjährige Prinz ist sich der Tiefe des Einschnittes bewußt, den das tragische Ende seiner Jugendliebe für seine ganze Lebensbahn bedeutet. Mit einer geradezu dichterischen Prägnanz spricht er es einmal aus, wenn er sagt: „Ein mehrfach zerschmettertes Herz tritt in die kältere Mannesbahn ein." Und später, in einem ebenfalls abgedruckten Dokument aus dem Jahre 1857 urteilte er rückblickend über das entscheidende Erlebnis seiner jungen Jahre: „Der Kampf und der Schmerz der Entsagung ... drückte meinem ganzen Leben den tiefen Ernst auf, der mich nicht wieder verlassen hat." Und wenn der Prinz — bereits 1827, ein halbes Jahr nach vollzogener Entscheidung — an die Fürstin Radziwill schreibt: „Durch eine merkwürdige Kette verhängnisvoller Ereignisse ist mein Leben bezeichnet gewesen, das alles sollte stählen für irgendein ungewöhnliches Ereignis" und dabei Resignationspläne zugunsten seines jüngeren Bruders erwägt — welcher heutige Betrachter erinnerte sich nicht jener ganz andersartigen, aber wahrhaft ungewöhnlichen Ereignisse, die fast ein Halbjahrhundert später den Namen Wilhelms zu einem der denkwürdigsten unserer Geschichte machten.

Geschüttelte Lebensweisheit. Wer ist Benno Papentrigk? Dieser so wunderbar echt klingende, ganz niedersächsische Name läßt sich von jemand, der im Schütteln nicht unerfahren ist, schnell und mühelos zu Anton Kippenberg enträtseln. Benno Papentrigk's „Schüttelreime" (Leipzig, Inselverlag. RM 2,50) waren schon seit geraumer Zeit als Privatdruck den Freunden des Gründers und Leiters des Inselverlags lieb und vertraut. Nun hat sich der Verlag entschlossen, diese prächtige Gabe auch dem großen Publikum zugänglich zu machen. Wenn seinerzeit der Berliner Germanist Gustav Roethe in der Literaturgeschichte sogar den Wirtinnen-Versen den Platz nicht verweigert

sehen wollte, so würde er sicherlich den Schüttelreimen in ihrer heutigen Vollendung ihn gerne eingeräumt haben, vor allem solchen, wie denen von Benno Papentrigk. Denn hier ist zwar auch der Schüttelreim das Charakteristikum, aber erhaben über bloße Wortklingelei und Buchstabenspielerei muß man von Lyrik in allen ihren Formen sprechen. Die Forderung des Meisters an die Anfänger im Schütteln geht eindeutig dahin, daß erst der Gedanke da sein muß ohne Trivialität, und daß man nicht eines billigen Witzes halber die Form und Sprache vergewaltigen darf. Auch die strenge Pflicht zu reinen Reimen wird geboten. Aus diesen unabdingbaren Forderungen ergibt sich, daß der Zwang zu strenger Form zu gleicher Zeit ein Zwang zu reinem Denken wird. Und da bringen nun diese Schüttelreime alles das, was die reich- und feingebildete Persönlichkeit ihres Autors zu geben hat. Es ist viel Anmut und viel Witz, klare Stellungnahme und Polemik gegen das Banausentum, wo immer es sich findet, aber noch mehr sehr gerade, ordentliche Lebensphilosophie in diesen reizvoll doppelt reimenden Versen. Die Gemeinde Benno Papentrigk's wird ins Ungemessene wachsen.

Der junge Feldjäger. Ein ungewöhnlich interessantes und tiefe Einblicke in das Leben zur Zeit der napoleonischen Kriege vermittelndes Buch gab kein Geringerer als Goethe seinerzeit mit einer Einleitung heraus: „Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten während des spanisch-portugiesischen Krieges 1806–16". In der literarischen Anzeige dieses Buches schreibt Goethe von diesem deutschen Menschen, der, verführt durch eigenen Leichtsinn, unter die Soldaten gerät und erst in preußischen, dann in fremden — französischen, englischen, spanischen, wiederum französischen und endlich sardinischen — Diensten stand. „Leichtsinnig war die kriegerische Laufbahn angetreten, leichtmütig durchgeführt, und so findet man auch den Verlauf derselben leicht und froh niedergeschrieben. Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder, das Büchlein macht daher einen sehr angenehmen Eindruck. ... Unser Feldjäger ist eine von Haus aus gute Natur, mit allem, was kommt, findet er sich ab, ist gehorsam, brav, ausdauernd, gutmütig und rechtlich, ein bißchen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Notwendigkeit zu befürworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde sich einen solchen Kameraden wünschen. — Nun aber sagen wir ohne Furcht, mißverstanden zu werden: Das Verdienst eines geregelten Reisenden und seiner Mitteilungen wissen wir nach dem ganzen Werte zu schätzen; aber ein solcher Gang, der nicht vom Wandern abhängt, wo weder Zweck noch Willkür stattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerste Notwendigkeit gebietet, dieser hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa, nach einem wohldurchdachten Plan Belehrung, Unterhaltung, Freude zu erwarten, kein bedeutender Gewinn fürs Leben ist zu hoffen; denn alles, was im notgedrungenen Augenblick erhascht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren, und im Hintergrunde zeigen sich gegen geringe Vorteile Mühsale, Wunden, Krankheiten, Kerker, Tod. Dadurch hat eben das Ganze in jedem seiner Teile ein frisches, unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden-

stellt. Die Nachbildung eines solchen unberechenbar wechselnden Zustandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Interesse, daß der geringste Soldat, weite Landstriche als Fremdester kreuz und quer heimsuchend, durch sein Quartierbillett wie an der Hand des hinkenden Teufels in das Innerste der Wohnungen, in die tiefsten Verhältnisse verschlossener Häuslichkeit eingeführt wird, wie denn an Gegensätzen solcher Szenen auch in diesem Dekurs kein Mangel ist." Goethe gibt dem Buch den Wunsch mit auf den Weg, daß „es zu vergnüglicher Unterhaltung und vielleicht auch hier und da zu nützlicher Umsicht Gelegenheit geben möge". Wer wird nicht begierig nach einer solchen Möglichkeit greifen, wenn er hört, daß dieses Buch eines deutschen Schicksals unter fremden Fahnen jetzt unter dem Titel „Die Abenteuer eines Soldaten" (Dortmund, Volkschaft-Verlag. RM 4,80), herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Tügel, erschienen ist?

Reigen der Biographien. In wachsendem Maße ist das Interesse des lesenden Publikums für historische Dokumente erwacht, so daß man fast von einer Flucht in die Geschichte sprechen kann. Eine Fülle dieser Bücher sei dem Leser nahegebracht, aus der er nach Geschmack und Eignung das ihm Gemäße heraussuchen kann. Das gewichtigste dieser Bücher scheint die Biographie Wellingtons zu sein: „Der eiserne Herzog" von Theodor Lücke (Berlin, Rowohlt). Mit einer eindringlichen Meisterschaft läßt Lücke das Bild dieses Soldaten und Staatsmannes erstehen, der in starker Essenz die großen Eigenschaften des englischen Volkes vereinigte, die es zur Weltherrschaft befähigten. Aus freudloser Jugend gelang es der eisernen Energie und der inneren Ausgeglichenheit des jungen Engländers, schnell aufzusteigen zu höchsten militärischen Ehren, nach glänzender Bewährung in Indien, auf dem niederländischen und dem spanisch-portugiesischen Kriegsschauplatz, bis er sein Leben krönte durch die Schlacht bei Belle-Alliance, eine Leistung, die nach menschlichen Begriffen für ein Leben vollauf genügt. Aber bis zu seinem Tode in hohem Alter wurde diesem Mann eigentlich nicht eine Stunde Ruhe gegönnt, denn weder die englische Krone noch die englische Regierung konnte seiner entraten, und immer wieder wurden ihm die Lasten höchster Verantwortung aufgebürdet, denen er sich in keiner Stunde entzogen hat. Sein Einfluß in England und in Europa war nahezu sagenhaft groß. Mit Meisterhand hat Lücke das Bild dieses Mannes, der ein ehernes Monument britischer Größe war, nachgebildet. Eine reizvolle Ergänzung zur europäischen Politik in den Tagen Wellingtons bilden die „Vertraulichen Briefe der Fürstin Lieven" an Metternich, die Peter Quennell herausgibt, nachdem vor kurzem ihre Biographie von H. Montgomery Hydes erschien (Berlin, Steuben Verlag, Paul Esser). Die Fürstin Lieven ist unseren Lesern bekannt. Wir sehen in ihren Briefen die Weltgeschichte und ihre Hintergründe sozusagen von der Hintertreppe, freilich von einer ungewöhnlich gepflegten, aus. Die Rolle, die die Fürstin Lieven in Wirklichkeit spielte, war recht unterschieden von der, die sie zu spielen meinte. Wellingtons Biographie und die Briefe der Fürstin Lieven zusammengehalten, ergeben aber ein erschöpfendes Bild der damaligen Politik und der Politiker, wie sie wirklich waren.

Gleichfalls in die napoleonische Zeit führt die gründliche Arbeit von Ernst Poseck „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen" (Berlin, Karl Siegismund. RM 6,–). Erstmalig sind hier alle archivalischen Quellen, z. T. ganz unbekannte, herangezogen, um das Bild dieses glänzendsten Hohenzollernprinzen authentisch festzuhalten. Poseck hat es auch verstanden, den geschichtlichen und gesellschaftlichen Hintergrund, auf dem Louis Ferdinand wuchs, in größter Lebendigkeit darzustellen. Wurde hier aus Urkunden geschöpft, so ist das Buch von Joseph Magnus Wehner „Struensee" eine der Biographien, in denen dichterische Genialität sich mit Aktenkunde verbindet. Die geistigen Strömungen, die Struensee trugen und stürzten, kommen zu voller Geltung (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 6,50). – Der große Preuße „Kriegsminister Graf Roon" tritt in seinem Wirken und Leben in hellstes Licht durch die Biographie, die Hanns Martin Elster unter ausgiebiger Benutzung von Briefen, Urkunden, Reden, Berichten, Tagebüchern schrieb (Berlin, Karl Siegismund. RM 9,80). – In die neuere Zeit führt das gründliche Buch von Walter Görlitz „Franz Joseph und Elisabeth" (Stuttgart, Verlag Silberburg), in dem die Tragik dieser Fürstenehe erschütternd zum Ausdruck kommt. – Drei Lebensbeschreibungen und Erinnerungen bedeutender Soldaten mögen den Reigen schließen. Feldmarschall-Leutnant Karl von Bardolff erzählt sein Leben unter dem Titel „Soldat im alten Österreich" (Jena, Eugen Diederichs. RM 8,50). Gerade heute ist dieses Buch besonders aktuell, denn Bardolff gehörte als Chef der militärischen Kanzlei des österreichischen Thronfolgers zu seiner unmittelbaren Umgebung und war Augenzeuge der Ermordung des Fürstenpaares. Im Weltkrieg hatte Bardolff Gelegenheit, seine militärische Tüchtigkeit überzeugend unter Beweis zu stellen. Diese Erinnerungen sind ausgezeichnet durch ihre echt soldatische Haltung. – Das gilt auch von dem „General Erich von Gündell", aus dessen Tagebüchern Oberstleutnant a. D. Walther Obkircher ein Lebensbild zusammengestellt hat (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 11,50). Erich von Gündell war Generalstabschef der Chinaexpedition 1900/01. Er wirkte als militärischer Sachverständiger bei der zweiten Haager Friedenskonferenz 1907, führte im Weltkrieg eine Armeeabteilung im Westen und begab sich zu der schweren Arbeit der Vorbereitung des Waffenstillstandes in das Große Hauptquartier. Die Auszüge aus seinen Tagebüchern vermitteln den Eindruck, daß er auch sehr viel größeren Aufgaben noch sich gewachsen gezeigt hätte, wenn sie ihm übertragen wären, da er nicht nur ein echter Soldat, sondern ein Mann mit großem politischem Scharfblick war. – Als Soldat und Mann berichtet der Oberst a. D. v. Abercron in seinem Buch „Offizier und Luftpionier" von seinen Erlebnissen (Stuttgart, Robert Lutz Nachfolger Otto Schramm. RM 5,80). Abercron, einer der bekanntesten Freiballonfahrer vor dem Kriege, zeichnete sich 1914–18 als Kommandeur zweier Infanterieregimenter aus. Nach dem Kriege wendete er sich seiner alten Leidenschaft, der Luftfahrt, zu. In diesem lebendigen und männlichen Buche schließt sich ein Ring von zwei Zeitaltern.

ARNOLD ULITZ

Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung

(Schluß)

Ein Walzer wurde gespielt, die Tänzer rückten ihre Röcke und Krawatten zurecht, nahmen aber, ehe sie eine Dame aufforderten, noch einen gehörigen Schluck, um etwas zum Ausschwitzen zu haben, und rudelweise sausten jetzt die gefüllten Gläser herbei, Herr Wanjura hatte alle Hände voll zu tun, die beiden Hilfskellner flogen nur so, und Olga persönlich holte für ihre marianischen Freundinnen sechs Flaschen süßer Brause, aber außerdem eine Flasche Bier, obwohl auf Kosten Franzek Kosiols nur Faßbier gratis war. Selbst diese einzige Flasche entging dem falkenäugigen Emil Wanjura nicht, und er raunte dem Mädchen lustig zu: „Die Pfarrer sind halt doch Feinschmecker, sogar schon, wenn sie erst studieren." „Er will ja nicht mehr Pfarrer werden", antwortete sie mit leisem Jubel.

Und man walzte, und diesmal schrie Willusch, der mit Paula Pokorny tanzte, als erster: „Hochzeit, Hochzeit!" Da wurden wieder alle wie rasend und tanzten und küßten und schrien alle fünf Minuten wieder: „Hochzeit! Hochzeit!" Student Woitinek, der doch vor zwei Stunden so forsch damit begonnen hatte, wurde vom Hochzeitsruf nicht mehr elektrisiert, er lag schlafend hell über einem Tisch, und sein nichtbezahlter Smoking war scheußlich besudelt.

Auf der Dorfstraße vor den Saalfenstern standen die Ungeladenen Kopf bei Kopf, unter ihnen Smarkotsch, der von Zeit zu Zeit „Prost Neujahr!" rief und Rosa Jendrissek, die schöne Kommunistentochter. Sie konnte den Blick nicht vom schönen Swierzina reißen und dachte: „Ob er mal rauskommt? Ob er mal in den Garten geht? Hat er gar keine Sehnsucht mehr? Ich hab' solche Sehnsucht! Ich bin doch keine Kommunistin, ich nicht! Warum läßt du mich für den Vater leiden? Oh, mein Jesus, hab' ich Sehnsucht!"

Sie hörte hämische Worte neben sich, denn die Hochzeitsgäste wurden gründlich durchgehechelt: der betrunkene junge Woitinek, der schlief, und der betrunkene alte Woitinek, der immer tanzen wollte und den die Damen voll Ekel abwiesen; Mariechen Kafka, die Bahnmeisterstochter, die sich wohl was einbildete, weil sie Beamtentochter war, die dumme Person; und die beiden Damen in schwarzseidener Bluse, von denen besonders die eine so hochmütig aussah. Keiner tanzte mit ihnen. Etwa, weil sie zu vornehm waren? Ach, Unsinn, weil sie zu alt waren, einfach zwei alte Schachteln in Seide. Und der Förster Gnilka, der mit niemandem außer seiner Frau tanzen durfte und doch allen Mädels nachsah, besonders den dicken. Und der alte Ciaja, der eben nur dasaß und lächelte und vielleicht nicht viel gescheiter als der Smarkotsch war. Und der Tankstellenwärter Mracek, der nur gewärmtes Bier trank, um seine schöne Stimme zu schonen. Und Olga Wanjura, die sich mit ihrem Studenten hinter der Girlande versteckte, man konnte sich denken, warum. Und Willusch, der Müllergeselle, der's mit der Bäckerstochter eigentlich verdammt deutlich trieb und jetzt, nachdem er bei allen

Mädels herum war, an der fettesten Mitgift hängenblieb. Sie kamen alle, alle an die Reihe, sie, die nichts Schlimmeres vorbrochen hatten, als daß der Kosiol sie eingeladen hatte, aber Rosa Jendrissek sah nur den Geliebten und ihre Verlassenheit.

„Hochzeit! Hochzeit!"

„Ja! Hochzeit!" schluchzte sie, und sie blieb, bis gegen halb acht Uhr die Gäste wieder aufbrachen, um aufs neue zum Mühlenhause zu ziehen, und als sie mit der Absicht, am späteren Abend wiederzukommen, davonging, grüßte sie mit übertrieben lauter Stimme, der doch die Trauer noch anzuhören war: „Heil Hitler!"

Die Frauen in der Küche der Mutter Kosiol hörten von Ferne den Tumult des nahenden Zuges: „Hochzeit! Hochzeit!" Sie gerieten nicht in Unruhe, alles war bereit für die Fresser, und die Mutter erzählte ruhevoll von den Räubern zu Ende: „Armen Leuten hat der Elias gegeben, nicht genommen, das ist wirklich wahr, und sie haben ihn nicht verraten, und die Belohnung war doch so hoch, dreitausend Mark. Bloß ein Schuster mit sechs kleinen Kindern, es ist ja wahr, es ging ihm schlecht, der dachte und dachte: ‚Dreitausend Mark, das ist kein Quark', und ging zum Gericht und sagte: ‚So und so und dort und dort!' Kamen die Gendarmen, aber der Elias war schon in der Höhle im Gleiwitzer Walde. Dort hatte er auch seine Geige, auf der er manchmal so schön spielte, daß die Hirsche und Rehe kamen und weinten, aber das ist ja bloß dummes Märchen. Er wußte, wer ihn verraten hatte, und acht Tage später klopft's beim Schuster und ein Räuber sagt: ‚Komm mal mit, der Hauptmann will was mit dir sprechen!' Und sie gehen ins Gasthaus, da sitzt der Elias in der hinteren Stube. Der Schuster hat nicht schlecht gezittert, das könnt ihr euch denken, aber der Elias ist ganz freundlich und zeigt auf einen Stuhl und sagt: ‚Bitte, nimm Platz, Bruderherz!' Und der Schuster setzt sich auch. Ja, aber wohin? Na, auf den Hintern, daß es nur so krachte. Bloß aber, daß der Elias den Stuhl schnell weggezogen hat und daß unten auf dem Fußboden lauter Schusterzwecken standen, alle mit der Spitze nach oben. ‚Mach' dir's bequem, Judas!' sagt der Elias und lacht, und damit aus. Aber der Witz war ja der, müßt ihr wissen, der Schuster saß in seinen eigenen Zwecken, denn eine Viertelstunde vorher hatte sie der Elias beim Schuster kaufen lassen."

Nein, das war ja wirklich wunderbar. Sie lachten unendlich und Frau Cibulka mußte sich setzen, so sehr lachte sie, und die Tränen liefen ihr über die blanken, roten Backen. Nein, nein!

„Hochzeit! Hochzeit!"

„Jesus!" sagte Helene, „die Wilden aus Amerika sind da!" und freute sich schon auf Herrn Swierzina.

In der Stube mahnte Bronislawa Kotulla mit ernstem Ton: „Die Leute müssen gleich kommen, es wird wohl besser sein, wenn ..." „Erst zahlen!" lachte Pfarrer Biala, der zum Schluß doch Sieger geblieben war, und kassierte von Hochwürden 25 Pfennig, von Amtsbruder Kiok 9 Pfennig ein. Pfarrer Kiok gab ihm ein 10-Pfennigstück und Amtsbruder Biala gab ihm ein Pfennigstück heraus.

Franzek erwachte und stammelte: „Nu, ich hab' wohl gar geschlafen?" Da brauste es schon ganz nah vor dem Hause: „Hochzeit! Hochzeit!" und Franzek kratzte sich am Kopf und sagte lächelnd: „Ach, richtig! Jetzt weiß ich erst wieder: Hochzeit! Hochzeit!"

Der erste Gang des Abendessens war der Gulasch, den man nach Wanjuras Bier recht gut vertragen konnte, und der mit seinem Paprika schon wieder Durst auf neues Bier machte. Er schmeckte allen ausgezeichnet, sogar der Feinschmeckerin aus Breslau. Einzig dem Bäuerlein Ciaja schien er gar nicht zu munden, denn er nahm nur ein paar Gäbelchen voll, vielleicht war's ihm auch peinlich, in der Herrschaftsstube zu sitzen, doch es ging nicht anders, in der Scheune war es ihm abends zu kalt. Dafür fehlte von den marianischen Jungfrauen Olga Wanjura, weil es ihr in der Stube zu heiß war, und Mariechen Kafka hatte empörte Gedanken.

Franzek war untröstlich, daß der alte Ciaja nichts aß, und redete ihm dermaßen laut zu, daß Frau Ruda sich wieder einmal die Ohren zuhielt, aber das Bäuerlein lächelte verschmitzt und sagte: „Bauch will ausruhen!" „Nimm dir ein Beispiel daran", scherzte Hochwürden zum Amtsbruder Biala hin, der aber antwortete: „Ich darf unsern Hausherrn nicht beleidigen, eher esse ich mich krank. Gottlob, daß heut nicht Freitag ist!"

Als der Gulasch noch nicht völlig bewältigt war, trat der Kaplan ein und grüßte nach allen Seiten. Dem Hausherrn zwinkerte er zu, und Franzek nahm aufatmend einen gewaltigen Schnaps. „Wo waren Sie nur die ganze Zeit?" fragte Hochwürden Globisch. „Wir haben Sie alle vermißt!" In Wahrheit hatte ihn nur Mariechen Kafka vermißt, und sogar die andern marianischen Jungfrauen waren nicht mehr zufrieden mit dem schwärmerischen Anschauen eines schönen Kaplans, sondern freuten sich schon auf die Rückkehr nach Wanjuras Gasthaus und auf den Tanz mit ungeweihten Burschen. Das Bäuerlein meckerte ganz laut vor Freude, weil sein Sohn wieder da war, und man redete ihm noch einmal zum Gulasch zu. Der Kaplan selber drängte ihn: „Iß doch, Vater!" Da machte ihm der Alte ein Zeichen, das der Sohn auch sogleich verstand. Er neigte sich hinunter, und das Bäuerlein sagte ihm leise, freilich nur so leise, wie eben ein Schwerhöriger sich auf leises Sprechen versteht, ins Ohr: „Ich will mir noch den Hunger nicht verderben, Karlik, es gibt ja noch Krupnioki, ich hab's gerochen!" Und der Kaplan lachte hell und laut, kein Mensch hätte geglaubt, daß er so hübsch lachen könnte. Er streichelte des Alten Hand, nickte ihm zu und lachte; ach, er lachte so schön! Sekundenlang hoffte Mariechen Kafka, er habe die Weihen vielleicht doch noch nicht empfangen, und saß, das Mündchen voll Gulasch, ohne zu kauen, da, doch dann entsann sie sich der Notiz im Ratiborer Anzeiger. Ach, ach, ach, Karl Ciaja hatte die erste Messe gelesen, alles war vorbei.

In der andern Stube schrien sie wieder einmal: „Hochzeit! Hochzeit!" und obwohl Frau Ruda ziemlich scharf äußerte, daß man es ja jetzt eigentlich wirklich schon wisse, daß Hochzeit sei, schrie auch die Herrschaftsstube mit, und Buchta ließ Tusch blasen.

Die stillsten Leute an diesem ganzen Tage waren Klara und Josef Mazuga.

Klara hatte beide Schuhe unter dem Tisch abgestreift, es war eine Labsal, in Strümpfen zu sitzen, und es grauste sie schon jetzt vor dem Tanzen bei Wanjura.

Veronika und Helene kamen mit sonderbaren Flaschen, mit leeren Flaschen, nur daß Kerzen in den Flaschenhälsen steckten. Es gab keinen Strom, da die Mühle nicht lief, und Frau Ruda hätte sich über die ulkige Beleuchtung totlachen können. Sie fragte Herrn Bahnmeister Kafka, wieso es keinen Strom gebe, wenn die Mühle nicht laufe, und er wußte es nicht, auch Förster Gnilka versagte, und der Tankstellenwärter Mracek, von dem alle überzeugt waren, er müsse es wissen, tobte in der andern Stube mit seinem Baß: „Hochzeit! Hochzeit!"

In der Scheune dämmerte es schon sehr. „Wir werden hier im Dunkel sitzen", sagte Willusch, „da muß der Mond die Lampe sein, na, auch ganz schön!" Dabei wußte er genau, daß Mutter Kosiol alle Stallaternen im Dorf zusammengeborgt hatte, aber es drängte ihn gar so sehr, vom Dunkeln zu sprechen. „Wenn's auch noch so dunkel ist", sagte Paula Pokorny, die ihrer Mutter zum Trotz nicht in die Herrschaftsstube mitgegangen war, „deinen Mund wirst du ja noch finden, du Vielfraß." „Und deinen auch!" antwortete er. Das war ein echtes Willuschwort, und es zündete.

Olga Wanjura erschauerte. Alois spürte ihre Hand in der seinen zittern und sprang auf, der Studiosus der Theologie, und rief: „Hochzeit! Hochzeit!" Er machte seine Sache gut, er hatte gar keine Ähnlichkeit mit dem milden Karlik Ciaja, sondern war ein feuriger Kerl, seht nur, seht nur!

Im Scheunentor erschien Fritz Woitinek, lächerlich wankend, so daß man meinen konnte, er mache nur Ulk, hob den rechten Zeigefinger und lallte: „Will mal erklären, wieso kein Strom ist, wenn Mühle nicht läuft, will mal..." Er hatte es in den beiden Stuben auch schon fortwährend erklärt, und Franzek hatte ihn heruntergeschickt, daß er's nun auch der Scheune klarmache, aber Olga verdarb ihm alles. Sie machte eine Bewegung mit der Hand und sagte: „Der und was erklären, der Besoffene!" Alois bebte vor Spannung. Wenn jetzt Woitinek eine freche Antwort gäbe, dann würde er, stud. theol., sofort bei Semesteranfang in Breslau fechten lernen und sich den Lümmel vor die Waffe fordern, jedoch Woitinek sah das Mädchen nur glasig an, machte mit der Nase ein Geräusch wie ein Niesen und sagte müde: „Gut, wenn ihr mich nicht haben wollt, da kann ich ja schlafen gehen!" „Gute Nacht, Herr Doktor!" lachte Willusch, und der Student ging in den Obstgarten und legte sich ins Gras.

Hoho, jetzt kam Licht, jetzt kamen die Stallaternen. „Nicht an den Balken hängen!" rief Willusch, „alle auf den Tisch!" Das war sehr schlau von ihm, denn so geschah es, daß nur der Tisch beleuchtet war, aber über und hinter den Tafelnden die schönste Finsternis blieb. Das Essen war keine Hauptsache mehr, es wurde hastig erledigt, damit sich jede Dame möglichst bald wieder an ihren Herrn lehnen konnte. Hinter dem offenen Scheunentor lag schwarze Nacht über dem Hof, dem Misthaufen und der Jauchegrube. Plötzlich stand Hektor im Tor, und alle schrien, als sei er ein Höllentier. Er trottete schwermütig an der Scheunenwand entlang und grub sich ins Stroh.

Vom nächsten Gang, Fleischbrötchen mit Mohrrüben und Schoten, blieb viel Gemüse unberührt liegen, nur die Brötchen verschwanden blitzschnell. Hektor bellte aus der Finsternis, und der kluge Willusch erriet, daß Franzek nahe. Geistesgegenwärtig schrie er: „Hurra, der Brautvater kommt!" und alsdann: „Hochzeit! Hochzeit!" So kam es, daß Franzek kein einziges umschlungenes Paar mehr fand. „Wo ist denn der Herr Scholz?" fragte er. Ja, mein Jesus, der Briefträger Scholz war verlorengegangen. „Beim Gulasch hat ihn Herr Mraczek noch gesehen", sagte Franzek und lächelte, denn von Mraczek wußte er auch, daß der Briefträger drei Portionen gegessen hatte. „Wissen Sie, Herr", meinte Willusch, „er wird Platz machen für alles, was noch kommt!" Hahaha, was wieder für ein guter Witz! Aber in Wahrheit lag Herr Scholz unter einem Pflaumenbaum und schlief, und die amtliche Ledertasche war sein Kopfkissen.

Bäuerlein Ciaja nahm vom zweiten Gange nur ein paar Schoten, während Pfarrer Biala die Schoten, wie er laut erklärte, wegen der Blähungen mied. Bronislawa Kotulla räusperte sich laut.

Und endlich kamen die Graupenwürste, die Krupnioki!

Sie waren in Butter gebraten und glänzten wie Kastanienknospen bei Frühlingsbeginn. Bauch und Rücken der Würste waren braun und prall und so spröde, daß manche geplatzt waren. Bei diesen trat die Graupenfüllung heraus, verlockend voll Butter gesogen. Der alte Ciaja tat sich sofort vier Würste auf den Teller, und Franzek klopfte ihm auf den Rücken und sagte: „Das wußt' ich doch, Sefflik! Von früher her, weißt du noch, wie wir immer Krupnioki gegessen haben?" Das Bäuerlein drehte sich nicht um, es brummte nur wollüstig. Es brauchte kein Besteck, sondern es steckte eine Wurst nach der andern in den Mund und saugte sie einfach aus. „Ich könnte mich totlachen!" sagte Frau Ruda. Immerhin war der alte Ciaja nur ein Bäuerlein, aber auch der Förster, der Bahnmeister, Herr Pokorny, ja, sogar die Damen, wenn man Frau Gnilka, Frau Kafka und Frau Pokorny als Damen bezeichnen wollte, aßen die Krupnioky einfach aus der Hand, und da lachte Hochwürden Globisch behaglich und sprach: „Recht so! Nur so schmecken sie richtig!" Und alle drei geistlichen Herren nahmen die Graupenwürste in die Hand und leckten sich nach jeder die Finger ab. Selbst Bronislawa räusperte sich nicht, sondern tat wie die Geistlichkeit, und Frau Smolka seufzte schwärmerisch: „Oh, Jesus, wir Oberschlesier!" und tat wie die andern.

Nach der siebenten Wurst erklärte der alte Ciaja: „Jetzt bin ich wirklich satt, Karlik! Auch müde, wir können gehen!" Der Kaplan war sofort bei der Sache. Er hatte nur zwei Krupnioki gegessen, und auch aus der Hand, aber wahrlich, andere aßen mit Messer und Gabel nicht halb so fein, wie er mit den Fingern.

Sie verabschiedeten sich vom Brautpaar, und Klara konnte nicht schnell genug in die Lackschuhe. So stand sie in purpurner Verlegenheit und mußte darauf bedacht sein, ihre Füßchen zu verbergen. Franzek geleitete sie hinaus. Sie gingen in die Küche, um Abschied zu nehmen. Da lag schon ein gut verschnürtes Paket mit zehn kalten Krupnioki für den alten Ciaja bereit, und er litt es durchaus nicht, daß der Kaplan es trage. „Ich hab' sie selber gebraten, Vater!"

sagte Frau Cibulka. „Gott segne dich dafür", antwortete der Alte ernst, „dein Mann kann glücklich sein!"

Mariechen Kafka stand vor dem Tor des Mühlenhofs, bis das Bäuerlein und sein schöner Sohn im Dunst des Mondes verschwunden waren.

Eine halbe Stunde später zogen die Hochzeitsgäste zum zweiten Male dem Wirtshaus zu. Die taumelnden Stallaternen, die man aus der Scheune mitgenommen hatte, waren die einzige Beleuchtung, was Frau Ruda ländlich sittlich fand, denn sie dachte sehr richtig, daß im Dunkeln allerlei vorgehen möge. Frau Smolka sah schwärmerisch zu den Sternen hinauf. Förster Gnilka sang: „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst!" worüber Buchta empört war, weil dies Lied grundsätzlich nur gespielt wurde, wenn man von einem Begräbnis zurückkam. Diesmal zogen auch die Brauteltern, die Herren Geistlichen und Barbara Cibulka mit. Die kecken Kavaliere aus der Scheune löschten die Laternen aus, und nach dem ersten wilden Kreischen fand man, daß das Sternenlicht viel besser leuchte, weil es nicht blendete. Weit vorn, vor Wanjuras Gasthaus, brannte eine große Bogenlampe, und auf diesen weißen Lichtball wanderten die Hochzeitsmenschen zu und riefen wieder von Zeit zu Zeit: „Hochzeit! Hochzeit!" aber es war kein wildes Geschrei mehr, sondern eher ein Gesang.

Klara schmiegte sich an Josef Mazuga und sprach unter Tränen des Glückes: „Von unserer Hochzeit werden alle noch lange erzählen! Bloß die Schuhe, Josef!" „Ich küss' dir heut Nacht die Füße, Klaruschka, bis sie nicht mehr wehtun!" „Wir bleiben höchstens bis zwölf, Josef!" „Was, so lange?" „Schäm dich doch!"

Vor dem Gasthaus standen die Ungeladenen und konnten leider nicht soviel wie am Nachmittag sehen, denn die Vorhänge waren vorgezogen und ließen an jedem der hohen Fenster nur rechts und links einen Spalt frei. Rosa Jendrissek hatte einen guten Platz, sie konnte Swierzina sehen, der sehr verdrossen war, weil seine Frau, die sonst immer rasch schläfrig wurde, heute nicht wich.

Die geistlichen Herren saßen natürlich am Tisch der Brauteltern und des jungen Paares. Von den marianischen Jungfrauen war Mariechen Kafka die betrübte Letzte und saß neben ihren Eltern, die sich totschämten, weil niemand mit einer so Schwermütigen tanzte. „Du wirst nie einen Mann kriegen!" keifte Frau Kafka leise, und Mariechen antwortete stolz: „Ich will keinen Mann, ich will Nonne werden!" worauf Herr Kafka gradezu erklärte: „Du bist verrückt, dumme Gans!" Die fünf andern marianischen Jungfrauen tanzten jeden Tanz und wenn sie nicht im Saale waren, dann standen sie gewiß im dunklen Kastaniengarten, um sich abzukühlen. Als der lustige Pfarrer Biala mit Mutter Kosiol tanzte, klatschten viele Beifall, so zierlich drehte sich die kleine Frau und Franzek hätte fast geweint, doch er ermannte sich und forderte Frau Kafka als zweite Dame auf. Da schlüpfte Mariechen zu Hochwürden Globisch hin und bat ihn mit Tränen, sie müsse um Gottes Barmherzigkeit willen jetzt sogleich mit ihm sprechen, am besten im Wirtsgarten. Sie eilte auch sofort voran und er folgte in sichtlicher Verlegenheit. Im tiefsten Dunkel der uralten Kastanien standen Verliebte, die sich abkühlten. Ganz hinten schimmerte es schneeweiß, das konnte nur Olga

Wanjura, die marianische Jungfrau, sein. Mariechen wagte sich natürlich nicht in die finstere Tiefe des Gartens, sonst wäre ihr Hochwürden keinesfalls gefolgt.

„Nun, mein Kind?" Da schluchzte sie auch schon los und bekannte ihm, sie wolle ins Kloster gehen. „Aber Mariechen, darüber wollen wir doch nicht im Wirtshausgarten sprechen, nicht wahr?" „Ich wollte es ja nur sagen, ich mußte es Hochwürden nur sagen, jetzt ist mir viel leichter." Sie küßte ihm die rechte Hand, er legte ihr die linke aufs Haar und dachte: „Morgen wird sie das Likörchen ausgeschlafen haben." Sie eilte schon wieder fort, da stand gewaltig Bronislawa Kotulla vor ihrem Herrn und sagte mit bebender Stimme: „Ich weiß ja schon nicht, Hochwürden, ob sich so was schickt." „Dummes Ding", antwortete er ziemlich streng, geh und wisch dem andern dummen Ding die Tränen ab. Nonne will sie werden." „Dann ist's ja gut", sagte sie kurz und machte Kehrt.

Hochwürden Globisch stand noch eine Weile sinnend und sah im Schatten viele helle Tupfen. Er wußte, hier hätte er vielleicht manches zu tadeln gefunden, aber es gelang ihm nicht, entrüstet zu sein, sondern er nickte gutmütig vor sich hin und summte: „Hochzeit! Hochzeit!"

Kurz vor Mitternacht gab Klara dem Drängen ihres Mannes nach und bat Mariechen, die marianischen Jungfrauen zu benachrichtigen, es sei nun Zeit, aber Mariechen antwortete schnippisch, sie denke nicht daran, in den finsteren Garten zu gehen, wo sich gewiß alle andern herumdrückten und überhaupt... Sehr tückisch schlug sie vor, Klara möchte doch Herrn Wanjura veranlassen, einmal durch den Garten zu gehen, seine Tochter wenigstens würde er sicherlich finden. „Ach, sei doch nicht so", wollte Klara begütigen, „es ist doch Hochzeit!" „Ja, Hochzeit mit Essen und Trinken und Tanzen! Auch ich werde nächstens Hochzeit machen, aber eine andere, allerdings!" „Du bist ja nur neidisch", fauchte die junge Frau, und Mariechen lachte, so gut es möglich war, ohne aufzufallen, mit gellendem Ton: „Ich, neidisch? Etwa weil ich dir deinen Mann nicht gönne?" Dann wurde sie totblaß und sagte: „Mein Bräutigam wird der Herr Jesus sein!"

Zum Glück kamen soeben Willusch und Paula Pokorny, und diese beiden alarmierten die marianischen Mädchen, die sich nämlich umkleiden mußten, wie es der Brauch befahl. Sie stiegen in Olgas Zimmer hinauf, wo sechs Pappkartons schon bereitlagen und legten die letzte Tracht dieses Tages an: weiße Unterröcke und geblumte, weite Nachtjacken, die sie an der Brust sorgfältig zuhalten mußten, wenn die Burschen nicht vollends den Verstand verlieren sollten.

In diesem Aufzug betraten sie feierlich den Saal. Die Musik brach sofort ab, und nur die kreischende Breslauer Dame, die nichts von dem dörflichen Brauch wußte und begriff, störte die Stille. Da Mariechen sich geweigert hatte, die marianische Sprecherin zu sein wie bisher, trat Olga mit einem tiefen Knicks vor das junge Paar und sprach: „Herr und Frau Mazuga, es ist so weit!"

Und nun brach ein unbeschreiblicher Jubel aus, wilder als die lauteste Wildheit an diesem ganzen vergnügten Tag, ein einziger Schrei: „Hochzeit!" Die sakramentale Weihe vor dem Altar und das Mysterium der kommenden Nacht, das Essen, das Trinken, das Lachen, Kreischen, Flüstern, Kosen, alles, alles war in

diesem Schrei und schon war Buchta mit den Seinen zum Saal hinaus, schon schmetterte der Dessauer Marsch: „So leben wir . . .“

Die Nachtjackenjungfrauen scharten sich um die Braut. Swiercina und Mraczek trugen Pechfackeln rechts und links und wer folgen wollte, der folgte. Niemand war so unanständig, den Brauteltern und dem jungen Paar diese Ehre zu versagen, wenn es auch manchem mühsam war, noch einmal zu marschieren. Wer freilich so fest eingeschlafen war wie der alte Woitinek, den kein Rütteln und Anschreien wecken konnte, der blieb zurück. Auch Hochwürden Globisch und seine Amtsbrüder, die im Pfarrhaus übernachten sollten, verabschiedeten sich schon hier, desgleichen Fräulein Kotulla, die noch mancherlei zu rüsten hatte.

Der Mond schwamm über das Dorf hin, aber er stimmte die lustigen Hochzeiter nicht feierlich. Sie winkten ihm zu, sie verulkten den guten, silbernen Mann da oben. Sie sangen durcheinander, und Frau Ruda und Frau Smolka, Arm in Arm, sangen: „Aus der Jugendzeit“. Franzek marschierte zwischen der guten, alten Kosa und Barbara Cibulka, und sogar er sang, wenn auch falsch.

In Wanjuras Gasthaus wurden Gläser gespült, der Saal mit Wasser gesprengt und ausgefegt, denn in einer Stunde war die wilde Jagd wieder da. Wanjura wußte, was die Leute noch nicht wußten: Franzek hatte in der Freude seines Herzens noch eine Tonne Freibier spendiert. In diesen wüsten Saal trat Herr Hilfslehrer Swoboda, weil er meinte, es müsse ein Erlebnis sein, ganz einsam in einem leeren Tanzsaal zu sitzen. „Sind die Bachanten fort?“ fragte er bitter. „Wer?“ „Na, die Oberschlesier!“ „Sie kommen noch einmal wieder, Herr Lehrer!“ Da lachte Hilfslehrer Swoboda mit gräßlichem Schall und lief davon.

So viele Menschen das Mühlenhaus fassen konnte, so viele drängten hinein, bis unter die Haustür standen sie, und nur die Musikanten blieben draußen, und Buchta sah angespannt nach einem gewissen Fenster im ersten Stock. Genau so angespannt warteten seine Mannen, die Trompeten lauerten dicht vor den Mündern, nur ein Wink Buchtas, und sie werden schmettern.

Drinnen umarmten Vater und Mutter Kosiol Tochter und Schwiegersohn, und noch einmal begann das vorgeschriebene Schluchzen. Die jungen Eheleute stiegen die Treppe hinauf, drehten sich fast auf jeder Stufe um und winkten. Die marianischen Jungfrauen waren schon eher hinaufgegangen und warteten. Mariechen übernahm nun doch wieder die Führerschaft. Sie küßte die junge Frau als erste und sagte unter Tränen: „Sei mir nicht böse!“ „Ich und böse? Ich bin ja so froh!“

Olga Wanjura stieß die Tür des Brautgemachs auf, und alle reckten sich, um die Ehebetten zu sehen. Die marianischen Jungfrauen trugen Kerzen in das Zimmer, und der Kerzenschein huschte geheimnisvoll über das Weiß des ehelichen Lagers. Klara und Josef winkten noch ein einziges Mal, dann schloß sich die Tür, und nun strömten alle wie toll zum Hause hinaus und scharten sich um die Musikanten. Nur in einem einzigen Fenster war Licht.

Und dann erlosch auch dies letzte, und Buchta gab das Zeichen, ein ungeheurer Trompetenschall frohlockte durch die Nacht, und alle schrien: „Hochzeit! Hochzeit!“ Dann verkündigte Franzek, beim Emil warte noch eine ganze Tonne Bier. Die

Müllergesellen hoben ihn auf die Schultern, und alle riefen: „Hoch! Hoch! Hoch!" Dann zogen sie zum drittenmal dem Gasthaus zu.

Im Hause blieben nur die Eltern, Frau Cibulka, Frau Smolka und, in furchtbar peinlicher Stimmung, Frau Ruda, denn soeben hatte sie von der Freundin erfahren, sie müßten entweder fünf Kilometer zu Fuß bis Ratibor oder aber hier übernachten. Franzek lachte sie aus. Übernachten sei doch ganz einfach, im Hause sei ja Platz genug. In der Kammer Helenes und Veronikas, die beide mitgezogen waren, gab es ein drittes Bett, aber das war für Frau Cibulka, einer sogenannten Bankdirektorsgattin, die ohne weiteres mit Personal im gleichen Raum zu schlafen bereit war. „Ja, wohin mit euch?" sagte Franzek und kratzte sich am Kopf. „Es ist bloß noch eine einzige Bettstelle da, eine von euch muß auf der Erde, auf einem Strohsack schlafen." Frau Ruda war ziemlich beleidigt. Ein leerer Strohsack war da, aber keine Hilfe mehr im ganzen Hause. Die Knechte waren natürlich auch zum Tanz. „Na, da hol' ich welches", lachte Franzek, ging in die Scheune, brachte eine üppige Schütte und stopfte den Strohsack bei offenem Licht. Frau Ruda weinte vor Aufregung wegen der Feuersgefahr, Franzek lachte. „Nie wieder!" dachte Frau Ruda.

Die beiden Damen waren allein. Keine wollte so unhöflich sein, das Bett zu benutzen, während die andere lagern sollte wie ein Soldat, aber als schließlich Frau Ruda den Komplimenten ein Ende machte und erklärte: „Schön, wenn du durchaus nicht willst, schlafe ich im Bett", war die Smolka tief verletzt, und in dieser Nacht zerbrach eine jahrzehntealte Freundschaft.

Die gute, alte Kosa war schon lange im Bett, die Ruhe war ihr zu gönnen. Franzek aber machte noch einen Patrouillengang. In der Mühle hörte er beruhigt Johann den Schnarcher. Im Garten fand er den Briefträger und den jungen Woitinek. Er ging nochmals in die Scheune, wo drei müde Bauernburschen schliefen, nahm eine dicke Schütte Stroh, kehrte in den Garten zurück und deckte freundlich die beiden Schläfer zu, damit sie sich keinen Schnupfen holten.

Er stand vor seinem Bett und blendete mit der Hand die Kerzenflamme ab. Die Kosa schlief ganz sanft, er hörte kaum ihren Atem.

Gerührt schaute er auf sie hinab und dachte:

„Jesus, mein Jesus! Wir alten Leute, wir beide! Was haben wir bloß heut früh gemacht, wir zwei alte Leute! Nu, vielleicht hat Gott seinen Segen gegeben, vielleicht kriegen wir noch einen Sohn, wir zwei Alten! Jesus! Jesus!"

Dann kroch er sehr leise im Dunkeln ins Bett. Oh, das tat nach diesem langen Tage gut! Er lächelte: „Hochzeit! Hochz . . ." Da schlief er.

Ende

Literarische Rundschau

Erzähltes

Gottfried Kölwel, der am 16. Oktober das erste halbe Jahrhundert seines Lebens vollendet, hat den schönen Gaben seines Schaffens ein neues feines Büchlein hinzugefügt: „Der geheimnisvolle Wald" (Berlin, S. Fischer). Wie in seiner reichen Lyrik, seinen Prosawerken und seinen — leider noch nicht gebührend von den deutschen Bühnen gewürdigten — Dramen zeigt auch dieses neue Buch die starken Vorzüge seiner Art. Seine Dichtung der Stille stellt den Menschen hinein in die Umwelt als ein Glied der allwirkenden Natur, und aus den einfachen, scheinbar ganz schlichten Dingen klingt das Leben in seiner ganzen Schönheit und Gefahr auf. In dem ebenen Fluß der Erzählung steht man plötzlich vor tragischem Konflikt. Wie das Leben, rein und mit sauberem Herzen und behutsamen Händen berührt, seinen letzten Sinn erschließt, so tut es in diesem kleinen Roman um das Schicksal des Studenten Josef und des Mädchens Ulrike, die in Einheit mit der Natur erst durch Berührung mit den Menschen in Verstrickung und fast in Schuld geraten, die sich löst, weil die Herzen richtig sind. Es ist alles so ehrlich und ordentlich, weil das Herz des Dichters in seiner natürlichen Kraft es trägt. — Die Dominante der gesammelten Erzählungen Harald von Koenigswalds „Schatten des Ruhms" (Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag. RM 2,50) ist das Ewig-Preußische. Die ersten Erzählungen spielen in der Zeit des Großen Kurfürsten und seines Vaters, der Großteil um Friedrich den Großen, während die letzten über die Befreiungskriege bis zu Theodor Fontanes Tagen führen. Mit der Kunst seiner Charakterisierungsgabe gibt v. Koenigswald in jeder einzelnen Erzählung ein gültiges Porträt eines preußischen Menschen und seiner Epoche. Aber hinter dem allen steht die nachdenkliche Frage nach dem letzten Wesen des Ruhmes, der doch nicht — wenigstens auf preußischer Erde — das letzte ist, sondern über ihm steht die „einsame unerbittliche Pflicht".

Olav Duuns Roman „Der Gang durch die Nacht" mit seiner ernsten Mahnung: „Wer sich mit der Wahrheit einläßt, muß sie auch aushalten" erschien in 2. Auflage (1. Aufl. 1936), ebenso „Die Olsöy-Burschen", das harte und männliche Buch von der Kindheit und dem Werden dieser vier Wildlinge (1. Aufl. 1930). Die Übersetzung — ein dichterisches Werk — des ersten Romans stammt von J. Sandmeier, die des zweiten von G. Sandmeier und S. Angermann (Hamburg, H. Goverts-Verlag. Je RM 5,—). — Das tragische Leben und Streben des größten sächsischen Fürsten, Moritz von Sachsen, schildert ein packender Roman von Albert Liebold, „Der Held im Labyrinth" (Berlin, Wilhelm Limpert). Auf dem unruhevollen geschichtlichen Hintergrunde erhebt sich das Bild dieses großen Wettiners plastisch ab, der als ein guter und reichstreuer Deutscher den Kampf gegen habsburgische Falschheit nach schwer getäuschtem Vertrauen aufnahm und trotz seines frühen Todes recht eigentlich doch der Retter des Protestantismus in Deutschland geworden ist. — In der Zeit des Cevennenkrieges, der ganz Frankreich schwer erschütterte, spielt der Roman von Romain Roussel „Die Verschworenen" (Braunschweig, Vieweg. Deutsch von Helmut Bockmann). Hier erzählt ein junger Mitkämpfer, der in dem blutigen Wüten der Soldateska des Königs gegen die Hugenotten die Liebste und Mutter verlor und der grausigen Hinrichtung des eigenen Vaters beiwohnen mußte, die leidenschaftliche Glut, mit der die Hugenotten nach der Aufhebung des Edikts von Nantes den Kampf für ihren Glauben führten. Der Roman ist ein Zeugnis von starker dichterischer Kraft. — Nach einer Begebenheit vom Ende des 19. Jahrhunderts schrieb Richard Heinze seinen Roman: „Das Totenschiff" (Berlin, Albert Nauck & Co.). Ein junger Seemann, Spenzer Last aus Tasmanien, findet bei der Strandung des Waljägers, auf dem er im Südlichen Eismeer fuhr, ein verschollenes Goldschiff. Ihm allein gelingt nach unsäglichem Leiden die Rückkehr,

und er findet einen Kapitän, der mit ihm das Wagnis unternimmt, das Gold zu bergen. Auch dessen Schiff scheitert, aber die beiden Männer gelangen als einzige zu dem Goldklipper. Aber das Gold rächt sich: es vergiftet das Denken des Kapitäns, der im Verfolgungswahn seinen Gefährten mit Mord bedroht, so daß dieser in der Notwehr ihn töten muß. Auch diesmal gelingt ihm die Flucht aus der Eiswüste, aber geistige Umnachtung läßt ihm nur noch ein trauriges Vegetieren. Das Gold bleibt unerreicht in seinem eisigen Grabe. — In der Bücherreihe „Aus neuer Saat" (Berlin, Brunnen-Verlag) liegen zwei Bücher vor, Band 7 und 8 der Reihe: Erwin M. Palm „Kabarett Hintertreppe" und der kleine Roman von Wilhelm Weigand „Die liebe Frau von Biburg" (RM 2,50 und RM 1,60). Erwin M. Palm schildert auf dem bunten Hintergrunde eines Vorkriegskabaretts in Berlin den Weg eines Musikers zu sich selbst und zu dem Auftrag der Kunst, den er erhielt. Dieser Weg führt ihn durch schwere Konflikte mit seiner Frau, deren Gier nach Erfolg um jeden Preis seinem Gefühl nach ihn von seiner wahren Aufgabe entfernt, bis er sie dann durch eine andere Frau voll wahren Verständnisses für ihn wiederfindet und zum vollen Schaffen und eigenem Glück gelangt. Wilhelm Weigand versteht es, in seinem kleinen Roman Kämpfe zwischen zwei fränkischen Schildas um ein entführtes Muttergottesbild so lebendig und mit Humor zu schildern, daß sie die ewig gültige Note des Streites der Kleinen gegen die Kleinen erhalten.

In die schweren inneren Kämpfe Italiens zur Zeit der Renaissance führt das interessante Buch der Engländerin Susan Hicks Beach „Ein Kardinal der Medici" mitten hinein (Stuttgart, Rowohlt. 16 Bildtafeln. RM 9,50). Susan Hicks Beach wählte die nicht ganz einfache Form von Memoiren der unbekannten Mutter des Ippolito de Medici, die die Geschichte des steil aufsteigenden und mit 25 Jahren jäh endenden Lebens ihres hochbegabten Sohnes erzählt. Ippolito war ein natürlicher Sohn Gulianos de Medici. Erzogen bei seinem Onkel, Papst Leo X., wird er nach dem Tode des Herzogs Lorenzo von Florenz Anwärter auf den Thron von Florenz. Papst Clemens VII., ein anderer Medici, bemüht sich, diese Möglichkeit zu zerstören, und macht ihm zum Kardinal, um ihn von weltlicher Herrschaft auszuschließen. Der Papst siegt, und Ippolito stirbt aus ungeklärter Ursache mit seinen unverwirklichten Plänen. Hinter diesem Menschenbilde entsteht ein ungewöhnlich farbenreiches Gemälde der blutigen und der Intrigenkämpfe im Italien der Renaissance mit all ihrem Prunk, Glanz und Elend, Mord, Liebe und hohem Flug. Die Zuverlässigkeit der Quellenstudien ist augenscheinlich, die deutsche Übersetzung stammt von Hermann Stresau.

Der Roman des jungen Amerikaners Frederick Wight „Die Chronik des Kapitäns Kane" (Potsdam, Rütten & Loening. RM 8,50) ist sowohl in seiner sprachlichen Zucht wie in dem großen Wurf des Ganzen und der lebendigen Form der Erzählung ein dichterisches Werk. Wight erzählt von dem Kapitän Aaron Kane aus North Hills in Massachusetts, dem aus der bäuerlichen Arbeit seines Geschlechts sein eigenes Schicksal auf die See trieb. Dieser Kapitän Kane, der nach Wirren, wie sie keinem Menschen erspart bleiben, auf den es einmal ankommt, sein Leben sehr fest in eine starke Hand nimmt, ist am Ende seines Lebens weiter in Zeit und Raum vorgedrungen als irgendeiner seiner Umwelt und besitzt eine tiefe Menschen- und Weltkenntnis. Ihm gelang es, die Idee seines Lebens zu verwirklichen und es zu symbolhafter Kraft zu formen. Darüber darf nicht vergessen werden, daß Frederick Wight dieses Leben auf einem Hintergrunde wachsen läßt, der ein lebendiges Stück nordamerikanischer Geschichte ist. — Die Meisterschaft John Masefields in seinen Seeromanen ist dem deutschen Lesepublikum längst vertraut. Von einer neuen Seite lernt es ihn jetzt kennen in seinem Roman „Irrweg für Carlotta" (Braunschweig, Vieweg. RM 5,80). Hier schildert er mit unwiderstehlichem Vorwärtsdrang die Abenteuer eines blutjungen Engländers, Highwortd Ridden, den das Schicksal recht unvorbereitet nach Mittelamerika bringt, wo er prompt in den Kampf zweier um die Macht ringender Gruppen als Ritter einer wunderbar eigenartigen Frau gerät und fast sein junges Leben lassen muß, ohne das Unheil von der Dame seines Herzens abwenden zu können. Mit großer Meisterschaft sind sowohl die äußeren wilden Abenteuer wie auch die

psychologischen Beweggründe dargelegt. — Die begabte französische Dichterin Lucile Decaux schildert in ihrem Buche „Der blaue Dämon des Zaren Alexander" (Wien, Saturn-Verlag) das haltbare Liebesglück, das Zar Alexander II. mit der Fürstin Dolgorukij genoß, die sein Schicksal wurde. Auch hier wird mit dem Leben der einzelnen Persönlichkeiten eine ganze Epoche russischer Geschichte lebendige Gegenwart. — Zu einem Buche von reizvollster Eigenart schrieb Jean Giono ein einleitendes Vorwort: es ist das Buch der Französin Maria Borrély „Mistral" (Zürich, Scientia A.-G.). Die Erzählung spielt im südlichen Frankreich am Rande der Alpen, und hier dichtet das Leben selbst, von einer einfachen, aber wunderbar festen und zugleich zarten Hand aufgezeichnet. Schon die Wärme, mit der Giono die Dichterin jedem fühlenden Herzen naherückt, läßt aufhorchen, und das Werk selbst erfüllt auch hochgespannte Erwartungen. Auch die beiden andern Bücher dieser Dichterin „Das letzte Feuer" und „Das Dorf ohne Sonne" sollen in deutscher Übertragung von Walter Gerull-Kardas bald erscheinen. Man wird Veranlassung haben, sich dann mit dieser neuen und vielleicht einzigartigen Erscheinung näher zu befassen. — In der Inselbücherei (Leipzig, Inselverlag) ist eine neue Erzählung von Reinhold Schneider erschienen: „Elisabeth Tarakanow". Mit der ganzen Kraft seiner Beschwörung und dem tiefen Wissen um die eigentlichen Kräfte, nach denen sich das menschliche Getriebe ausrichtet, läßt Reinhold Schneider mit Meisterschaft uns das Schicksal dieser armen Frau erleben, die ohne inneres Vorbereitetsein in politische Intrigen gerissen wird. Die Fürstin Tarakanow soll eine Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland und des Grafen Schuwalow oder eine Tochter des Zaren Iwan gewesen sein. Der Admiral Graf Alexej Orlow versucht im Auftrage der Zarin Katharina Elisabeth in seine Hand zu bringen, als er mit der russischen Flotte im Mittelmeer kreuzt, nicht ohne mit dem Gedanken zu spielen, Elisabeth gegen die Zarin, die seinen Bruder, ihren Günstling, hatte fallen lassen, zu benutzen. Gewaltsam in Livorno auf dem russischen Admiralschiff festgehalten, wird Elisabeth, in der Orlow kein Werkzeug seiner Pläne findet, in die Festung Schlüsselburg überführt, wo sie bald stirbt. Als Trost gibt dies Buch wiederum die Lehre, daß auch das härteste Schicksal versöhnend ausklingt, wenn es im Glauben an das Kreuz getragen wird.

Bücher von Kunst und Schönheit

Das überwältigendste Zeugnis von dem Reichtum der Kunst im Kernlande deutscher und christlicher Kultur „1000 Jahre rheinischer Kunst" von Heribert Reimers (Bonn, Verlag der Buchgemeinde. RM 6,80. 250 Abb.) konnte in 3. neubearbeiteter Auflage erscheinen. Der Schwerpunkt liegt bekanntlich auf den Werken des Mittelalters, ohne daß darüber der Barock und das Rokoko zu kurz kommen. Volle Berücksichtigung findet neben der Malerei und der Plastik die Architektur. Die neue Auflage behält die Anordnung in der Trennung nach Kunstzweigen bei, gibt aber mehr Einzelheiten als die frühere, was durchaus zu einer lebendigeren Wirkung verhilft. — Der romanischen Kunst in Deutschland ist der neue Band der „Blauen Bücher" gewidmet: „Der runde Bogen", für den Adolf Heckel die Auswahl und Anordnung traf und den ausgezeichneten Text schrieb. Es ist verdienstlich, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, wieviel die deutsche Kunst der strengen Formwelt der Romanik verdankt (Königstein, Karl Robert Langewiesche. RM 2,40). — Ein Buch strahlender Schönheit ist der Band der gleichen Sammlung „Es blüht in deutschen Landen", entstanden aus der Zusammenarbeit zu fast gleichen Teilen von Annemarie Fossel und Karl Otto Bartels in gelungendsten Aufnahmen, die schöne deutsche Blumen und zugleich die Landschaft, in der sie wachsen, festhalten. — Dem Schaffen Albrecht Altdorfers gelten zwei neue Veröffentlichungen: Otto Benesch, „Der Maler Albrecht Altdorfer" (Wien, A. Schroll & Co. 104 Bildtafeln, zwei Farbtafeln. RM 6,50), der sämtliche Gemälde des großen Landschafters bringt, und der Band „Landschaften" aus den „Silbernen Büchern" (Berlin, Woldemar Klein. RM 2,80), der unter diesem Titel Bilder von dem Regensburger Altdorfer und dem etwas jüngeren Passauer W. Huber vereinigt. Text und Einleitung schrieb Hans

Wühr. Die Wiedergabe der Bilder in Farben und Schwarz-weiß hält sich auf der bewährten Höhe dieser Reihe, wie sie auch die schöne Sammlung „Niederländische Madonnen" (10 farbige Tafeln, 6 Abbildungen im Text. RM 2,80) zeigt, zu denen Otto F. Foerster Text und Vorwort schrieb. — Dem Rembrandt-Verlag verdanken wir eines der schönsten Bildbücher „Die Wies". Jetzt tritt würdig an seine Seite „Vierzehnheiligen" von Hans Eckstein (20 Abb. RM 6,50). Der unübertreffliche Reiz dieses Schmuckstückes aus dem Schaffen Balthasar Neumanns kommt in überwältigender Weise zum Ausdruck. — In „Junckers Kunstbüchern" erfährt das Werk „Ferdinand Georg Waldmüllers" eine warmherzige Würdigung durch Kurt Karl Eberlein, der die Auswahl der Bilder traf und die Einleitung schrieb (Berlin, Axel Juncker. 8 Farb- und 24 Kunstdrucktafeln). — Ein Gedächtnisband für den uns viel zu früh entrissenen Rudolf Koch bringt eine Vorrede und warmherzige Würdigung von Wilhelm Michel „Rudolf Koch, ein deutscher Meister". Dann folgt eine Auswahl von Kochs Schriften, in der im Text und in den Bildern das Schönste aus seinem Schaffen aufgenommen ist (Kassel, Bärenreiter-Verlag). — Im gleichen Verlage erschien die Würdigung vom Werden und Schaffen des Malers Heinrich Pforr (8 Farb-, 14 Kunstdrucktafeln, viele Textabbildungen), die Hans Dittmer herausgibt. Das Werk dieses Sängers in Farben des deutschen Dorfes und seiner Menschen, die er in seiner Heimat kennen und lieben lernte, ist in seinem Kern ebenso deutsch wie das Schaffen Rudolf Kochs. — Von den „Bildern zur Bibel", die sich zur Aufgabe setzen, das Wort der Heiligen Schrift lebendig zu machen durch Darstellung in Meisterwerken der Kunst, hrsg. von G. Schiller (Berlin, Atlantis-Verlag) ist nun die 3. Lieferung erschienen „Weihnachten" (Preis je Lieferung RM 2,—, bei Abnahme der ganzen Serie RM 2,50 für den Einzelbezug). Wir würdigten diesen Plan schon eingehend, so daß der Hinweis auf das Vorliegen einer neuen Lieferung genügen kann. — Der deutsche Alpenverlag in Innsbruck eröffnet seine Arbeit mit einer Monographie von Heinrich Hammer, Professor der Kunstgeschichte an der Universität Innsbruck, „Albin Egger-Lienz. Ein Buch für das deutsche Volk". Neben der sachverständigen und tiefschürfenden Würdigung des Künstlers wird die gute Ausstattung das ihrige tun, das Verständis für das Schaffen dieses bis in den Kern echten Malers zu vertiefen. — In den „Kunstbüchern des Volkes", Kleine Reihe, herausg. von Konrad Lemer (Berlin, Rembrandt-Verlag), ist eine Würdigung des deutschen Bildhauers Richard Scheibe erschienen (63 Abb., RM 3,50). Die Einleitung schrieb Bruno Kroll; dem Kameraden aus den ersten Schaffensjahren widmet Georg Kolbe eine warme Begrüßung.

Zwei bedeutsame Briefpublikationen, die uns tiefen Einblick in das künstlerische Schaffen gewähren, sind in der Schweiz erschienen. „Paul Cézannes Briefe" gab mit einer vorbildlich klaren und eindringenden Einleitung der Schweizer Kunsthistoriker Gotthart Jedlicka heraus (Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch. 52 Abb. RM 7,20) und eine Selbstdarstellung „Paul Gauguins" in seinen Briefen und selbstbiographischen Aufzeichnungen hat Hans Graber herausgegeben (Basel, Benno Schwabe & Co. 40 Tafeln. RM 7,20). Die Briefe Cézannes sind zum ersten Male in dieser Vollständigkeit vereinigt und übersetzt, und diese zweihundert Briefe geben die Möglichkeit, viel leichter den Zugang zu der komplizierten Persönlichkeit des großen Malers zu finden. Denn Cézannes war alles andere eher als ein Briefschreiber. Er schrieb nur, wenn er Antwort geben mußte, und bei der Echtheit dieses Menschen und dem starken Gehalt seiner Persönlichkeit ist jede Zeile, und auch das, was zwischen ihnen steht, von offenbarendem Werte. — Den Zugang zu seiner Persönlichkeit hat Gauguin uns leichter gemacht, als Cézanne es tat, denn von ihm sind Briefe und Aufzeichnungen fast durch seine ganze Lebenszeit erhalten. Mit behutsamer und geschickter Hand hat Hans Graber die Selbstzeugnisse so ausgewählt und gruppiert, daß wirklich ein geschlossenes Bild Gauguins in seiner Größe und seiner menschlichen Tragik entsteht. — Eine schöne Gabe für besinnliche Menschen ist P. Philippis Werk „Die kleine Stadt und ihre Menschen", das Bilder, Erlebnisse und Gedichte dieses feinen und innigen Künstlers enthält (Stuttgart, Walt. Haedecke. 43 Kunstdrucktafeln. RM 5,50). Karl Meißner schrieb die verständnisvolle Einführung. Der

Vergleich mit Spitzweg liegt auf der Hand, und doch ist Philippi in seinen malerischen, zeichnerischen und dichterischen Äußerungen von so starkem Eigenwuchs, daß man, um ihn und seine Bedeutung zu begreifen, literarischer Parallelen nicht bedarf. Philippi lebt in Rothenburg, und das ist sicherlich kein Zufall. Die Freude an seinen Bildern, die zu gleicher Zeit Selbstbesinnung und Stille vermitteln, wird vertieft durch den echten Humor seiner Aufzeichnungen. — Einen Fund von großer Bedeutung machte der sudetendeutsche Kunsthistoriker Otto Kletzl, der in den Umschlägen alter Steuerbücher aus dem 16. Jahrhundert im Stuttgarter Rathaus „Planfragmente aus der deutschen Dombauhütte von Prag" fand (Stuttgart, Felix Krais. 14 Abbildungen, 7 Lichtdrucktafeln. RM 10,—). Dieser überraschende Fund gibt Kletzl die Möglichkeit, nachzuweisen, daß diese bislang verschollenen Pläne Entwürfe für den Prager Dom, und zwar in erster Linie für die nicht zur Ausführung gelangten Bauteile enthalten. Höchst interessant und aufschlußreich sind die weiteren Ergebnisse von Kletzls Forschungen, die erweisen, daß ständige Verbindung zwischen den verschiedenen Bauhütten durch die Familie Parler bestand. Unter den Funden sind auch Planungen für den Turm des Freiburger Münsters. Der Einfluß der Familie Parler erstreckte sich auch auf die Augsburger und Ulmer Dombau-Hütte. — Die erste Lieferung eines großen geplanten Werkes „Bilder zur Schweizer Geschichte" (Berlin, Atlantis-Verlag) liegt vor. Den Begleittext, basiert auf Urkunden und Dichtung der Schweiz, schrieben Hans Stettbacher und Gottfried Guggenbühl. Der Schweizer Künstler Otto Baumberger zeichnete diese Bilder, die von der Pfahlbauzeit an bis zur Belagerung Zürichs im Jahre 1444 mit ungeheurer Wucht und Lebendigkeit das geschichtliche Bewußtsein der Schweizer zu stärken und zu vertiefen hervorragend geeignet sind. — „Die Welt der großen Maler" zeigt ein Prachtband von Ulrich Christoffel (München, R. Piper & Co. 56 Bildtafeln. RM 9,50). Das Buch mit seinen ausgezeichneten Reproduktionen und dem klugen Text des Verfassers bringt auf neue Weise die Welt der Tizian, Holbein, Rubens, Poussin, Rembrandt und Velasquez nahe und gibt auch den kunsthistorisch nicht geschulten Lesern die Möglichkeit, das Schaffen dieser Großen zu deuten. Ein Schlußkapitel „Das malerische Bild" vermittelt das Erlebnis der Farben und des rein Malerischen an den Werken Grünewalds, Bruegels, Giorgiones, Tintorettos, Delacroix', Tiepolos, Hans von Marées'. — Als eines der wichtigsten Bücher will uns die Gesamtausgabe von „Kunst und Geschichte" erscheinen, die Hermann Luckenbach zusammenstellte (München, R. Oldenbourg. 840 Abb., 10 Farbtafeln). In vier große Abschnitte ist der Stoff gegliedert, jeder einzelne wird sachkundig eingeleitet: 1. „Altertum"; 2. „Mittelalter"; 3. „1500—1800"; 4. „Neuzeit". Dieses Kompendium ist ein schlechterdings unentbehrlicher Führer durch die Kunstgeschichte der Menschheit. — Auch das „Künstlerbrevier" von Emil Pirchan (Wien, Wilhelm Fried. 300 Abb.) erfüllt seine Aufgabe, zu den Werten der Kunst durch die Künstler und zum Verständnis ihres Wesens durch ihre Werke zu führen und die einzelnen Persönlichkeiten dem Leser

BAD Ems
Katarrhe
Asthma
Grippefolgen
★
Golf, Tennis
Wassersport
BAD Ems

nahe zu bringen, in bester Form. Emil Pirchan, Professor an der Akademie der bildenden Künste in Wien, hat hier einen lebendigen Führer geschaffen, dessen Wirkung durch die kenntnisreiche und geschickte Heranziehung auch von Anekdoten und Atelierhistörchen außerordentlich erhöht wird. — In der Reihe „Deutsche Lande — Deutsche Kunst", die Burkhard Meier herausgibt, ist eine Sammlung von Meister-Photographien, die Helga Glaßner aufnahm, erschienen, zu der Justus Schmitt den Text schrieb: „Die Donau von Passau bis zur Reichsgrenze" (Berlin, Deutscher Kunstverlag. RM 4,50). Hier wird man durch das Bild in eindringlicher Weise auf die geschichtliche und gegenwärtige Bedeutung der Donau für das Reich und die deutschen Menschen geführt. — Ein Heimatbuch bester Art ist Ernst Wiecherts Buch „In der Heimat" (München, R. Piper & Co. RM 7,80), in dem sich der ostpreußische Dichter mit dem Maler und Photographen Walter Gerull-Kardas vereint, um das Wesen ostpreußischer Landschaft und ostpreußischer Menschen in Wort und Bild zu erschließen. Die 72 Aufnahmen von Walter Gerull-Kardas halten ihren guten Platz. — Von der Schönheit des Fahrens auf den Reichsautobahnen kündet das Buch von Dr. Wolf Strache: „Auf allen Autobahnen" (Darmstadt, L. C. Wittich). Fast alle Aufnahmen sind vom Verfasser selber. Das gesteckte Ziel, den Reisenden im Auto, die den vollen Genuß solcher Fahrten erwerben möchten, zu helfen, ist in jeder Weise erreicht. — Die Landschaft, die Kunst und das Leben in der Herzlandschaft italienischer Kunst deutet das Buch von Arnold von Borsig „Die Toscana" (Wien, Anton Schroll & Co. 224 Bildtafeln. RM 18,—). Die Einleitung und die Erläuterungen zu diesem Glanzstück photographischer Leistung schrieb Ranuccio Bianchi-Bandinelli. Er ist in jeder Weise berufen, das Letzte und Tiefste über diesen einzigartigen Fleck Erde auszusagen, weil er aus einem Geschlechte kommt, das seit langem in der Toscana beheimatet ist und weil er ein weltaufgeschlossener Europäer ist. Hier wird Kunst, Landschaft und Geschichte in einer solchen Form lebendig, daß dieses Buch die Toscana in all ihrer Schönheit und Herrlichkeit dem Leser zu dauerndem Besitz macht.

Rudolf G. Binding zum Gedächtnis

Unmittelbar nach dem Tode Rudolf G. Bindings ließ sein Verlag (Rütten & Loening, Potsdam) eine kleine Schrift mit seiner Totenmaske auf dem Titelblatt „Dem Andenken Rudolf G. Bindings" erscheinen. Rudolf Alexander Schröders und Friedrich Barthels Reden und Verse von Hermann Claudius vereinen sich mit dem Nachruf von Paul Alverdes, einem Gedicht von Clemens Graf Podewils, den beiden letzten Gedichten Bindings und Faksimile von Zeilen seiner letzten Erzählung „Der Stadtheilige", sowie einem Bilde von einer Vorlesung in Lippoldsberg bei Hans Grimm zu einer würdigen und edlen Gabe. — Auch der Verlag Karl Rauch (Leipzig) ließ als Nummer 1 der Reihe „Die kleinen Räuchlin-Drucke" ein Gedenkheft „Rudolf G. Binding" erscheinen, in dem mit zwei Bildern und Gedichten von Binding W. E. Süskinds Würdigung zum 70. Geburtstage und Gedenkworte von Karl Rauch zusammengestellt sind. — Einen letzten Plan des Verstorbenen verwirklicht das Bändchen „Die Perle und andere Erzählungen", deren letzte „Der Stadtheilige" Fragment geblieben ist. — In der Reihe der Einzelausgaben, ebenfalls bei Rütten & Loening, sind weiter erschienen „Cölestine" und „Der Wingult", schon seit langem Kern- und Prachtstücke von Bindings Schaffen. „Rufe und Reden" (ebenda) vereinigt zehn Reden und Schriften, beginnend mit „Deutsche Jugend vor den Toten des Krieges" und endend mit „Dichterglaube". Es sei auch noch darauf hingewiesen, daß die bedeutsame Schrift Bindings „Der deutsche und der humanistische Gedanke im Angesicht der Zukunft" im gleichen Verlage erschienen ist. — Eine Biographie „Rudolf G. Bindings Leben und Werk" schrieb Traude Stenner, die aus nächster Nähe zum Dichter in lebendiger Darstellung Wesentliches über ihn aussagt. Eine große Zahl von Bildern, beginnend in der Jugend, endend mit der Totenmaske, sind beigefügt.

Von großen Ärzten

Als Einführung und Grundlage zugleich für die hier zusammengefaßten Bücher kann das Buch von Werner Leibbrand „Der

Die in der „Deutschen Rundschau" inserierenden Kuranstalten und Bäder senden unseren Lesern auf Wunsch gern ihre Drucksachen zu.

Dr. Lahmanns Sanatorium

„Weißer Hirsch" seit 1888

in Bad Weißer Hirsch-Dresden.

Die klinisch geleitete vorbildliche physikalisch-diätetische Heilanstalt für innere und Nerven-Krankheiten.

7 Fachärzte / Alle neuzeitlichen diagnostischen und therapeutischen Einrichtungen / Auffrischungskuren.

(Im Kurort: Golfplatz, Tennisplätze, Schwimmbad.)
Man verlange Werbeschrift U

Freiburg

SCHWARZWALD

Herbstliche Farbenpracht, schmucke Trachten, edler Wein, historische Sehenswürdigkeiten und die umgebenden Schwarzwaldberge stempeln Freiburg zu einem | idealen Ziel für Ihre | Herbstferien.

BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der heutigen Ausgabe unserer Monatsschrift liegen folgende Prospekte bei, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Essener Verlagsanstalt, Essen, Herkulesstraße 1, betr. Erlebnisbücher.

Societäts-Verlag, Frankfurt a. Main, betr. Frankfurter Bücher, Forschung und Leben.

Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig C 1, Inselstraße 22/24, betr. Übersicht der wichtigen Neuerscheinungen.

Wir suchen für unser Archiv

von der „Deutschen Rundschau" die Jahrgänge 1914–1936, ferner Heft 12 vom September 1937. Mitteilungen erbeten an

Hauptarchiv der NSDAP., Abteilung IV B, München 33, Barerstraße 15

In Kürze erscheint:

EUGEN DIESEL

Das Phänomen der Technik

Zeugnisse, Deutung und Wirklichkeit

Etwa 300 Seiten mit 32 Bildtafeln. Kartoniert ca. RM 6.—, in Ganzleinen ca. RM 7.50

Die moderne Technik hat Umwälzungen in dem gesamten Lebensgefüge der zivilisierten Völker hervorgerufen, die beispiellos sind. Ihr Siegeszug seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, dessen Stationen durch gewaltige Leistungen und Errungenschaften bezeichnet werden, schuf eine völlig neue Welt. Bedeutet die Technik Segen oder Fluch? Ist sie dämonische Herrscherin oder Helferin der Menschheit? Worin besteht überhaupt Wesen, Sinn und Ziel dieser neuen Weltmacht? Das sind brennende Fragen, die uns alle unmittelbar berühren, und man hat tausend verschiedene Antworten darauf versucht. Eugen Diesel, der Sohn und Biograph des großen Erfinders, der bedeutende Denker und lebensnahe Forscher, ist der berufene Mann, um diesen gesamten großen Fragenkomplex in einer umfassenden und souveränen Darstellung für unsere Zeit gültig zu beantworten.

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

VDI-VERLAG G.M.B.H., BERLIN

göttliche Stab des Äskulap" (Salzburg, Otto Müller) angesehen werden. Diese „Metaphysik des Arztes" ist ein grundgelehrtes und sehr ernstes Buch. Sie behandelt die Kernfragen jeder fruchtbaren ärztlichen Tätigkeit, die letztlich einzig und allein von der richtigen Einstellung des Arztes zu den letzten Fragen des Lebens abhängt. Mit dem ganzen Rüstzeug seines Wissens und der Reife seiner menschlichen Substanz untersucht Werner Leibbrand die Möglichkeit, die Medizin als eine Theologie des Arztes zu betrachten. Er weiß, daß die ärztliche Kunst im Zusammenhang mit Wertungen steht und dieser verschüttete Zusammenhang wieder klar herauszustellen ist. So dreht sich sein Buch um den Angelpunkt der bis heute noch nicht feststehenden Begriffe: gesund und krank, gut und schlecht, und damit um das Beteiligtsein der ärztlichen Kunst an dem einzigen feststehenden Wahrheitsbegriff, der im Göttlichen liegt. Im organischen Zusammenhang mit diesen Fragen steht die Untersuchung von Geheimrat Professor Dr. August Bier „Die Seele" (München, J. F. Lehmann. RM 7,—), die in 2. Aufl. vorliegt. Nicht nur die große ärztliche Kunst August Biers, sondern auch seine von tiefem Ethos getragene Persönlichkeit sind jedem Deutschen vertraut. So wird er mit Begier danach greifen, sich von einem solchen Manne über die Wirklichkeit der Seele unterrichten zu lassen. Bewußt hat Bier in seiner Schrift die Definition und die Logik stark in den Vordergrund geschoben, und er weist, gestützt auf so klare Begriffe, überzeugend die Existenz eines anscheinend so irrationalen Gebildes, wie die Seele es ist, nach.

Alle diese Schriften sind untereinander verwandt. Auch der bekannte englische Chirurg James Harpole geht in seinem Buche „Am Puls des Lebens" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 6,80) von der gleichen Einstellung aus, daß schließlich und endlich die wahre ärztliche Kunst von dem Verhältnis des Arztes zu den entscheidenden Fragen des menschlichen Lebens abhängig ist. Aus der Fülle von Fällen einer umfassenden und gesegneten Praxis gibt er eine Auswahl von besonders interessanten Fällen, an denen er fast alle wichtigen Krankheiten in ihrer Entstehung, ihrem Wesen und ihrer Bekämpfung untersucht. Er teilt mit dem bekannten Wiener Chirurgen Anton Freiherrn von Eiselsberg die Gabe, die übrigens fast alle großen Ärzte haben, neben aller wissenschaftlich nüchternen Sachlichkeit ganz besonders fesselnd erzählen zu können. Eiselsberg gibt in seinem Buche „Lebensweg eines Chirurgen" (Innsbruck, Deutscher Alpenverlag G. m. b. H. RM 10,—) Rechenschaft über eine Arbeit, die unzähligen Menschen in Frieden und Krieg Heilung und Rettung bedeutet hat. Er begann als Schüler Theodor Billroths, und sein Name erhielt den gleichen Glanz wie der seines großen Lehrers, so daß Eiselsberg und Wiener Chirurgie eine Einheit wurden. Im 2. Teil seines Buches nimmt er Stellung zu den ärztlichen Grundfragen, die unsere Tage so stark bewegen. Aus jeder Zeile spricht seine reife und gütige Menschlichkeit. — Ein Rechenschaftsbericht eines gleichfalls unendlich reichen und gesegneten Lebens als Arzt ist das Buch von Dr. med. M. Bircher-Benner „Vom Werden des neuen Arztes" (Dresden, Wilh. Heyne. RM 4,80), das den Untertitel trägt: „Erkenntnisse und Bekenntnisse". Bircher-Benner, vor kurzem verstorben, hat Weltruf, und überall wird versucht, den Leidenden auf Grund seiner Erkenntnisse mit Erfolg zu helfen. Er will das Leben und die Wissenschaft auf Grund seiner tiefgründigen Erkenntnisse wieder in das Reich der Ordnungen zurückführen. Den Weg dazu zeigt dieses ungewöhnlich interessante Buch, das auch der Laie ohne medizinische Vorkenntnisse mit dem gleichen Nutzen wie der Arzt lesen kann.

Rudolf Pechel.

Das Anatomenbildnis

Selten ist eine so harmonische Beziehung zwischen Wissenschaft und Kunst anzutreffen wie in der Studie des Frankfurter Professors Richard M. Wegner, die er in gepflegter Buchform unter obigem Titel veröffentlichte (Benno Schwabe & Co., Basel. 199 Seiten, 105 Abbildungen im Text u. auf Tafeln. RM 10,80). Das Anatomenbildnis, kunsthistorisch betrachtet, spricht in eindringlicher Reproduktion den Kunstfreund an und wendet sich vor allem an kunstliebende Mediziner. Wegners Bildauswahl entstammt überwiegend seiner eigenen Originalsammlung und überrascht durch ihren beseelten künstlerischen Gehalt. In seiner umsichtigen Erläuterung meistert Wegner die überreiche Fülle seines

Soeben erscheint

die wohlfeile Neuausgabe des lange vergriffenen Standardwerkes

OSKAR SCHÜRER

Prag

Kultur / Kunst / Geschichte

460 Seiten Text, 160 Kupfertiefdruck- und 8 Lichtdrucktafeln.
Kartoniert RM 8.—, Leinen RM 9.50.

Eine Stadt ist die Heldin dieses Buches, politischer und kultureller Brennpunkt auf der Grenze zweier Welten und Mittlerin zwischen Ost und West — aber auch alte deutsche Kaiserstadt und Kunstkammer Europas, das „Rom des Nordens", P r a g. Schürer gibt ein großartiges Gemälde dieser Stadt, das sich ausweitet zur Geschichte des ganzen Landes. Er führt uns von der fast sagenhaften Gründungszeit an durch die Zeit der Przemysliden und die Weltstadt Karls IV., durch die Stadt der Hussitenkriege und der habsburgischen Gegenreformation, durch die hohe Blütezeit des Prager Barocks bis in das Prag unserer Tage. Aber nicht nur ein Jahrhundert bewegter Geschichte zieht an unseren Augen vorbei, wir erleben darüber hinaus das Geschick dieser so seltsam zauberhaften Stadt an ihrer Raumgestaltung, ihren Bauten und Gassen. Keine andere Stadt zeigt ihre Geschichte so deutlich am Stadtbild auf — Schürer deutet an der äußeren Gestalt das Schicksal und beschwört an den Bauten die Gesichter der Zeiten herauf. Geistige und seelische Strömungen zweier Völker werden in ihren Wurzeln aufgedeckt und das Tragische und zugleich Schöpferische jahrhundertelanger Auseinandersetzungen mit Objektivität, einzigartiger Sachkenntnis und jener Anteilnahme geschildert, die einem umfassenden Wissen und einer noblen Haltung entspricht.

„Seit Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom gibt es keine Städtemonographie, die an schöpferischer Gestaltungskraft und innerer Schönheit diesem Buch gleichkäme."
Königsberger Zeitung.

„Die Reihe der Bilder zeigt einen organischen Aufbau aus den Formen der Geschichte heraus mit teilweise wunderbaren Ganz- und Einzelaufnahmen."
Münchener Neueste Nachrichten.

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY / MÜNCHEN
VERLAG RUDOLF M. ROHRER / BRÜNN

anatomiegeschichtlichen Wissens, das den ganzen europäischen Forschungs- und Kunstkreis umschließt. Dieses Buch läßt erkennen, wie bedauerlich die Verdrängung der Porträtgraphik durch die Photographie ist. Wer einen lebendigen Zugang zu berühmten Meistern der Heilkunde wünscht, findet hier einen. Und wer als dankbarer Patient seinem Arzt eine sicher begrüßte Gabe überreichen möchte, schenke ihm Wegners „Anatomenbildnis".

Erich Frank.

Vom Sinn des Lebens

Ein ernster Sucher nach dem Sinn des Lebens ist Peter Max Poppel in seinem Bändchen „Alles Lebendige ist nur ein Gleichnis" (Berlin, Waldemar Hoffmann). Jeder Seite voran steht ein Sinnspruch, Ergebnis eigener Erkenntnis und Nachdenkens oder überkommener Volksweisheit. Ihn erläutert in der Art der Fabeln ein Bild aus der Natur, dem animalischen oder menschlichen Lebens. Das Büchlein ist sympathisch, weil hier ein alemannisches Herz in abgeklärter Heiterkeit das Leben bejaht, sich fühlt als ein Glied in der großen Einheit der Schöpfung, tief verpflichtet den großen Mächten, von denen sie regiert wird mit dem Gefühl und der Schlichtheit eines sauberen Herzens. Ein Bedürfnis nach Mitteilung trieb ihn, ohne Anspruch zu anderen zu sprechen aus dem Gefühl, ihnen helfen zu können. Gefällige Federzeichnungen von Bruno Skibbe fügen sich diesem Bändchen schlichter Lebensweisheit organisch ein.

Inselbücher

Die „Lieder des Hafis" sind in der Inselbücherei (Leipzig) als Nr. 542 von Hans Bethge erschienen. Bethge ist es gegeben, diesen unsterblichen Sänger der Freude, des Weins und der Liebe, des Frühlings, die innige Versenkung in die Natur, mit seinem Blick der Diesseitigkeit, dem Haß gegen alle Heuchelei und Pfäfferei, der tiefen Liebe zur Nachtigall und Rose in eine Form zu fassen, die diese Kleinodien der Weltliteratur zum festen deutschen Besitz macht. Das kluge Geleitwort enthält alles, was der Freund des Sängers von ihm wissen muß. — Die Aufnahme von Marie v. Ebner-Eschenbachs Aphorismen in Auswahl in die Inselbücherei als Band 543 bedarf keiner Begründung. Vielleicht noch stärker als ihre Werke wirkt auf die heutige Zeit die tiefe Weisheit und die gütige Liebe bei aller Schärfe und Klarheit des Urteils dieses Gedankengutes.

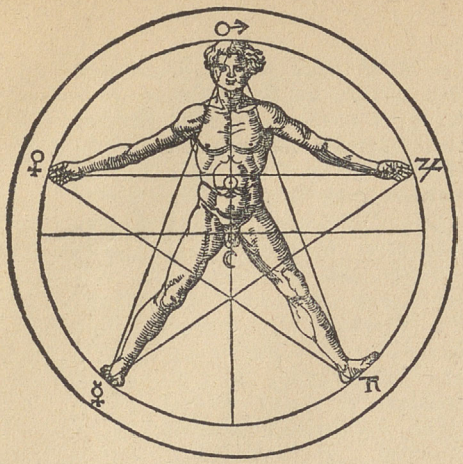
Manso, der Puma

Auf das erste Buch von Ditha Holesch „Der schwarze Hengst Bento" haben wir seinerzeit hingewiesen. Jetzt erscheint von ihr ein neuer Roman „Manso, der Puma" (Berlin, Deutscher Verlag. 64 Bildseiten. RM 6,80). In dieser Lebensgeschichte eines von der Tochter eines deutschen Kolonisten in Brasilien im Lande des Urwalds aufgezogenen jungen Silberlöwen bis zu seinem Ende unter den Zähnen seiner ehemaligen Freunde, der Hunde, beweist Ditha Holesch wiederum ihre starke Fähigkeit, mit großer Lebendigkeit und Lebensnähe ein Tier so zu schildern, wie es wirklich ist, ohne falsche Übertragung menschlicher Gefühle und Gedanken in die einfache, große und starke Seele des Tieres. Prachtvoll sind wiederum die Aufnahmen, die die Umwelt des Urwalds mit höchster Lebendigkeit erfassen.

Verschiedenes

Der langjährige Londoner Korrespondent der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", Karl Erdmann Graf Pückler, gibt in seinem Buche „Wie stark ist England" eine interessante Bilanz der Kräfte des Empire (Leipzig, Wilhelm Goldmann. 16 Bilder. RM 6,20). Er prüft die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Grundlagen des Empire. Der heutige englische Premier, Neville Chamberlain, hat als Finanzminister seinerzeit eine geheime Denkschrift verfaßt über den gleichen Gegenstand. Graf Pücklers Buch ist eine Nachschaffung dieser unveröffentlichten Denkschrift, die wirklich authentische Kenntnisse vermittelt.

„Am weißen Meer" nennt Alexandra Anzerowa die erschütternde Schilderung ihrer Erlebnisse in Sibiriens Straflagern der GPU. durch zehn Jahre (Paderborn, F. Schöningh). Es ist eine schonungslose Abrechnung mit der Lüge und der Wirklichkeit des Bolschewismus von unerhörtem Wahrheitsgehalt. Jede Zeile ergreift, weil jede Zeile erlitten ist. Ein menschliches Dokument, wie es in gleicher Stärke sich selten findet.



Kurze Zeit nach Erscheinen in 2. Auflage

ROBERT HENSELING

Umstrittenes Weltbild

Astrologie / Welteislehre / Um Erdgestalt und Weltmitte. 329 Seiten mit 26 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und 65 Wiedergaben alter Stiche, Horoskope, Weltbilddarstellungen usw. im Text. Kartoniert RM 5.—, in Leinen RM 7.—.

Aus dem Inhalt des Buches:

Das astrologische Problem / Das Horoskop und seine Deutung / Die Grundlagen der Astrologie und ihr Ursprung / Astrologie als Erlösung / Der Weltorganismus und der Einfluß der Sterne / Mensch, Welt und Wissenschaft / Die Welteislehre / Um Erdgestalt und Weltmitte.

„Henseling, ein genauer Kenner der Astronomie und verläßlicher Mittelsmann zwischen Wissenschaft und Volksverstehen, setzt sich gründlich auseinander mit den Trugvorstellungen der Astrologie und der sogenannten ‚Harmonischen Astronomie'-Pseudowissenschaft. Er tut das mit umfassender Beherrschung des Stoffes, in einer meisterlich klaren und lebendig anschaulichen Darstellung. Seine Beweise sind scharfsinnig, überzeugend, und müssen jedem Vorurteilsfreien einleuchten." Berliner Morgenpost.

„In unseren Tagen bedeutet dieses Buch eine Tat; es erscheint berufen, eine wichtige Mission überall dort zu erfüllen, wo Menschen noch halb befangen in den Weltbildern der Astrologie, der Welteislehre, der Geozentrik nach der Wahrheit suchen... Mit den einfachsten Mitteln führt Henseling uns die kompliziertesten Methoden der Forschung vor und macht es uns möglich, ihren Aufgaben und ihrer Arbeit zu folgen." Der Mitteldeutsche, Magdeburg.

Ausführlicher Prospekt kostenlos durch jede Buchhandlung oder vom Verlag

Philipp Reclam jun., Leipzig

HEINRICH LERSCH

Zu seinem 50. Geburtstag erscheint:

Briefe und Gedichte

Aus dem Nachlaß. Herausgegeben von Christian Jenssen. Gebunden RM 6,80

Diese Bekenntnisse bedeuten weit mehr als eine bloße Ergänzung zu dem dichterischen Schaffen Lerschs. Hier erleben wir einen typischen deutschen Menschen in seiner Entwicklung und Wandlung von der Vorkriegszeit zur Gegenwart. Das hebt diese Äußerungen heraus aus den vielen Dichterbekenntnissen, die meist doch nur über den betreffenden Dichter Aufschluß geben. Nicht der Dichter und auch nicht der Mensch Lersch sind es, die hier leben und sich durchsetzen, sondern ihre gemeinsame Überhöhung: der Kamerad. Wie diese Briefe immer wieder jungen Menschen helfen und raten, so helfen sie auch uns: ganz zu bleiben und selbst zu werden, so daß jeder von uns zum Abbild der Gesamtheit wird, zum Inbild seines Volkes. (Die Buchbesprechung, Leipzig, Mai 1939.)

Zu beziehen durch den Buchhandel | Prospekt auf Wunsch

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT
HAMBURG

Buchreihen

„Die deutsche Reihe" des Verlags Eugen Diederichs Jena, die keiner Empfehlung mehr bedarf, hat eine große Zahl von neuen Veröffentlichungen gebracht, jeder Band zum billigen Preise von RM 0,80: Alfons Petzold „Das hohe Leuchten"; Erich Maschke „Der Deutsche Orden"; Otto von Bismarck „Kampf um das Reich"; Karl Bröger „Geschichten vom Reservisten Anzinger"; „Volksmärchen aus Siebenbürgen"; Rudolf Witzany „Die heimliche Not"; Carl Schoyen „Fischer auf den Lofoten"; Shakespeare „Von der Ordnung der Welt"; Ernst Borkowsky „Johann Sebastian Bach"; Hans Christoph Kaergel „Seele der Heimat". – Die Reihe des gleichen Verlages „Volksart und Brauch", die Adolf Spamer betreut, bringt von Günther Jarosch „Erntebrauch und Erntedank" und als Abschluß Wilhelm Hansen „Spiel und Sport in der völkischen Überlieferung" (je Band RM 1,60). – Im Bibliographischen Institut, Leipzig, sind in „Meyers bunten Bändchen" neu erschienen Joseph Maria Ritz „Bauernmöbel" und Georg Fink „Die Hanse" (je Band RM 0,90). – Im Verlag „Die Rabenpresse", Berlin, erschienen von einer neuen Reihe „Die Kunst des Wortes", die Essays und Novellen, lyrische und tragische Dichtungen vereinigt von Schriftstellern und Dichtern, die den Dienst am Wort als eine der edelsten und dringlichsten Aufgaben des geistigen Lebens empfinden und diesen Dienst unter höchster Verantwortlichkeit ausüben, E. Horst Lange „Gesang hinter den Zäunen", Gedichte. Ernst Bertram „Von den Möglichkeiten"; Kilian Kerst „Der Pfau"; Alexander von Bernus „Von Fahrt zu Fahrt", Gedichte; Heinz Flügel „Wölund"; Rudolf Kaßner „Anschauung und Beobachtung"; Richard Benz „Klassik und Romantik"; Werner Bergengruen „Die Ostergnade / Der Kaiser im Elend"; Hans Brandenburg „Die Kunst der Erzählung"; Heinz Flügel „Kullerwo", ein finnisches Heldenlied; Jens Heimreich „Die Koren"; Heinz Flügel „Albwin und Rosimund".
Bei Walter de Gruyter & Co., Berlin, ist in der Sammlung Göschen erschienen D. Dr. Martin Dibelius „Jesus", der eine Darstellung der Geschichte und der Verkündigung Jesu bringt und sich an Gläubige und Gegner wendet mit der Fragestellung, die eigentlich keine Frage ist, ob dieses Stück Geschichte Bedeutung für die ganze Welt besitzt. Das Buch gliedert sich in die Kapitel „Vom Reiche Gottes", „Von den Zeichen des Reiches", „Vom Menschensohn", „Von der Stellung des Menschen vor Gott". Zwei Schlußkapitel „Die Volksbewegung" und „Die Feinde" stellen den geschichtlichen Ablauf dar. – Im Widukind-Verlag, Berlin, ist in der Sammlung „Ahnenerbe" in der 2. Abteilung Fachwissenschaftliche Untersuchungen als Nr. 9 erschienen Otto Huth „Der Lichterbaum. Germanischer Gottes- und deutscher Volksglauben." Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Alfred Schmidnoerr, Percha – Helene Raff, München – Professor Dr. Oskar Schürer, Prag – Dr. Kurt Wagenführ, Berlin – Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin – Karl Rosner, Berlin – Arnold Ulitz, Breslau – Erich Frank, Saarbrücken.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig • DA. II. Vj. 1939: 3829 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

010144 BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU